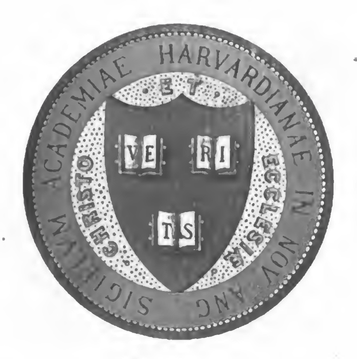
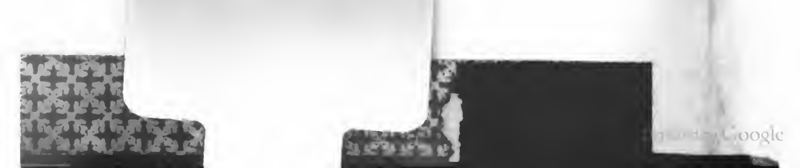
GRIECHISCHE KÜSTENFAHRTEN

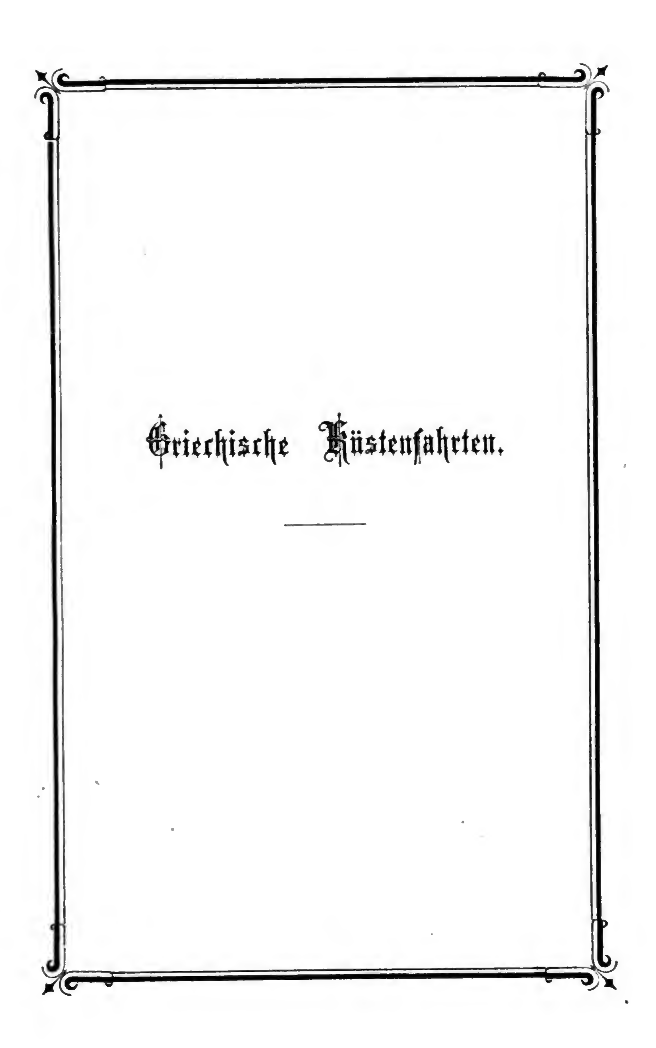
Franz von Löher




SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TS







Griechische Küstenfahrten.

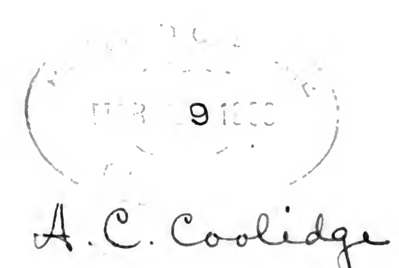
Griechische Küstenfahrten

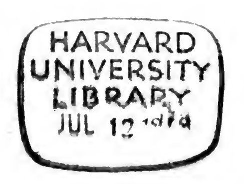
von

Dr. Franz v. Löher,
k. bayer. Geheimer Rath, Reichsarchivdirector, Univ.-Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, Brüssel ꝛc.



Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.




HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUL 12 1979

Inhalt.

I.

An der thrazischen Küste.

Ich habe auf diesem kleinen Erdenrund schon manche hübsche Reise gemacht, manch schöne Jagd im Hochgebirg, oder in dunkeln Urwaldtiefen und wenn die Prairien schimmerten in thauiger Morgenfrische, und noch jüngst blickte und lauschte ich in afrikanischer Küstenöde auf das überwältigende blitzende Ozeansgewoge und sein ungeheures in langsamen Takten tiefausholendes Rollen und Rauschen. Doch niemals erlebte ich eine Reise so erfüllt von Glück und Schönheit, so ganz im reinen seligen Genießen, wie im Juni auf und zwischen den griechischen Inseln.

Längst hatte ich mir einige davon ausgesucht, die aus grauen Schleiern des Alterthums lockend

herüber grüßten, die reiche üppige Thasos, die götterheilige Samothrake mit ihren unerforschten Geheimnissen, die langgestreckte Imbros, und vor allen den hohen Olymp im lesbischen Lorbeergrün. Kein Dampfschiff berührt diese Küsten, wie vergraben liegen sie hinter den stillen Meereswogen. Höchstens jede zwanzig Jahre schifft ein Alterthumsforscher hin und berichtet außer von Steininschriften, von denen vier Fünftel uns höchst gleichgültig sind, auch von grünen rauschenden Wäldern, von altgriechischem Menschenschlag und uralter Tracht und Sitte. Und dann versinkt alles wieder in das jahrhundertelange Schweigen des Todes und der Wehmuth, und wartet auch auf Erlösung von der orientalischen Frage.

Es war am Nachmittag des 7. Juni, Luft und Meer strahlend von reinster Bläue, da blickten wir vom Dampfschiff, das vor der großen Brücke zu Konstantinopel lag, noch einmal hinüber nach den Platanen hinter Skutari auf der Berghöhe des Dschamlidscha, und dann umgewendet das goldene Horn hinauf nach den süßen Wassern von Europa, und dachten der Stunden, die unvergeßlich dort uns blühten. Noch einmal wollten die Augen sich sättigen an dem wunderbaren Glänzen und Leuchten, in welchem die Gewässer und Häuser, das Grün und die blinkenden Zinnen und Moscheen sich gleich-

sam baden. „Aus Glanz und Wonnen komm ich her,“ singt Lohengrin. Hätte Richard Wagner den märchenhaften Glanz gesehen, der Konstantinopels Höhen umzittert, so hätte sich ihm Montsalvat deutlicher gestaltet. Von Elsas und Gralsrittern ist freilich hier wenig zu finden. Denn die Türkinnen sind wahrhaftig die reinsten Schafe in allen außer ihres Leibes Angelegenheiten, und die meisten ihrer Herren entweder glatte Teufel oder blinde Mahomsdiener mit grundschwerem Verständniß für ein fremdes Ideenlüftchen.

Freunde kamen an Bord und brachten an ihre Untergebenen vom Lloyd und Bahnenbau Empfehlungen, man kann deren ja im Orient nie genug haben. Noch ein Viertelstündchen fröhlich Geplauder, dann rascher Abschied, und mit bewegtem und dankbarem Herzen sahen wir ihnen nach, als ihr Kaik sie fliegend zum Ufer trug. Langsam wendete sich das Dampfschiff, stieß ab, fuhr langsam um die grüne Serailspitze, umflattert von weißgeflügelten Möven, fuhr vorbei am schimmernden Leanderthurm, vorbei am letzten Palast auf der asiatischen Seite, und Konstantinopel war verschwunden. Das Herz that uns doch ein bißchen weh, es war gar zu herrlich am Bosporus — und wer kommt hin zum drittenmal?

Schon rauschten wir ins Marmorameer hinein, und immer höher und gewaltiger stiegen ringsum die Gestade empor, und umfaßten die spiegelnde Seefläche, als schiffte man auf dem größten und zugleich schönsten Landsee Europas. Nicht ein Schatten von Gewölk zog durch den stillen blauen Aether, und der Meeresspiegel hatte eine so wunderbare Glätte und Helligkeit, als wäre der obere Luftraum von einem untern nur durch eine lichte Glastafel geschieden. Die köstlichen Eilande der Prinzeninseln schwammen uns gleichsam entgegen, und um jede rothbraune Felszacke an ihren Rändern floß es wie Licht und Schimmer. Ach, es ist schön am Bosporus, so schön daß man gern den ewigen bunten Lärm des Menschenkarnevals dazu nähme, könnte man hier ein paar Monate von einem Gestade zum andern streifen.

Unser Schiff hatte auch ein Stück von jenem bunten Karneval aufgenommen; jedes Plätzchen zum Stehen oder Sitzen war bedeckt mit Menschen vielfarbiger Tracht und Art. Es ging nach Rumelien, Saloniki, Griechenland, und da hatte sich von allem etwas eingeschifft, was dort herum wohnte oder zu schaffen hatte. Das Oberdeck war der Länge nach abgetheilt. Die eine Seite bedeckte ein Zelt, und darunter saßen und lagen Türkinnen, ein paar junge

hübsche und ein paar vom Mittelalter: eine steinalte Frau habe ich in ganz Konstantinopel nicht gesehen, man läßt sie in diesen Gegenden wohl nicht so weit kommen. Die Türkinnen plauderten und rauchten ohne Aufhören, und ihr sonstiges Geschäft war zweierlei. Entweder machten sie sich mit ihren zahllosen Bündeln und Teppichen zu schaffen — kein Türke reist mit einem ordentlichen Koffer, — oder sie säugten Kinder, die schon lustig umher sprangen, und benahmen sich dabei sehr offenherzig, obgleich die Gesichter verhangen blieben. Durch eine Zeltwand getrennt lagerten ihre ernsten Eheherren, und diese thaten nichts als rauchen und schweigen. Vom untern Deck kam bald alles herauf, was irgendwie einen guten Rock trug, Türken und Arnauten, Armenier, Mönche und Derwische und Popen, die Bärte der letzteren waren die schönsten. Drunten aber überschaute man auf der ganzen Schiffslänge eine wahre Musterkarte von türkischem, griechischem, Juden- und Mohrenvolk, jeder mit seinem Pack und jeder in seiner landesüblichen Tracht. In jeder Ecke lag ein Bündel Menschen zusammengekauert: die einen trugen Wollpelze, die andern hatten eine Art schmutzigen Burnuß über den Kopf gezogen, das Roth der türkischen Soldatenuniform stach überall hervor. Dabei war das ganze untere Verdeck mit

Päcken und Kisten vollgestopft, gerade als hätte sich eine große Karawane an Bord niedergelassen. Es fehlte nur, daß statt der Masten und Kamine die langen Hälse der Kamele aus dem bunten Gewimmel hervorragten.

Als nun die glänzende Sonne niederstieg, das Gebirge seine Schultern in tiefes Schwarzblau hüllte, die Ufer aber und die stille Meeresfluth allüberall schimmerten im hellsten Rosenlicht, da erschien auch die ganze wimmelnde Schiffsgesellschaft wie beleuchtet von bengalischem rothem Feuer, und man mußte sich förmlich einreden, daß dieses rothbunte Gewimmel Wirklichkeit sei.

Am Morgen früh lag das Schiff vor Gallipoli, einer ächt türkischen Stadt, die sich mit kleinen grauen Häusern und rothen Ziegeldächern weit ausbreitet wie die Einförmigkeit selbst. Wo den Türken nicht fränkische Baumeister die Paläste bauten, da wußte dieses Steppenvolk aus sich selbst heraus nichts zu ersinnen, nichts aufzurichten, als diese ärmlichen Hütten und Moscheen mit dem plumpen Festungsgemäuer: die spitzen Minarets haben sicherlich keine Türken erfunden.

Eine Menge ihres Volkes kam hier an Bord, und eine tiefverschleierte Frau, die ihren Sohn brachte und von ihm zärtlich Abschied nahm, konnte sich

nicht enthalten, unter ihrem Schleier laut zu weinen und zu schluchzen. Der Jüngling aber sah ihr lange nach mit bleichem Gesicht, und als das Boot der Türkin sich am Ufer verlor, suchte er sich ein stilles Plätzchen unter Deck, wo er mit niemandem zu verkehren brauchte. Auch in Harems fühlt Sohnes- und Mutterherz dieselben seligen Schmerzen, wie bei andern Menschenkindern.

Wir fuhren nun in den Hellespont hinein, und der Strom lag hell und schimmernd auf und ab zwischen den Gestaden, die an der asiatischen Seite wohl bebauet schienen. Wie rauscht das hier herüber und hinüber von alten weltwichtigen Geschichten auf dieser sechs Stunden langen Meeresstraße! Da kommen in grauer Vorzeit die griechischen Häuptlinge auf ihren Raubschiffen, um sich die Schätze und die schönen Weiber der reichen Handelsstadt Troja zu holen. Xerxes schlägt seine Brücken, und unermeßliche Kriegsvölker ergießen sich, die man nur so haufenweise berechnete, wie noch heute die Bevölkerung der türkischen Städte. Athener und Spartaner raufen sich dort am Ziegenfluß um die Oberherrschaft. Der gewaltige Alexander läßt dort am Granikus zum erstenmal den Perserkönig griechisch-mazedonische Kriegskunst kosten, die mit stählerner Schneide in das halbwilde Völkermeer einschneidet.

Ganz Vorderasien liegt nun lange unter europäischer Herrschaft. Erst gehorcht es der überall eindringenden griechischen Kultur. Die uralten Städte schmücken sich bis zu Indiens Gränzen hin mit griechischen Tempeln, griechischer Tracht und Sitte. Es entstehen zahllose neue Ansiedlungen, wo man die Naturschätze der Länder austauscht gegen griechische Industriewaare. Dann macht sich auch hier bis in die Berge der Parther und Armenier hinein der römische Staatswille geltend, und das ganze weite Gebiet wird überzogen von dem großen Raub- und Erpressungssystem, das bis zu unserer Zeit herab seine Jünger gefunden. Vergebens ringt der große Mithridates nach der Unabhängigkeit eines asiatischen Despoten.

Im verbleichenden Glanz der Römerherrlichkeit erscheinen byzantinische Kaiser und unter ihrem Schutz die streitsüchtigen griechischen Mönche, die mit erhitzten Gesichtern hin und her fahren zwischen dem europäischen und asiatischen Ufer, ihre steinernen Dogmen im Kopfe, deren Gewicht und Härte den erhabenen Flug christlicher Ideen wieder herabzieht, bis sie im alten trüben Schlamm und Schutt orientalischer Mythen und Sagen halb ersticken. Dort Isnik, ehemals Nizäa, nahe am Marmora-Meer, erinnert an jene Vorgänge.

Unterdessen man hier emsig arbeitet, das Christenthum zu verknöchern, füllt sich alles Land am Balkan, füllen sich Thrazien Macedonien Griechenland mit slavischem, walachischem, bulgarischem Gesindel, das immer massenhafter anschwillt, das die Wälder und Oelbäume niederhaut, um seinen Schaf- und Ziegenheerden Raum zu schaffen. Die letzten Oströmer fliehen nach den festen Punkten an der Küste, im Innern zerfallen Städte und Tempel, erstirbt der griechische Laut. Vor dem Andrang der schmutzigen wilden Haufen, — auch die Russen kommen, — schwebt Konstantinopel in Nöthen. Es athmet erst wieder auf, als es gelingt, das rohe Volk in die christliche Kirche zu treiben. Man besticht und gewinnt seine Häuptlinge, und der Troß muß folgen wie willenlose Schaaren. Das Christenthum wird ihnen, gerade wie es zur sächsischen Kaiserzeit bei den Magyaren geschah, einfach anbefohlen: sie werfen ihre alten Götzen in die Ecke und sind nun auf einmal getaufte Christen. Und siehe, selbst bei diesen Wildlingen entwickelt das Christenthum seine unwiderstehliche beseligende Macht und Kulturbildung.

Die Gefahr von Norden her war abgewendet, da kam sie von Westen. Italienische Seehelden und fränkische Kreuzfahrer laufen mit ihren Flotten, ihren Schild- und Lanzenträgern in den Hellespont

ein, im Flug ist Konstantinopel erobert. Es dauert ihr Reich nicht volle sechszig Jahre. Hatten die klugen Venetianer die ritterlichen Abenteurer im Jahre 1204 auf Konstantinopel gelenkt, um selbst die beste Frucht ihrer Siege zu kapern, so waren es jetzt Genuesen, die, noch erpichter auf Gold und Handel, im Jahr 1261 den Byzantinern halfen, die Handvoll Franken vom Kaisersitz wieder herunter zu werfen. Der Nachlaß aber des kurzen lateinischen Kaiserthums dauerte noch zwei Jahrhunderte. Es waren die fränkischen Herzoge und Lehnfürsten in Athen, Achaja, Thessalonich, Lesbos, Thasos und andern Inseln. Diese fränkischen Herren besetzten alle Küsten mit ihren Burgthürmen und thaten sich eine Güte in wilder Lust und Fehde und Erpressung: kleine Seeräuberstaaten fehlten auch nicht. Wir Deutschen hatten damals mit Krieg und Besiedelung an der Ostsee und in anderen slavischen Ländern zu thun: für die Romanen schimmerten alle Reichthümer Indiens an den Küsten des griechischen Meers.

Des kurzen lateinischen Kaiserthums Nachlaß bestand aber auch in einem meertiefen Haß der Griechen gegen die frechen Lateiner. Hatte schon das gewaltige Aufsteigen der römischen Kirche, welche die alten Mutterkirchen zu Antiochien Alexandrien und Kon-

stantinopel verdunkelte, das griechische Volk mit Grimm und Aerger erfüllt, jetzt hatte es von Rohheit und Uebermuth der Lateiner unmittelbar zu leiden gehabt. Die Folgen zeigten sich, als von Osten die Osmanlis heranzogen und ihre schwarzen Roßschweife in die Ufer des Hellesponts einstießen.

Im Jahre 1299 eroberten sie Brussa, 1351 Gallipoli, in den nächsten Jahren Kleinasien, dann Adrianopel und die Balkanländer, dann Griechenland und Bosnien. Ringsum keilten sie die hohe Kaiserstadt am Bosphorus ein, bis 1453 auch ihre Mauern stürzten. Und seltsam! Gerade in den anderthalbhundert Jahren, wo die Türkengeißel stets zerfleischender auf die Bekenner der griechischen Kirche niedersaust, trennen sie sich immer feindlicher in Haß und Glauben vom christlichen Abendland. Ihre beste Manneskraft steckt in den Klöstern, — allein in und bei Konstantinopel gab es 300 Klöster, — und finstern Sinnes wühlt sie tief und tiefer sich in ein starres todtes Kirchenthum. Kein Hauch europäischen Geistes dringt mehr zu ihnen. Niemals, selbst nicht im grauen Alterthum, waren diese Länder so vollständig von europäischer Einwirkung entfremdet und abgesperrt, wie in den letzten fünf Jahrhunderten.

Jedoch nicht mehr in der Gegenwart! Noch ist es kein Menschenalter her, seit sich dort unten, nicht weit von der Dardanellenstraße, in der Besika-Bay die Flotten der Franzosen und Engländer versammelten, jetzt zum Schutz, wie 27 Jahre früher bei Navarin zum Verderben der Türken. Seitdem drängen Handel und Gewerb, Zeitungen und Bücher, Reisende und Ansiedler, Gesetze und Gebote der Franken und Russen auf die Türken ein, und längst beunruhigt sie die Ahnung daß ihres Bleibens nicht mehr in Europa, daß ihnen selbst die Küsten Kleinasiens entrissen werden.

Keiner Alexandergröße bedarf es, um die gesammte Türkenmacht über den Haufen zu werfen. Schon die Gewalt der Verkehrsströmung lockert sie, unterhöhlt sie, spült sie weg. Offenbar hat die europäische Kultur wieder einen Eroberungszug angetreten, der für das ganze Gebiet der Griechen und Türken, Walachen und Bulgaren, Syrer und Aegyptier Folgen haben wird, wie einst Alexanders Heergefolge für den Orient.

Schon lange wartet alles auf die letzte Entscheidung. Seit die deutsche Frage 1848 drohend ihr Haupt schüttelte, vergingen 23 Jahre, da war die Lösung da, und es erbebte die Machtstellung der Staaten in ihren Grundfesten. Seit aber Ypsilanti's

heilige Schaar in ihrer Fahne das griechische Erlöserkreuz flattern ließ, sind nun schon 55 Jahre vergangen. Im Orient will jedes Ding Weile haben. Seit den mehr als 1000 Jahren, von Konstantins Taufe bis auf den fürchterlichen Bajazeth, „den Blitz" des Islams, gab es in diesen Ländern keine eingeborne feurige Nationalkraft mehr: man nahm das Schicksal an wie es eben kam, selbst aus den Händen von Räuberschaaren. Aber der passive Widerstand war stets merkwürdig zäh und dauersam. Wo hätte ein Diplomat in Wien oder London oder Konstantinopel noch ein Auferstehen des Hellenenthums vermuthet! Es hing nur noch an ein paar Inseln, ein paar Küstenstreifen, ganz erbärmlich war es mit seinen sittlichen und sonstigen Mitteln bestellt, denn es sah gerade so aus wie slavisches Mönchs- und Räubergesindel. Und siehe da, vor unsern Augen entwickelte es eine geistige Kraft, welche wieder ins Innere der Länder vordringt, die ihm längst und für immer verloren schienen.

Welch ein Wechsel welthistorischer Geschicke an diesen Gestaden! Welch' wunderbare Anziehungskraft ruht auf ihnen, daß aus allen Weltgegenden die Völker nach diesem Punkte hinstreben!

Wer aber zum erstenmal in den Hellespont einfährt, denkt, glaube ich, doch früher, als an dieses

vieltausendjährige europäisch-asiatische Gewoge, an die einfach menschliche Geschichte von Hero und Leander. Warum? In ein paar liebe Mädchenaugen kann sich Jeder tödtlich vertiefen, wenn er auch kein großer Schwärmer ist: über weltgeschichtlichen Staats- und Kriegssachen aber sinnen nur Staatsmänner und deutsche Gelehrte.

Die Dardanellenstraße behält vom Anfang bis zum Ende ihren festlich historischen Charakter. Die europäische Seite ist meist ein nackter Höhenzug, auf der asiatischen erheben sich hohe Berglinien hinter einander. Fort und fort, wie das Schiff vorüberzieht, treten hier und da alte und neue Kastelle in die Fluth. Bald schimmern beide Ufer von weißen Ortschaften, bald ist alles wieder Einöde. Je weiter nach dem griechischen Meere zu, desto häufiger und gewaltiger werden die Thürme und Bastionen, deren Geschütze aufs Wasser lugen. Der Ausgang der Straße ist einer der malerischsten Punkte auf der Welt, die See belebt von einer Menge weißer Segel.

Hier bei Sedil Bahr (Schlüssel des Meeres) stieg mein Tischnachbar aus, ein Pascha, der nach der Insel Samos wollte, um in des Sultans Auftrage die dortigen Händel zu untersuchen; denn die Samier hatten ihren Fürsten bei der Pforte verklagt. Der türkische Herr schien im Französischen noch nicht recht

fest zu sein: seine beiden Begleiter aber sprachen es wie Pariser, und ebenso leicht und behende floß von ihren Lippen Englisch, Italienisch, und Türkisch. Schwerlich findet man in irgend einem Lande junge Männer, die feiner, glatter und verbindlicher in Wort und Manieren, als diese jungen Türken der neuen Schule. Wenn man aber sich wundert, daß unter den Levantinern keine Spur von geistiger Schöpfungskraft — wie kann das denn anders sein? Jeder Bube lernt, als wenn es in der Luft läge, vier oder fünf Sprachen, und ganz von selbst richtet sich darauf, sie gut zu sprechen, sein Sinnen und Denken. Wird er zwölf Jahre, so muß er sie zwar methodisch lernen, aber eigentlich denken lernt er in keiner einzigen Sprache. Jede ist ihm nur ein Werkzeug zum Verkehr, das er immer fertiger zur Hand zu haben strebt. Den tiefen Reiz, durch Denkarbeit etwas zu ergründen, lernt er gar nicht kennen. Er will bloß Geld und Macht erraffen und erschleichen, und sein Verstand wird scharf und funkelnd wie eine Klinge und den Franken hundertmal überlegen. Wie gescheidt, wie gewitzt und geschmeidig schauen uns diese jungen Köpfe an! Wenn ein Levantiner aber besitzt, wonach er einzig trachtet, Reichthum und Titel und ein schönes Haus, dann geht all sein Vergnügen im orientalischen Keef auf, im träume-

rischen Nichtsthun und behaglichen Einschlürfen des feinen Tabaks und der köstlichen Luft. Denn längst versiegt ist in seinem Innern jede Quelle geistigen Lebenswassers.

Nur ein paar Stunden hatten wir die Dardanellen verlassen, und schon tauchte rings aus dem Meere die ganze Herrlichkeit der griechischen Insel- und Küstenwelt, — das langgezackte Imbros, das hoch aufragende Samothrake, die thrazische Küste mit niedrigen Landzungen, mit weiten Buchten, mit schön abfallenden Bergrücken. In duftiger Ferne zeichneten sich schon leise die Umrisse von Thasos am Himmel. Alles umgeben von blaugrünem Seeglanz, alles so frisch und thauig, als stiegen diese Inseln und Gestade an jedem neuen Morgen aus den feuchten Tiefen empor.

Wir fuhren dicht am thrazischen Ufer hin, die Küste erschien öde und verlassen. Das Schiff wendete in die Bucht von Enos, wo die Maritza, die aus den lachenden Ebenen von Philippopel und Adrianopel kommt, ihre Gewässer ausströmt. Eine dunkle Schlucht that sich auf, die tief ins Land hinaufstieg. Am Meer aber war alles Sumpf und Niederung. Da schoß auf einmal etwas am Strande daher, wie eine ungeheure schwarze Schlange, und richtig, als wir näher kamen, standen Eisen-

bahnwagen zwischen den Bäumen. Glückauf, ihr Licht- und Kulturbringer in diesen düstern Bergen! Es war ein Zweig der großen osmanischen Bahn, die Konstantinopel mit den obengenannten Städten, mit Belgrad und der Donau, verbinden soll. Trotz Türken und Balkan wird die Bahn fertig werden, wird Strömen von Reisenden und Gütern den Weg aus dem Herzen Europas nach dem Orient aufschließen, wird aber auch unfehlbar eine ungeahnte Entwicklung im fruchtreichen Rumelien herbeiführen. Schon im Juni vor zwei Jahren wurde die Eröffnung der ersten Bahnhälfte gefeiert, und da es ganz unmöglich war, in der großen Stadt Adrianopel nur für den hundertsten Theil der Festgäste irgend ein anständiges Unterkommen zu beschaffen, so mußte man eine Menge Bahnwagen zusammenführen und sie in Gast- und Wirthshäuser verwandeln. Ich hatte damals die schönsten Einladungen zu diesem Feste bekommen und hätte gar gern etwas von den grünen Fichtenhöhen an der obern Maritza gesehen, allein Beamte brauchen Urlaub und der meinige hatte seine bestimmten Fristen.

Hier bei Dedeatsch in der Enosbucht blieben wir lange liegen. Ballen auf Ballen kamen vom Lande aufs Schiff, alle voll Tabak. Gegen Abend überzog sich das Hochgebirge von Samothrake mit köstlichem

Azur, und starrte wie eine zuletzt prachtvolle dunkelblaue Masse aus dem Meer empor. Dahinter erschien im zarten Goldglanze Thasos, das alle seine Kuppen und Spitzen zeigte. Noch weit hinter der spiegelnden Fluth erhob sich der Athoskegel von Rosenwölkchen umsäumt.

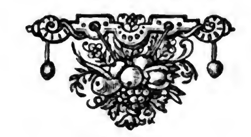
Erst als die Sonne beinahe unterging, dampften wir wieder aus der Bucht heraus, und jetzt erstieg ein Imam das Verdeck und ließ seinen Gesangesruf zum Gebet in feierlich wallenden Tönen über das Schiff hin erschallen. Die Türken sammelten sich zu ihm, beredeten lange wo die rechte Richtung nach Mekka sei, dann zogen sie ihre Schuhe aus, legten Teppiche vor sich hin und knieten nieder. Nun begann der Imam die Gesänge und Gebete, zwischen welchen sie neunmal mit der Stirn den Boden berührten. Zuletzt hielten sie noch ein stilles Gebet, standen auf, strichen ihren Bart und zogen die Schuhe wieder an. Plötzlich aber bemerkten sie, daß unterdessen das Schiff sich im Winde gedreht und sie die Richtung nach Mekka ganz verloren gehabt. Sie waren augenscheinlich bestürzt darüber, mochten aber nach kurzer Berathung doch die Sache für unverbesserlich halten. Wahrscheinlich fürchteten sie unser Gelächter, wenn sie von vorn anfingen.

Spät Abends, als es längst schon dunkelte, hatten wir noch lange den Genuß eines türkischen Gesanges. Der Sänger stand am Hauptmast, umgeben von seinen Landsleuten, und im langgezogenen Tonfalle sang er — wovon? Von Liebe oder Religion oder Vaterland? Sollte es, um dergleichen zu wissen, wohl lohnen, Türkisch zu lernen? Die Literatur dieses Volkes scheint doch die Mühe und Zeit, die man auf ein gründliches Studium derselben verwenden müßte, nicht werth zu sein. Was man von ihr aus Uebersetzungen kennen lernt, ist nicht ein Nachhall aus Persien und Arabien, nein, nur ein ganz erbärmlicher Nachklatsch: das türkisch Nationale darin fast nur das Unfläthige.

Die meisten Türken nehmen auf den Dampfschiffen dritte Klasse, auch die reichen, weil sie unsere Speisen doch nicht essen. Wem aber möchten wohl ihre Schnappsäcke mit all dem zwiebeligem Inhalt appetitlich erscheinen? Der Kapitän des „Progreß", so hieß unser Dampfer, ein griesgrämiger Seebär, ließ den Orientalen alle Freiheit. Auf keinem Punkte des Verdecks war man sicher vor den schändlichen Zwiebeldünsten. Uebrigens sollte der Lloyd, der Oesterreich im Orient so viel Ehre macht, doch auch darauf halten, daß von den drei Schiffsoffizieren wenigstens einer, und auch ein Kellner, etwas deutsch

verstünde. Die Italiener haben ja ohnehin die Lloyd-Schiffe ganz inne. Die Vernachlässigung aber des Volksstammes, der doch immer noch in Oesterreich den Ton angibt, könnte sich einmal empfindlich rächen.

In der Nacht war das Schiff bis vor Porto Lago gefahren, und als ich am Morgen aufs Verdeck kam, lag die thrazische Küste vollentfaltet da. Wir hielten in einer Bucht, die von ganz niedrigen Landlinien umsäumt ist, dahinter aber ziehen und schwingen sich vielgipfelige Berge in prächtigem Halbrund. Die paar Hafengebäude die auf dem flachen Vorlande stehen, erschienen wie helle Punkte vor der erhabenen Gebirgswildniß. Thasos und Samothrake standen jetzt viel näher, gleich schwarzblauen Wolkenbergen über den schimmernden Fluthen. Frische Waldluft wehte vom Gebirge her. Die Wellen hoben und senkten sich in langsamen Schwingungen, und Andacht und stilles Dankgebet erfüllten meine Seele.



II.

In Cavalla.

Bald nach Mittag waren wir vor Cavalla, welches Thasos gegenüber liegt. Die Inseln hatten sich in graue Nebel- und Regenschleier gehüllt, das feste Gestade aber lag noch in glänzender Klarheit. An ihrem Felsen über dem Meere gelagert stellte sich die Stadt mit ihrer Hochburg bedeutend und gefällig dar, das Ufergebirg dahinter wie eine entsetzlich kahle Steinwüste.

In dieser Stadt wollte ich für unsere Inselfahrt ein kleines Schiff nehmen und ausrüsten, und mit einem Dragoman, der den Dolmetscher Koch und Bedienten machen sollte, versehen. Cavalla treibt einen lebhaften Handel, da es Ausfuhrhafen für die feinsten türkischen Tabake ist. Dieses Kraut

gedeiht hier und im nahen Jenidscheh ganz vorzüglich. Schon die Genuesen hatten in Cavalla eine Hauptstation.

Wir landeten und hatten durch tiefen Sand zu waten, der die Strandbreite einnahm. Da kugelte sich am Boden ein ganzes Rudel von nackten Zigeunerkindern, standen walachische Bauern mit Hämmeln zum Verkauf, und bulgarische Lastträger schoben und drängten sich in die Boote, um mit ihren Gütern an die Schiffe zu kommen. Gewiß die halbe männliche Bevölkerung war am Hafen, und ernste Barttürken saßen mit ihren langen Pfeifen vor den Kaffeebuden. Unser Lloydschiff, welches nach Saloniki und Griechenland ging, kreuzte sich mit einem Dampfer, der von dort herkam, um nach Konstantinopel zu fahren. Die Schiffe treffen sich alle vierzehn Tage in Cavalla: dann eilt und hastet Alles, um mit seinem Handel fertig zu werden, und sind die Dampfer fort, senkt sich auf die Stadt wieder die bleierne Stille, die nun seit vielen Jahrhunderten auf diesen Fluren lastet.

Die abdampfenden Schiffe sind aber noch in Sicht, so prüfen die Damen schon ihre neuen Putzstücke. Denn so viel oder so wenig von Damen in Cavalla wohnt, jede behauptet: ihr Anzug komme geradenwegs aus Paris. Das ist überall so in der

Levante. Ein Hausvater klagte mir erbärmlich die ungeheuern Summen, die ihm der Putz von Frau und Töchtern koste. An Vergnügen und Freiheit ist ihr Leben arm, noch ärmer an Wissen und Arbeit: da dreht sich der Mutterwitz jahraus jahrein um die seidenen Fähnchen und Schminktöpfchen der hülfreichen Franzosen.

Da nun an diesem Tage an den Schiffshandel für uns nicht zu denken war, so besahen wir die Stadt. Am meisten fällt die genuesische Wasserleitung ins Auge, drei Bogenreihen übereinander, ein stattliches Werk. Wo die Reihen der Handelsläden sich hinziehen, ist die Straße von grünem Weinlaub überdacht, was sehr freundlich aussieht. Im Moscheenhofe steht noch eine halbe Säule und ein Steinbrunnen mit Verzierungen aus der Genueser Zeit. Den ganzen Hof überschattet eine prachtvolle Riesenplantane, deren Stamm zwölf Männer kaum umspannen. Der schattige Platz hat etwas Trauliches, wie ich das öfter in Moscheenhöfen bemerkte.

Draußen aber steckt Alles noch im alttürkischen Schmutz der Straßen, der Häuser, der Seelen. Als wir zur Oberstadt uns in den engen holperigen und übelriechenden Gassen emporarbeiteten, begegneten uns träge schlurrend in niedergetretenen Pantoffeln einige Frauen, so plump und tief verschleiert, daß man

gleich merkte, daß in einige Harems von Cavalla noch kein Strählchen fränkischer Aufklärung eingeblitzt war. Eine Halbschwarze, die uns den Rücken drehte, schrie laut auf, als sie unser plötzlich ansichtig wurde, und schlug wie wüthend alle ihre Gewänder vors Gesicht. Ein Steinwurf, der vorüberflog, belehrte die Giaurs, vorsichtiger zu sein. Dieses Cavalla soll noch ein ächtes Brutnest von alttürkischem Fanatismus sein.

Auf der Höhe der Stadt ist eine Kaserne eingerichtet und mit 44 Mann besetzt, die ein paar alte eiserne Kanonen hüten. Als wir hier einen freien Punkt erreichten, wo der Blick auf die eingeschlossene Bucht fiel, und in die Steinwüste dahinter, rief ein jedes: „Torbole, Torbole!“ So ähnlich war die Gegend jenem idyllischen Ort am Garda-See, an welchem wir gerade im Herbst vorher mit unsern Kindern ein paar hübsche Wochen verlebt hatten. Nur noch viel glänzender erschien hier die Bläue des Himmels und der Gewässer. Was aber vollständig fehlte, war das Grün der Wein- und Obstgärten und der sanfte trauliche Schimmer der Olivenhaine.

Wir traten auch in das Gymnasium ein. Was? Hier ein Gymnasium? In der That, jedoch türkischer Art. Mehemed Ali war in Cavalla aufgewachsen,

und wie jeder tüchtige Charakter, dachte er auch in seiner Hoheit noch herzlich der alten Heimath. Als er daher Vizekönig von Aegypten geworden, ließ er sich vom Sultan die Insel Thasos schenken und wollte seiner Vaterstadt Cavalla, die gegenüber liegt, eine Güte thun. Eine Medresse, d. i. Lehranstalt von Freistellen, wollte er gründen, damit es in den Köpfen heller werde, und dazu einen schönen Hafen bauen, damit der Handel aufblühe. Da kamen die Männer von Cavalla zusammen und sagten: „Zu was ist eine Medresse? Gab uns der Prophet nicht unsern Koran? Darin steht Alles, was auf Erden und im Himmel nöthig. Und was haben wir vom schönen Hafen? Dann kommen viel Schiffe zusammen, und die guten Fische gehen in die Tiefe." Also baten sie ihren großen Landsmann: seine Gnade möge ihnen doch lieber ein Imaret, d. i. eine große Speiseanstalt, schenken, die jedem Bedürftigen täglich Suppe Pillaw und Brod gebe und zweimal in der Woche ein Stück Fleisch dazu. Der gute Vizekönig that also, ließ sich aber die Akademie nicht aus dem Sinne bringen. Imaret und Medresse wurden gegründet, fast alle Einkünfte aus Thasos ihnen zugewiesen und außerdem noch jährlich 8000 Piaster. Siehe, da schien in Cavalla auf einmal Alles bedürftig, und Reich und Arm holte sich

seinen Mittagstisch aus dem freigebigen Imaret. Die angeborene Trägheit wurde noch größer, und wer jetzt ein Gericht Fische haben will, kann sie sich selbst fangen; denn auch die Fischer leben vom Imaret. An der hohen Schule aber wurden acht Professoren angestellt und, damit sie Zuhörer hätten, über hundert junge Leute aufgenommen, die in der Anstalt Wohnung Kost und Lehre umsonst erhalten. Nun werden die jungen Leute im bequemen Pensionat alt und grau, sie wollen gar nicht wieder heraus, sondern immer noch mehr lernen, und die Professoren sollen sich ganz vortrefflich dabei befinden.

Die liebenswürdigste Aufnahme fanden wir bei unserm Reisegefährten, einem jungen Kaufmann, dem einzigen Deutschen in Cavalla, der mit einem ritterlichen Polen sich Häuschen und Gärtchen gegründet hatte, die von Sauberkeit glänzten. Es war die niedlichste Junggesellenwirthschaft, und da uns allen die Seeluft Appetit gemacht, so wurde ein fetter Truthahn unter Lachen und Gläserklingen rein aufgezehrt. Der Pole hatte dazu einen so ausgesuchten Salat gemacht, wie er in Cavalla vielleicht noch auf keine Tafel gekommen. Nach Tisch besuchten wir den türkischen Oberarzt, einen Griechen. Dieser schlug uns sein Photographie-Album auf, und da blickten uns an: Nußbaum Pfeufer Scanzoni

und, siehe da, auch die liebliche Stehle als Gretchen im Faust und andere Bekannte aus München und Würzburg. Hier hatte der Doktor nämlich studirt, und noch hielt er sich eine deutsche Zeitschrift für Aerzte.

Bei den gemeinen Türken kam er freilich nicht häufig dazu, das Beste seiner Wissenschaft anzuwenden. Sie glauben einmal, der Arzt könne entweder nur den Tod erleichtern oder das Genesen nur etwas beschleunigen, sonst nichts. Als vor ein paar Jahren in Konstantinopel die Cholera ausbrach, sagten sie gleichmüthig: „Wenn Gott es will, werden wir sterben.“ Ein Arzt fragte sie: „Warum sterben denn hauptsächlich die Armen?“ Da wußten sie wieder nichts zu sagen, als: „Gott will es.“ Wie soll dieses Volk in die Höhe kommen? Die Masse bleibt in ihrem Geiste für neue Ideen so undurchdringlich, als ein Kieselstein dem Lichte. Wenn eine Türkin in Todesgefahr, so wagt ihr Mann, auch wenn er sie zärtlich liebt, doch nicht den Arzt zu rufen, ohne daß er ihre Brüder und Vettern zu Rathe zieht, wie viel von ihr der Arzt solle zu sehen bekommen. Läßt man ihn endlich nach vielen und langen Verhandlungen zu, so liegt sie gewöhnlich wie ein Sack verschnürt und verschleiert, und er darf seine Hand blos an ihren Puls legen, und sie meinen: „Der

müsse auf europäischen Hochschulen schlecht studirt haben, der im Pulsfühlen nicht einmal eines armen Weibes Krankheit verstehe. Wenn der Doktor eine kranke Kuh vor sich habe, die könne ihm ja auch nicht sagen oder zeigen, was ihr fehle." Logik ist darin, das läßt sich nicht leugnen, aber türkische.

Andern Tags begann der Schiffshandel, und die halbe Stadt nahm daran Theil. Angebote und Forderungen stiegen und sanken, die Preise aber blieben unverschämt. Man rieth mir bereits, auf jeder Insel ein Schiff zu miethen, aber da hätte ich täglich mit neuen Füchsen anbinden müssen. Endlich verschaffte mir der deutsche Konsularagent, ein Grieche mit einem berühmten Dichternamen aus Italien, einen kleinen Kutter mit fünf Mann Besatzung. Das Schiff konnte zwei große und fünf schmale Segel aufziehen, und führte ein kleines stumpfes Boot zum Landen. Man rühmte es als trefflichen Segler. Die Mannschaft war türkisch, der alte Kapitän sprach etwas Italienisch, und die vier Matrosen waren junge und dienstwillige Leute. Ich glaubte dabei Diener und Dolmetscher ersparen zu können. Der mittlere Schiffsraum wurde, soweit er verdeckt war nothdürftig mit Segeltuch und Teppichen zu einem Gemach ausgerüstet, und es kam uns recht zu statten, daß wir uns in Konstantinopel schöne türkische

Decken gekauft hatten. Das Schiffsgeld wurde bei dem deutschen Konsul hinterlegt und ein Vertrag allerseits unterschrieben: daß Kapitän Mustapha das Geld bekomme, wenn er einen Brief zurückbringe, daß ich mit ihm zufrieden gewesen. Vorläufig auf 12 Tage sollten Schiff und Besatzung mir und meiner Reise- und Lebensgefährtin zur Verfügung stehen, die Leute landen wo wir wollten und uns ins Innere begleiten, und am letzten Tage uns in Tenedos absetzen.

Angeheitert über unsere neue Reiseart bestiegen wir das Schiff Nachmittags drei Uhr, und alle unsere neuen Freunde gaben, wie es im Orient Sitte ist, uns bis an Bord Geleit. Das Schiff führte den Namen Hubdah verdi, d. h. gute Hoffnung, und hieß noch von den Spaniern her eine Alamana. Beides schien mir eine gute Vorbedeutung, als wir den Anker lichteten und langsam aus dem Hafen segelten, wir zwei allein mit unsern Türken auf der Fahrt nach einer unbekannten Inselwelt.

Der Hafen von Cavalla bildet eine tiefe Bucht, und da der Wind uns entgegenstand, so steuerten wir auf das äußerste Vorgebirge zur Rechten, um durch Kreuzen das Kap zur Linken zu gewinnen, zu welchem die Stadt emporklettert. Als wir nun fast heraustraten ins offene Gewässer und hineinschauten in

diese Unermeßlichkeit von Glanz und Bläue, o welch ein Entzücken! Es hatte in der Nacht sich abgeregnet. Nicht der leiseste Dunst schwebte im Luftmeer, wir konnten jeden Stein und Felsen an der grünen und braunen Küste zählen. Zu beiden Seiten der Bucht schimmerte das hellgraue Vorgebirge, in ihrer Tiefe die weiße Stadt mit den Festungszinnen darüber, bei der Moschee die grüne Wölbung des Riesenbaums, dahinter das nackte Steingebirge mit seinen alten Wartthürmen. Ueber dem Meer aber war Alles ein wonnig Glänzen und Leuchten, und darin ragte lockend und glückverheißend blau und roth ein Inselberg neben dem andern empor. Dunkel auf grauem Grunde zeichnete sich auf Thasos der Kamm der Waldung.

Alles scheint hier in dieser hellen Luft so wunderbar nahe und vertraut, und immer weiter dringt der Blick in die klaren Tiefen, und noch die fernsten Gestade, die leisen Linien nur wie hingehaucht, winken lieb und traulich.

Unser Schiff glitt unterdessen zum linken Ufer hin, blieb aber noch weit hinter seinem Vorgebirg. Noch einmal wurde zur Rechten hinausgestrebt und von dort zur Linken zurück, und siehe da, kaum eines Steinwurfs Weite hatten wir gewonnen. So zog das Schiff seinen Faden kreuz und quer über die

Bucht und vermochte nicht, die verwünschte Felsen-nase zur Linken hinter sich zu bringen, gewiß zum Gelächter oder auch zum Bedauern unserer Bekannten in der Stadt.

Endlich schob uns ein günstig Lüftchen um die scharfe Ecke. Wir schwebten zwischen dem Festlande und Thasos, das uns gerade gegenüber in breiten Felsrippen und Steinhalden emporstieg. Hernieder floß das süße stille Behagen eines köstlichen Abends. In der Ferne schimmerten Fluth und Inseln im glühenden Roth, hüllten sich dann in blaue luftige Schleier, und entschwebten in silbergrauen verschwimmenden Linien. Das hohe ernste Urgebirg aber von Samothrake schaute mehr und mehr bleich und geisterhaft herüber, und während die thrazischen Bergketten dunkel dahinzogen, fing Thasos an leise sich zu röthen, bis mehr und mehr die ganze gewaltige Masse wie getränkt schien von eitel Rosengluth.

Langsam strebten wir darauf zu. Es wurde Nacht und auf unserm Schiffe ganz häuslich. Der alte Kapitän Mustapha breitete seinen Teppich aus und kniete zum Gebet nieder, während der schwarze Hassan auf dem Verdecke den kleinen Kochherd richtete und Pillaw kochte. Auch wir öffneten unsern Wein- und Speisekorb, und da die Insel immer noch nicht näher kommen wollte, so versuchten wir zum ersten-

mal lachend unser neues Lager. Bei einigem Reisemuth schien es nicht so übel, unsere Türken hatten es so gut und so artig, als sie konnten, hergerichtet. Wir brauchten den Vorhang nur etwas zu lüften, so schauten wir in die funkelnden Sterne, ohne den Kopf zu erheben.



III.

Auf der alten Thasosstätte.

Morgens gegen drei Uhr weckte uns das Rasseln des niederfallenden Ankers. Thasos, sei uns gegrüßt und geweiht! Nachtigallengesang schmetterte über die Wellen, Waldes- und Blumenduft wehte uns würzig entgegen. Fast die ganze Insel war grün bewaldet, ein erfrischender Anblick. Aus der Waldung erhob sich ein scharfer nackter Hochberg, gekrönt von stattlichen Burgruinen. Sechs kleine Fahrzeuge lagen im Hafen, dahinter ein paar Häuser, vor deren Thüren Bänke unter schattigen Bäumen. Unser Frühstück wurde bereitet, dann das kleine Boot abgehoben und ins Meer gelassen. Wir mußten jetzt das Hineinklettern lernen, denn eine Schiffsleiter war vergessen. Mit ein paar Schlägen waren wir

am Ufer und stiegen an einem Steindamm aus, den man aus alten Stücken weißen Marmors ins Meer hinausgebaut hatte.

Die gesammte männliche Bevölkerung stand bereits versammelt, nur die beiden Türken, der Zollpächter und ein Beamter, zeigten ihrer Würde gemäß Kopf und Pfeife bloß am Fenster. Außer ihren waren die andern fünf Häuser und Schuppen Magasias, nämlich Kramläden mit Wein- und Kaffeeschank. Am Strande zogen sich luftige Weinlauben mit Tischen und Sitzen, die man sich aus alten Säulenstücken gemacht hatte. Der Platz heißt Limenas oder der Hafen, und ist eigentlich der Insel Ein- und Alles zum Versenden oder Empfangen von Gut und Waare. Zwar hat jedes Dorf noch seine eigene Rhede, aber das sind nur Ankerplätze, die gegen den Wind keinen Schutz bieten.

Nachdem uns zweimal eine Tasse Kaffee dargeboten, mußten wir die dritte nehmen bei dem türkischen Oberbeamten, dem es räthlich schien Besuch zu machen, während unser Schiffsvolk sich nach Maulthieren für uns umsah. Die ungewohnte Ehre, eine Dame ohne Schleier zu empfangen, setzte unsern artigen Wirth nicht wenig in Verlegenheit. Er wußte nicht recht, wo er die Blicke lassen sollte. Endlich fand der Effendi eine hübsche Manier, mit

freundlicher Handbewegung die Fränkin einzuladen, Platz zu nehmen. Wir wurden bald die besten Freunde, und er staunte nicht wenig, als ich ihm in Professor Conze's „Reise auf den Inseln des thrazischen Meeres" die Inschriften und Abbildungen aus der alten Stadt zeigte, auf deren Boden wir standen. „Die Deutschen erforschen alles und machen alles. Was sind die Franzosen?" In der Levante denkt man noch hinter dem großen Krieg her, und meint immer, die Franzosen müßten bald hin werden vor Zorn und Schwäche. „Was sind die Franzosen?" wiederholte der Herr und blies über seine offene Hand hin, als wollte er sagen: „Nichts mehr." Ich dachte in der Stille: erstens sind wir noch lange nicht mit ihnen fertig, und zweitens haben sie mehr Geld als wir, und sind uns noch in vielem anderm voraus, was zum heitern und anmuthigen Dasein gehört, auch in schöner klarer Prosa.

Mit den nöthigen Anweisungen von unserm türkischen Neufreunde versehen, schritt Kapitän Mustapha mit der langen Pfeife voran, uns den Weg zu zeigen.

Dieser führte am alten Hafen hin, dessen Dämme, theilweise schon unter Wasser, jedoch überall noch sichtbar, ein langes Viereck bildeten. Dahinter stand ein verfallener Thurm, weiter zurück lag ein Acker-



gut, und hoch über Wiesen Wald und Saaten zog sich in weiter Linie ein Bergrücken, auf dessen Kamme sich höchst stattlich eine weite Ruine mit Thürmen und Zinnen darstellte, und sah man näher hin, so entdeckte man auch, wie über den Bergrücken hin die alte Stadtmauer fortlief. Neben dem geschlossenen Hafen, der wahrscheinlich die Kriegsschiffe aufnahm, lag etwas weiter und noch geräumiger der alte Handelshafen, blos durch einen weit vorgebauten Molo gegen die Stürme geschützt, die von der offenen See kamen. Hier, zwischen Meer und Höhenzug, liegt eine leicht geneigte Ebene, die in der Mitte mehr als eine Viertelstunde breit ist und an ihrem Ende in ein weites Gebirgsthal ausmündet. Hier dehnte sich einst machtvoll und üppig die Stadt der Thasier aus, schwellend von Volk, Künsten und Schätzen, eine Stadt, wie im Alterthum Syrakus und Agrigent oder in unserer Zeit Antwerpen und Hamburg. Griechen aus Paros, an ihrer Spitze das Dichtergenie Archilochus und sein Vater, hatten sich hier siebenhundert Jahre vor Christus angesiedelt, und ihre Nachkommen wußten sich allmählich der natürlichen Reichthümer der Insel, ihrer glücklichen Lage für Handel und Schifffahrt, und der thrazischen Gegenküste zu bemächtigen.

Thasos, außer Kreta, noch jetzt die fruchtbarste unter den griechischen Inseln und wie keine andere durchzogen von Waldesrauschen und Bachgeplätscher, hieß im Alterthum „das Gestade der Ceres.“ Solche reichliche Fülle gab es hier an Getreide, Oel, Flachs, Honig, an Rindern und Pferden, und alles war von edelster Güte. Unerschöpflich lieferten die Wälder das beste Holz zum Haus- und Schiffbauen. Noch gesuchter war der herrliche Marmor von Thasos, und die Opale, die sich auf der Insel fanden, hatten das lieblichste Gefunkel. Nicht genug wußte noch Plinius von Thasos zu rühmen. Es hieß aber auch die „Goldinsel,“ denn hier waren reiche Gold- und Silbergruben geöffnet. Noch größere Schätze lieferte der Grubenwald der Gegenküste. Die Thasier hatten dort auf dem Festlande durch Gewalt und Güte das wilde thrazische Volk beschwichtigt, daß es ihre griechischen Ansiedelungen — denn griechisch war die Sprache und Sitte auf Thasos — aufnahm und es duldete, wenn sie Gold- und Silberschmelzen anlegten. Herodot erzählte: kein Thasier zahle Steuern, und wenn sie von ihren Minen den ganzen Haushalt ihrer Stadt bestritten hätten, so blieben jährlich noch zwischen zwei- und dreihundert Talente (nahe eine halbe Million Thaler) in der Kasse.

Aber nicht bloß in Bergwerken, im Feld und Weingarten, im Schiffbau waren die alten Thasier fleißig, ihre Frauen saßen auch emsig hinter Spinnrad und Webstuhl, und ihre Männer fuhren aus zu weiten Seereisen. Die sicherste Handelsstraße von Griechenland nach Asien ging in den drei Jahrhunderten vor den Perserkriegen, — dies war die Zeit der größten Blüthe von Thasos, — noch die mazedonische und thrazische Küste entlang. Da lag die Insel gerade in der Mitte, und das Schiffgewerbe mußte von selbst in Aufnahme kommen. Frische Kräfte flossen aber beständig den Flotten und Werkstätten der Thasier von der thrazischen Küste zu. Denn dort besaßen sie nicht bloß Datum, welches wahrscheinlich später Neapolis war und ebenso wahrscheinlich jetzt Cavalla ist, sondern auch Oesima, Galepsus, Stryme, endlich das Hauptbergwerk Scapta Hyla. Die Thrazier brachten hier das Korn von ihren Feldern, die Wolle und Häute von ihren Heerden, das Pelzwerk von ihren Jagden zu Markte, verdingten sich als Arbeiter und gingen auf die Werften nach Thasos. Im Arsenal, welches hinter dem Hafen lag, erbaute man die ersten Schiffe mit langem Verdeck, und so berühmt war die Nautik der Thasier, daß Alexander der Große ihrem Mitbürger Androsthenes die Entdeckungsfahrt ins in-

dische Weltmeer anvertraute. Schade, daß wir seinen Reisebericht nicht mehr besitzen.

Denn weithin reichten die Blicke der kundigen Thasier. Ihr Geograph Thrasyalus lehrte schon damals: die periodischen Ueberschwemmungen des Nils könnten nur von einer Regenmenge herrühren, die in seinem obern Flußgebiete niederfalle. Der Thasier Geschichtsschreiber Stesimbrotos, der sich freilich meist zu Athen aufhielt, schrieb die ersten kunst- und sinnreichen Memoiren. Der Thasier Dichter Hegemon verfaßte die ersten Parodien; seine Mitbürger aber nannten ihn ihren Linserich (φακῆς), und als er sie einmal gar zu sehr mit seinen Spottversen ärgerte, bewarfen sie den Schmutzdichter mit gleichem Stoff. In aller Welt berühmt war auch die Malerschule des Thasiers Aglaophon und seiner Söhne Aristophon und Polygnot. Der Letztere wurde nach Athen und Delphi berufen, um mit seiner Kunst die Tempel zu schmücken, und man war besonders entzückt von seinen Bildnissen, da er die Frauen nicht in der hergebrachten Steifheit malte, sondern wie sie die rosigen Lippen öffneten und lachend die Zähne durchschimmerten.

Kurz, ehe Athen und Korinth sich auszeichneten durch Macht und Witz und Schönheit, war Thasos bereits eine Großstadt, die berühmt war an allen

Küsten des Mittelmeers, und etwas von diesem Glanze war ihr noch bis in die späte Römerzeit geblieben.

Was ist jetzt von all der Pracht und Größe der alten Stadt, von all dem edlen Streben ihrer Bewohner noch übrig? Eine nackte schweigende Stätte, und die Erinnerung büchergelehrter Fremden. Vergebens sucht man nach irgend einem Tempel oder nach einer Hochsäule, die halb gebrochen noch dastände. Die zerfallende Warte hier am Hafen, dort oben die ragenden Trümmer der Hochburg sind mittelalterliche Bauten. Von der tosenden, lebenserfüllten Hellenenstadt ist nichts, gar nichts übrig geblieben, als ein Thor und die weiten Linien der Stadtmauern, die über den Bergrücken und dann durch Feld und Wiese bis zur Meerestiefe ziehen, die Hafendämme halb unter Wasser, niedrige Säulenstücke und einige herrliche Marmorsarkophage, die halb zertrümmert zwischen Gebüsch und wilden Blumen stehen. Die Größe dieser Grabmäler und ihre weiße Marmorpracht wecken unter dem Inselvolke, dessen Gedanken jetzt nicht weiter streifen, als bis zur Küste gegenüber, dunkle Sagen von reichen Königen, die hier einst gethront hätten.

Doch was weiß die ewige Natur von Trauer und Gräbern! In den blauen Lüften war alles ein

Blinken und Lächeln, ein Klingen und Singen, zahllose Bienen und Käfer schwirrten, und die gelben und bunten Schmetterlinge hingen an allen Blüthen. Es war ein himmlischer Morgen und um jene schöne Zeit des Jahres, wo der Frühling thau- und blüthenschwer dem Frühsommer leise in die Arme sinkt. Und hier standen wir nun auf einer der wonnigsten Stätten der Erde. Bei jedem Schritt Lockung zu neuem Umschauen in dieser goldenen Helligkeit, neue Ausrufe des Entzückens. Wir stiegen allmählich zur Hochburg empor an der inneren Bergseite, die mit Tannengrün Walderika Salbei und den mannigfaltigsten Gesträuchen und Blumen bewachsen. Ueberall Quellengeriesel, überall Vogelschlag und melodisches Heerdengeläut; denn jede der hübschen weißbraunen Ziegen, die durchs Gebüsch sprangen, hatte ihr Glöckchen an. Dieser köstliche Wald- und Blumengeruch, der immer reiner und würziger uns entgegenströmte, wie that er so wohl, nachdem wir lange Zeit so viele nackte Straßen Thürme und Steinfelder gesehen, unterbrochen nur durch das einförmige düstere Grün der Cypressen.

Der Bergrücken — man hat fast eine halbe Stunde Wegs vom Strande bis auf seine Höhe — erhebt sich in drei Absätzen. Auf dem ersten ragt eine mittelalterliche Burgruine mit zwei viereckigen

Thürmen. Thore, eingestürzte Rundgewölbe, und andere Gemächer lassen sich noch deutlich in den Trümmern erkennen.

Der zweite Absatz, zu welchem ehemals eine fortlaufende Reihe von Gebäuden führte, trug wahrscheinlich einen großen griechischen Tempel. Die Grundmauern sind noch wie eingenietet in den lebendigen Fels und bestehen aus mächtigen Marmorquadern. Sie erinnerten mich ganz an die unteren Umfassungsmauern der herrlichen Tempel in Sizilien.

Dann folgt die letzte Höhe — eine gewaltige Felsenklippe, die seltsam kahl und bleich aufstarrt aus der grünen Umgebung. Eine glitzernde Schlange, über zwei Fuß lang, schien den Anstieg zu wehren; nur langsam verlor sich ihr Geringel zwischen dem Gestein.

Herrlicher aber konnte auch auf dieser Höhe die Aussicht nicht mehr werden. Welch hehre Andacht, welch stille Wonne mußte die Gemüther durchziehen; wenn die alten Griechen auf dieser Tempelhöhe den Göttern opferten, ringsum diese alleuchtende Herrlichkeit des Meeres und der Landschaft. Nach der einen Seite alles voll waldbedeckter Schluchten und Thäler und Bergketten, die zum Meere niederziehen, hoch darüber der zu vierthalb tausend Fuß aufsteigende Felsberg des heiligen Elias. Auf der

andern Seite tiefer eingesenkt die Strandebene mit Wiesen, goldenen Fluren, und dem bläulich schimmernden Grün der Olivenhaine. Diese Fruchtebene umfaßt von der unermeßlichen blaüen Meerespracht hier zu unsern Füßen, dort außen in der See das zierlich bebüschte Inselchen Thasopolus, das Thasoskindchen, mehr in der Ferne das braune Gebirge von Imbros, die ungeheure bleiche Pyramide von Samothrake, und da drüben die Buchten und die niedrigen Landzungen Thraziens, rings umgürtet von mächtigen Gebirgswällen, — allüberall ein Glänzen und Leuchten, als wollten die Wälder noch grüner, die Meeresfluthen noch blitzender werden.

Unten an der Felswand hatte man im Alterthum, einige zwanzig Fuß über dem Boden, dem Pan eine Grotte ausgehauen, in welcher der Leichtgehörnte gemüthlich zwischen seinen Ziegen flötet. Auch die atheniſche Akropolis hat ihre Pansgrotte. Die hellen hellenischen Götter hatten die schwärzlichen behaarten Naturgeister verjagt; doch in einem halbdunkeln Versteck am Burgberg baute man dem alten lustigen Heerdengott noch eine kleine Grotte, — ein Rest der alten Naturverehrung.

Ehe wir die Höhe verließen, ruhte mein Blick lange auf dem graubleichen thrazischen Gebirge uns gegenüber, dem viel umkämpften Pangäus, dessen

Goldgruben Völkern und Staatsmännern so begehrenswerth. An seinem Fuße drüben lag Philippi, des Mazedoniers Stadt, welche er bei dem thrazischen Bergort, den Creniden oder Quellgewässern, baute und mit seinem eigenem Namen schmückte. Hier gewann König Philipp das Gold, welches ihm die Griechenstädte öffnete. Ich fragte in Cavalla den jungen Polen, der Rumelien in Handelsgeschäften durchzog: er hatte weder auf der Stätte von Philippi, noch sonst an der thrazischen Küste von all den Städten, die hier vor Zeiten so dicht und herrlich blühten, irgend andere Trümmer gefunden, als unkenntliches Mauerwerk. Es macht doch einen Unterschied, ob Slaven und Turanier irgendwo hausen oder andere Völker. In Sizilien und Unteritalien, wo Byzantiner, Araber, Romanen, Spanier und wiederholt Deutsche in der Herrschaft abwechselten; wo aus altromanischem Volke mit germanischer und arabischer Beimischung sich die jetzigen Süditaliener bildeten, stehen noch so prächtige Tempel aus der alten Griechen- und Römerzeit: hier im ganzen weiten Orient, so weit slavische und altaische Stämme sich niedergelassen, ist der Erdboden beinahe wie abgeschoren. Es sind eben Völker, deren niedriger praktischer Sinn sich auf das nächst Nothwendige richtet. Sie wollen warm und häus-

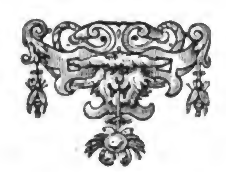
lich wohnen und zerschlagen das schönste Bild- und Säulenwerk, um Steine für ihr kleines Haus- und Gartengemäuer zu bekommen.

Bei Philippi war es auch, wo man den Göttern der Unterwelt die letzten Hekatomben republikanischer Römerherzen opferte. All die altrömisch Gesinnten, viele viele Tausende mußten erst bluten in den Bürgerkriegen, ehe das Cäsarenthum Raum und Ruhe fand. Nach der Doppelschlacht bei Philippi rannte der grimmige Cassius in sein Schwert, weil er alles verloren glaubte. Brutus ließ den Leichnam nach Thasos bringen und richtete dem Freunde hier den Holzstoß und die Todtenfeier. Zwanzig Tage später, nach der zweiten Schlacht auch verzweifelnd, gab sich Brutus ebenfalls den Tod. „Bei Philippi sehen wir uns wieder!" hatte ihm das Todesgespenst zugerufen, das des Mannes gequälter überangestrengter Geist zu sehen glaubte. Ach, daß bei dem Einläuten jeder neuen Epoche jedesmal erst so viele brave Herzen brechen müssen! Im ungeheuren Zeitraume verschlingt die eine Geschichtswelle ewig die andere. Wie Unzählige der edelsten Deutschen, deren Brust für des Vaterlandes Einheit und Erhebung heiß geschlagen hatte, traf ich gebrochen und erniedrigt von gemeiner Arbeit in den Wäldern und Wildnissen der neuen Welt, wo sie untergingen ohne

viel bessere Frucht und Folge ihres Daseins, als sie jeder Ackersknecht auch hatte. Doch ihre langsam erbleichenden Wangen frischte wenigstens der Morgenwind der neuen Zeit, — ganz unselig sind nur Diejenigen, die für stürzende Ideale kämpfen, für welche die Zeit keinen Raum mehr hat und kein Mitleiden, wie die letzten Römer dort auf der bleichgrauen Bühne des großen Trauerspiels von Philippi.

Unser Weg abwärts führte durch eine Art kleinen Myrtenhain, wir mußten uns in dem gründunkeln Gewölbe mühsam durchwinden. Wenn die wilden Myrten groß werden, strecken sie auch Dornen und Knorren aus. Dann besuchten wir noch ein Landgut, dessen Besitzer eine schöne Anzahl Säulenstücke zusammengeschleppt hatte. In der Scheune hatte er eine ganze Reihe großer Denksteine von den Marmorgräbern liegen. Hinter dem Hause stand eine kleine Kirche mit alten Gemälden, die nicht ohne Interesse waren. Jetzt verehrt man hier den heiligen Nikolaus: auf den Thasier Münzen erschienen als die göttlichen Mächte der Heimath Herkules und Bacchus vereint, im einen der Griechen helle durchdringende Kraft, die Kulturschöpferin, im andern das vollblühende selige Naturleben; Ceres, die fruchttragende Erde, war die dritte Gottheit des alten Thasos.

Herkules Bacchus Ceres — offenbar verwandte Nachklänge, ein Dreiakkord aus dem alten Naturdienst. Wenn aber die Völker in ihren Gottheiten ihre innerlichsten Ideale ausprägen, so hatten die alten Thasier, von deren Sitten und Charakter wir so wenig wissen, sicherlich große Achtung vor einem Leben aus dem Großen und Vollen, das mit kräftiger Sinnlichkeit gesättigt war.



IV.

Ritt in's Innere.

Vor den Magasias fanden wir unsere Pferde gesattelt, und der türkische Herr kam mit Empfehlungsschreiben an alle Vorsteher und Subaschis auf der Insel.

Wir ritten zuerst zu den griechischen Sarkophagen. Riesigen Umfangs glänzen sie noch im weißesten Marmor in den Wiesen und an den Berglehnen, wo sich ehemals die Straßen ins Innere zogen. Es sind Prachtsärge, ganz so wie auf dem Friedhofe der Gothenkönige zu Arles in der Provence, oder wie die Grabmäler der Hohenstaufen von rothem Porphyr im Dome zu Palermo. Jedoch sind diese alten Griechensärge mit schönem Bildwerk geschmückt, und es ist unsäglich traurig, wie sie von räuberischen

Händen, die nach Schätzen im Innern gierten, zertrümmert worden. Einige Inschriften bezeugen, daß es in Thasos noch zur Römerzeit Familien gab, die an die Grabmäler ihrer Todten große Summen wendeten.

Ich wüßte in der That kein schöneres Grab, als ein solcher hellweißer Marmorsarg in edlen Formen und mit schönem gedankenvollen Bilderschmuck, stehend und dauernd mitten im Grün unter der ewigen Himmelsbläue.

Aus den Nächten und Wettern von mehr als zweitausend Jahren sind diese schönen Griechensärge uns überliefert, und jetzt soll unsere Zeit einen nach dem andern verschlingen! An vielen Stellen, wo sie noch vor Kurzem gestanden, zeigten sich nur noch Trümmer, Stücke von Bildwerk und kleinen Säulen, halb überdeckt vom blühenden Gesträuch, ein unsäglich trauriger Anblick. Vor 47 Jahren fand Prokesch-Osten noch über fünfzig dieser Marmorsärge, vor 17 Jahren Conze kaum noch die Hälfte, und mir schien auch dieser Rest wiederum zur Hälfte vermindert. Bald wird kaum noch ein oder der andere übrig sein. Denn ohne Zweifel müssen in unseren Tagen die alten guten Landungsplätze, wo im Alterthum die Griechenstädte blüheten, sich wieder beleben. Die Menschen, die einst in das Innere

flüchteten, um dem Meer, der Heimstätte der Seeräuber, zu entgehen, und ihre Dörfer in verborgenen Schluchten und auf steilen Berghöhen bauten, werden wieder die bequeme Küste besiedeln. Dann werden auch am alten Thasos-Hafen gute Bausteine gesucht sein und die letzten Denkmäler des altgriechischen Meißels in kürzester Zeit verschwinden.

Als ich später ein paar Tage in Cairo verweilte, ließ mich der Vizekönig rufen. Er hatte von diesen Reiseskizzen, welche größtentheils zuerst in der Allgemeinen Zeitung erschienen, gehört und sie in's Französische sich übersetzen lassen, und ich mußte nun noch mehr von Thasos erzählen, das sein erbliches Eigenthum. In dieser Audienz wagte ich nur Maßregeln zu bitten, daß jene Marmorsärge nicht weiter zerschlagen würden, und Seine Königliche Hoheit nahm meine Bitte gnädig auf. Bald darauf wurde auf einem ägyptischen Kriegsdampfer eine Commission nach Thasos geschickt, welche die Insel näher untersuchen sollte. Hoffentlich ist jetzt durch die Huld und Fürsorge des Vizekönigs der Zerstörung der letzten schönen Denkmäler der Hellenenzeit vorgebeugt: wird das aber auch nach einigen Jahrzehnten noch der Fall sein?

Zurückgekehrt von den Grabmälern ritten wir in einem blühenden Thale aufwärts. Die alten Tha-

sier hatten ihren Wohnsitz wahrlich gut gewählt: in den Häfen das Schiffsgewühl, auf den Höhen der Burgenschutz, und gleich daneben für die Fruchtgärten eine üppige Thalebene, die sich tief hinein in die Berge zieht. Die Luft athmete in Wohlgerüchen, und an den Waldgehängen über uns sang und schmetterte es, als hätte jeder Baum sein Nest voll Singvögel. Als wir, auf der Höhe angelangt, uns zum Meere umwandten, erschien Samothrake wie eine ungeheuere Pinie auf leuchtender Fläche. Denn um die Spitze des Felsberges hatten sich jetzt Wolken gesammelt und breiteten sich darüber aus, wie über einen Baumstamm ein breit gewaltiges Laubdach.

Keiner war froher, als unser alter Mustapha. Da sein Italienisch sich immer schätzenswerther entwickelte, hatte ich ihn vor seinem verehrten Effendi feierlich zu unserem Dragoman ernannt und für ihn ebenfalls ein Pferd satteln lassen. Das freute den Alten höchlich, er schloß den Zug, immer seine lange gerade Pfeife vor sich hinhaltend, und sprach lustig alle Leute an, die uns begegneten. Als wir in Panagia ankamen, schien Mustapha bereits wegesmüde; vielleicht spürte er auch den Bratengeruch im Hause des Proëdros, des vornehmsten Griechen auf der Insel. Der Hausherr selbst war leider verreist, von der Frau aber und ihren hübschen Töchtern,

Athene und Helene, wurden wir auf das Liebenswürdigste aufgenommen. Da auch meine Gefährtin an dem ersten dreistündigen Ritt genug hatte, ich aber nach dem Mittagessen weiter wollte, so ließ ich Mustapha zu ihrem Schutze zurück. Da glänzte des Alten Gesicht und weißer Bart noch mehr, und er schwur hoch und theuer: die Korkuna (Herrin) solle auf Rosen wandeln.

Mit Jorris, dem Agogiaten (Pferd- und Reiseführer), ritt ich Nachmittags ab, um noch vier Stunden weiter nach Theologos zu kommen, der größten Ortschaft auf Thasos. Der Weg führte an einer Bergwand nieder, die mit Blumen und würzigen Gesträuchen besäet war. Unten lag wie vergraben unter Bäumen Potamia, die ganze Ortschaft noch mehr als Panagia durchplätschert von krystallklarem Gewässer: unter allen Steinen brach es silberhell hervor. Von hier bis zum stahlblauen Meere lag breit gesenkt eine Thalebene in goldigem Glanze, bedeckt mit Oel- und Maulbeerbäumen, umragt von hohen Bergen und grünprangendem Waldschmuck. Hoch auf felsbleichen Schultern standen darüber die beiden Gipfel des Ypsarion, der gegen 5000 Fuß hoch, und des schon genannten Elias. Deutsches Alpengebirg schaute nieder auf des Südens Fruchtgärten an sonnbeglänzter See.

Als ich nun am gegenüber liegenden Berghang wieder heraufritt, kam ich tief hinein in wundervolles Waldleben. Niemals, auch nicht in den üppigen Flußniederungen am Mississippi, sah ich so kräftige Laubfülle von Platanen und hoch aufgeschossenen Farrenkräutern. Das saftgrüne Kräuticht zog eine dichte kaum entwirrbare Decke über die zahllosen Bäche, die allwärts niederrauschten, plätscherten, flüsterten, und hier und da aus dem Grün hervorblitzten. An den hohen nackten Steilseiten des Gebirgs aber zogen sich hellglänzend bis tief zwischen das Tannendunkel Marmoradern, die Giesbäche hatten sie weiß ausgeschliffen: es sah gerade so aus, als wenn diese bei uns schäumend von den höchsten Alpenmatten stürzen.

Als es nun Abend wurde und der ganze Wald grüngoldig schimmerte, da schlugen die Drosseln und Finken und Nachtigallen des Waldes und schmetterten, als wollten sie das Wasserrauschen übertönen. Mir aber jubelte es in der Seele, — das war wirklich noch altgriechische Landschaft. In solcher klangen die waldfrischen Lieder des Alcäus, und jene Chöre des Sophokles, die von Kolonos Nachtigallengetön noch melodisch widerhallen. Eine Strophe nach der andern fiel mir ein, als ich ein köstliches Halbstündchen am Bache verträumte, und ich brachte dem

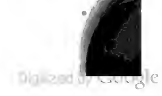


Andenken der großen Dichter einen Becher purpurnen Weins.

Vor Allem aber dachte ich Deiner, gluthäugiger Archilochos, du nie fehlender Schütz mit fliegendem Jambenpfeil, der du einst diese Thasospfade wandeltest. Wein und Liebe schufen dir, wie schon manchem braven Mann, gar viele Noth. „Ich weiß," sagtest du, „das schöne Lied des Herrschers Dionysos anzustimmen, den Dithyrambos, wenn der Blitz des Weines die Sinne durchzuckt." Hättest du doch nie Neobule gesehen, des Lykambes reizende Tochter! Unter allen Sterblichen war dir der Loose schwerstes gefallen, du warst ja nur ein armer Adeliger, und nachdem sie Beide dir lange Zeit Hoffnung gemacht, stach dich gänzlich aus ein reicherer Bräutigam. Da lagst du nun wie ein angeschossener Eber, „die Seele fort, von Sehnsucht verzehrt, bis auf die Knochen von grimmem Weh durchbohrt." Aber endlich erhobest du dein Haupt und schütteltest den klirrenden Köcher, und zischend flogen deine Jamben und schlugen, wie scharfer Hagel pfeifend, Vater und Tochter ins Angesicht. Was sagtest und was logest du da nicht vor aller Welt von ihren Heimlichkeiten und, o du Schändlicher, auch von Neobule's Gürtel! Wohin die Unseligen kamen, empfing sie unauslöschliches Gelächter, Lykambes

konnte es nicht mehr ertragen und hängte sich auf, und das arme Mädchen that ebenso.

Es war das eine rechte Schandgeschichte, und den Dichter litt es nicht mehr in der parischen Heimath. Er stellte sich mit seinem Vater Telesikles an die Spitze einer kühnen Schaar von Auswanderern und sie befragten das delphische Orakel, wohin sie gehen sollten? Der Gott gebot ihnen, auf der Insel Eeria eine prangende Stadt zu bauen. Aber wo lag diese Insel? Kein Seefahrer hatte sie gesehen. Das Wort Eerion bedeutet etwas, das in dämmernder Frühe oder vom Morgennebel verhüllt erscheint: man rieth also auf eine dunkle Insel, und dunkler war keine als Thasos, weil sie ganz mit Fichtenwald bedeckt war. Es zeichnete sich also schon damals Thasos durch einen Waldreichthum aus: schon damals gab es auf den anderen Inseln so viele nackte Blößen. Aber das blieb eben das Peinliche, ob die Auswanderer recht gerathen? Denn über sie kam alles Elend neuer Ansiedelungen, wie ich es öfter auf meinen Reisen erblickte: mühselige Arbeit, Fieber und Krankheiten, das traurige Gefühl der Oede und Verlassenheit, des Heimwehs allnächtliche Qual, und Hunger und Kummer aller Art. Jedes neue Frühjahr, jeden neuen Herbst hoffen die Ansiedler ungeduldig auf ihrer Arbeit Früchte,



und immer weicht vor ihren Augen der goldene Segen zurück. „Der Tantalus-Stein ist über Thasos aufgehängt, der ganze Jammer von Hellas strömt hier zusammen." So klagte Archilochos. Auch mit den wilden Thraziern auf der Insel und an der Küste setzte es blutige Kämpfe. „In der Lanze ist mein Brod geknetet, in der Lanze ist mir ismarischer Wein, an die Lanze gelehnt trinke ich."

Daß auch heute noch der Wein von des Ismaros Gefilden, der da drüben an der thrazischen Küste wächst, den Ruhm verdient, welchen schon Homer ihm zollt, kann ich ehrlich bezeugen.

Den Weg, den ich aus den Niederungen von Potamia aufwärts machte, hat Archilochos gewiß hundertmal verwünscht. Denn es ging scharf in die Höhe, um einem steilen Ausläufer des Ypsarion-Berges auf den Nacken zu kommen. Der Weg war halsbrechend, und ich möchte wohl wissen, ob die alten Griechen außer den bekannten Straßen von Athen nach Korinth und Theben noch viele andere Fahrwege gehabt? Ich glaube, sie machten gerade so, wie es noch heute in diesen Ländern geschieht, ihre Reisen entweder zu Schiff oder zu Pferd; denn sonst müßte man mehr Wegspuren finden. Gewiß hatten sie auch vom heutigen Reiseleben kaum eine

Ahnung, weil sie gar so neugierig ihre Gastfreunde ausfragten.

In der Höhe erinnerte der Weg fast an canarische Bergsteige. Endlich hatten wir den scharfen Bergrücken erklommen und sahen tiefer unter uns die Fruchtebene von Potamia, die sich wie ein gelb und grüner See zwischen den Bergen ergoß, und dann fortsetzte am weißen Strande der Meerbucht, auf welcher jetzt ein stilles azurnes Glänzen lag. Auf der anderen Seite schaute man über ein weites Thalgesenke nach den thrazischen Bergen drüben, vor denen sich die niedrigen Mündungsflächen des Kerasu (des alten Nestus) ausbreiteten. Zur Seite durch einen Einschnitt der Küstenhöhen stellte sich der Athos dar wie die reinste blaue Pyramide. Zahllose schweifende Rinder und Pferde ließen ihre Glöckchen klingen und hallen, allerseits kamen sie hervor, und verschwanden wieder zwischen Gebüsch und Felsgehängen. Niemals habe ich so viel und so wohllautend Heerdengeläute gehört. Das klingt und tönt und hüpft melodisch vom Berghang herüber durchs Waldthal und wieder die Höhen hinauf. Jede Ziege, ja selbst jedes Schaf hat sein Glöckchen an, und die Unterhaltung, die sich die Thiere im Gebirge machen, geschieht also wenn auch ohne Sang, doch mit Klang. Der Waldung aber thut dieses ruhlos

schweifende Vieh unendlichen Schaden: junger Wald kommt an sonnigen Stellen kaum noch auf.

Der Weg abwärts zog sich am Ypsarion hin, dessen Wände sich hier in fürchterlich bleicher Nacktheit schroff niederstürzten. Hirtenbuben, die an den Zacken hingen, ahmten jeden Geierschrei nach, und zwar mit ausgelerntem Geschick. Baumhohe Ginstersträuche, ganz bedeckt mit gelben Blüthen, schmückten auch hier das einsame Gebirge.



V.

Nach Theologos.

Abends spät hielt ich in Theologos, — so heißt das große dem heiligen Johannes dem Theologen geweihte Dorf, — vor dem Hause des Vorstehers. Nachdem er meinen Empfehlungsbrief gelesen, kam er vor die Thür und empfing mich bei dem Absteigen, indem er die Arme um mich schlug, mit „Sei gegrüßt!" und Freundeskuß. Dann führte er mich mit einer gewissen Feierlichkeit ins Haus und auf den Ehrensitz. Dieser bestand aus einem Kissen, das auf einen Teppich gelegt war, in einer Art offener Halle, in die man von der Straße hineintrat. Auf der einen Langseite waren Nebengemächer, zwei zum Schlafen, zwei für Seidenwürmer. Die andere Seite hatte sechs große Fenster, die aber

weder Glas noch Rahmen noch Laden hatten. Als mir des Abends der Wind gar zu scharf hereinzog, wurden sie einfach verhängt. Von Sesseln oder Tischen war nichts zu sehen, der Thür gegenüber aber ein Haufen bunter Teppiche hoch aufgeschichtet, der Beweis der Wohlhabenheit des Hauses.

Nun führte mein Gastfreund mir Frau und Tochter vor. Die letztere hieß Soterion, wenn man den Namen altgriechisch schreiben will. Auf Thasos hört man nur Sotiro, oder schmeichlerisch Sotirouda (Ζωτηρούδα) d. i. kleine Sotiro. Sie war ein sechszehnjähriges bildschönes Mädchen, von der Archilochos vielleicht auch gesungen hätte, wie von seiner Neobule: „Sie hat den frischen Wuchs der Myrte, die Schönblüthe der Rose, ihr Haar beschattet ihr Schultern und Nacken.“ Reizend stand ihr die Landestracht, prachtvolles Schwarzhaar, aber reine Natur, hing in langen Zöpfen nieder.

Nicht lange dauerte es, so kamen auch Verwandte und Freunde des Hauses, und Einer nach dem Andern trat vor den Fremdling, ihn mit Gruß und Handschlag willkommen zu heißen. Unter ihnen war Einer, der als Matrose oder Händler auf englischen Schiffen gefahren, und das war ein rechtes Glück, da es mit meinem Neugriechischen gar nicht fortwollte. Denn Neugriechisch ist hundertmal leichter

zu lesen, als zu sprechen. Mein Wirth und Andere trugen blauleinene Pumphosen, mit weißen Strümpfen, rothem Gürtel und dunkelblauer Jacke. Jedoch schien es auch im entlegenen Thasos bereits Mode, daß sich, was vornehm sein wollte, in fränkische Kleidung steckte. Nur ist der Rock fast immer nach türkischer Art lang, dunkel und mit schmalem Stehkragen und einer Reihe Knöpfe. Auf dem Haupte tragen die Männer immer den rothen Feß.

Soterion brachte einen kleinen runden Tisch, dessen Beine keinen Schuh hoch. Unserer Vier lagerten sich darum und „streckten die Hände aus zum lecker bereiteten Mahl.“ Frischer Fisch, Eier mit jungem Käse hart verbacken, ein Viertel Hammel, und vortrefflicher Salat; auch war Jedem mit seinem Brod eine Knolle Knoblauch zum Teller gelegt. Dazu tranken wir einen Rothwein, der mir anfangs schrecklich nach Harz schmeckte. Indessen ich zwang mich dazu, und kostete gar bald edlere Eigenschaften heraus. Man verführt den Wein hier noch wie im Alterthum in Ziegenfellen. Die innere Haut einer Ziege wird abgeschabt, geharzt, Hals- und Bein-Enden werden zugebunden, und das Weinfaß ist fertig. Aber wie viel besser war doch dieser Thasier eingerichtet, als jener reiche Bauer in la Paz, bei dem ich jüngst auf der canarischen Insel Palma

übernachtete. Unsere Unterhaltung drehte der Matrose stets wieder auf die Schätze zurück, die man auf der Insel noch immer verborgen glaubt. Wie schon am Limenas erregte auch hier das, was Professor Conze an Abbildungen und Inschriften aus der Insel geliefert, das höchste Staunen. Diese „Epigrammata" wanderten aus einer Hand in die andere. Die Leute glaubten steif und fest daran, daß die vielen Flüchtlinge, welche von Türken oder Seeräubern verjagt die Insel verließen, geheime Schriften und Zeichen mitgenommen, um die Orte wieder zu erkennen, wo sie ihre Reichthümer vergruben, und daß die Gelehrten, die sich auf irgend eine Weise jener Kennzeichen bemächtigt, bloß kämen, um nach Schätzen zu graben. Es sei gewißlich wahr, erzählte der Matrose, daß sich vor sieben Jahren ein deutscher Professor in der alten Ritterburg am Limenas, wo er acht Tage umhergespürt, in einer Mauer ein großes Kreuz mit echten Diamanten gefunden, und ein anderer, ein Franzose, habe dort vor drei Jahren aus einem Sarkophag einen ganzen Eimer voll Gold- und Silbermünzen hervorgezogen! Wenn's wahr sein könnte, möchte ich es Beiden wohl wünschen.

Als mir endlich von all dem Geträtsch die Augen zufielen, richteten die Frauen das Lager von Teppichen und Kissen auf dem Bretterboden des Zim-

mers, das meinige neben dem des Hausherrn. Andern Morgens früh aber ging es ins Dorf, und ich sah mir die Leute näher an. Wenn es nun auch keinen thasischen Theagenes mehr gab, der einst als herkulischer Sieger von den olympischen und anderen Festspielen zahllose Kränze nach Hause brachte, geehrt wie ein großer Fürst, so sah ich doch viele schlanke Männer und hübsche kräftige Frauen und Mädchen, die mit den großen Schwarzaugen und gelbbraunen Gesichtern neugierig den Fremdling anblickten.

Die Häuser haben meist zwei Stockwerke, das untere ist aus grauem Marmor, der nothdürftig behauen, gemauert, das obere zimmert man von rothbraunem Fichtenholz; unten werden die Vorräthe bewahrt, oben wohnt man. Das Dach besteht aus Schindeln und ist mit Steinen beschwert. Da der Sommer heiß und lang, so ist am obern Stockwerk gewöhnlich eine Art offener luftiger Vorhalle angebracht. Das Wohnzimmer hat regelmäßig eine Holzdecke, die mit Leistenwerk getäfelt ist. Niemals fehlen der große hölzerne Wandschrank, das Heiligenbild mit Lämpchen, und das oben umher laufende Brett, auf welchem allerlei Geschirr ausgestellt wird. In den ärmeren Häusern hängen auch die Festkleider zur Schau auf einer Leine. Die ganze Einrichtung



verräth kleinbäuerlichen Geschmack, aber ebenso entschieden das Streben nach Nettigkeit und Bildung. Alles das erinnert an die Dörfer in unsern Alpen. In der That, denkt man sich aus unsern Gebirgsdörfern die großen Bauernhäuser Sägmühlen Kirche und Wirthshaus weg und lauter Kleinhäuser hin, so hat man eine thasische Ortschaft vor sich, in die Häuser aber muß man sich kleine Herde und äußerst trockene und schmale Küche hinein denken. Es paßt ganz dazu das Hochgebirge mit Nadelholz, und im Winter der Schnee, der in Theologos öfter ein paar Fuß hoch fällt. Es sei vorgekommen, so erzählte man, daß sie starken Schneefalls wegen hätten aus den Fenstern springen müssen, um mit Wurfschaufeln die Hausthür frei zu machen, die vom Schnee verschüttet worden.

Auch wurde ich in ein Haus eingeladen, in welchem es ein Empfangzimmer mit Divan nach türkischer Art und schöne alte Möbel gab. An den Sohn des Hauses bekam ich eine Menge Grüße, er war in München auf der Universität. Hier sowie bei meinem Gastfreunde studirte ich einigermaßen gründlich die alte Landestracht der Frauen; denn ich hatte schon in Konstantinopel, wo Thasos übrigens eine unbekannte kleine Welt schien, gehört: auf dieser Insel sei noch Alles altgriechisch, besonders aber die

Frauenkleidung. Zum Besten der Alterthumsforscher will ich Einiges darüber vermerken.

Auf dem Kopfe, wo sich ja immer das nationalste Stück der Frauentrachten befindet, tragen die Thasierinnen, gleichwie ihre russischen Schwestern, eine Art hoher Krone von rothem goldgesticktem Wollstoff. An den obern Theil heftet man in Reihen einige Goldstückchen von gleicher Form, jedoch keine Münzen. Diese Goldstückchen heißen, wohl im Gegensatz zu den gemünzten, ἔργα d. h. gemachte. Der Kronendeckel hält sich auf dem Kopfe durch eine goldgewebte Schnur, die von der Schläfe rings um das Kinn zur andern Seite hinaufläuft. Ueber diesen Kopfputz wird noch ein weißes seidenes Tuch geworfen, das an seinen Rändern reichlich befranzt ist und frei herabfällt, wenn man es nicht unter dem Kinne zubindet.

Die Kleidung zwischen Kopf und Fuß besteht aus fünf oder sechs Stücken. Ein weißes oder auch tiefrothes Unterhemde geht bis an die Waden, meist von Baumwolle, noch lieber von Seide, wenn die Mittel reichen. Darüber aber bis tief herunter auf die Füße kommt ein schwarzes Hemde, das allemal baumwollen, jedoch am Saume der Brustspalte und an den Aermelenden, und noch breiter unten um die Füße Ränder hat, die mit bunter Seide ausge-



näht sind und die zierlichsten Figuren zeigen. In dieser Art von Stickerei haben die Frauen und Mädchen auf Thasos ein vorzügliches Geschick. Ueber das Hemde ziehen sie einen farbigen Rock aus feinem Stoffe, roth oder blau oder geblümt, bei den meisten von Seide, bei den Reichsten aus goldgewebtem Zeug, wie es die griechischen und russischen Priester in der Kirche tragen. Dieser Rock läßt die schöne Hemdstickerei überall zur Geltung kommen und hat deßhalb auch keine Aermel. Das dunkle Oberhemde zeigt am Hals ein helles Knöpfchen zum Schließen. Das Knöpfchen wird aber wohl nur benützt, wenn es kalt wird, sonst läßt es den blank gewölbten Busen sehen. Während meiner Anwesenheit war immer schön Wetter.

Durch einen Gürtel wird nun der Rock so gefaßt, daß er an den Hüften Falten wirft, vielleicht auch ein wenig nach vorn, aber um des Himmels willen nicht auf der Kehrseite, wo Alles glatt und rund bleiben muß. Der Gürtel selbst verdient seiner alterthümlichen Form wegen nähere Betrachtung. Es gibt zwei Arten, beide von Silber oder auch wohl vergoldet. Die Einlage ist bei beiden ein wollenes Tuch, das die Engländer aus Indien bringen und man auf Thasos Laschur nennt. Der metallene Gürtel darüber aber besteht bei der einen Art aus

viereckigen Stücken mit allerlei Figuren und mit kleinen Schlingen an den Rändern, so daß die Schlingen in einander passen und von einer durchgesteckten Nadel zusammengehalten werden. Eine große Nadel, die an einem Kettchen hängt, heftet vorn den Gürtel zusammen. An seinem vordern Theil aber schlingt sich von einem Viereck zum andern eine Kette, an welcher eine Menge kleiner Gold- und Silbermünzen herabhängen. Die zweite Art Gürtel ist ähnlich, wie die Priester ihn am Altare tragen. Ein breites seidengewebtes und buntverziertes Band wird vorn durch zwei breitglänzende Gold- oder Silberplatten, die in der Regel auch mit Steinen besetzt sind, zusammengehakt.

Soll nun die Kleidung vollständig sein, so wird noch ein offenes Jäckchen übergezogen, das aber nur bis zur Mitte des Gürtels geht und an seinen Rändern auf das Reichste mit allerlei Blumen und Vögeln in Goldfäden gestickt ist. Die Aermel sind geschlitzt, und man schlägt sie gern zurück, damit das feine Pelz- oder Sammetfutter zum Vorschein komme. Und selbst darüber wird noch ein Oberjäckchen angezogen, das noch breitere Goldstickereien hat, natürlich aber überall so weit verkürzt ist, daß der Schmuck der andern Stücke niemals verhüllt werde.

Nun müssen auch die langen Zöpfe ihre Zierde bekommen. Man hängt kleine hohle Halbkugeln daran, deren Rand durchlöchert ist, und aus den kleinen Löchern der blinkenden Halbkugel hängen noch Franzen herunter und an den Enden der Franzen sitzen vielerlei Metallstückchen. Da all diese Dinge aus Gold oder Silber bestehen, so hört die Thasierin, wenn sie geht oder springt, stets hinter sich ein leises Geklingel. Im fünfzehnten Jahrhundert gingen Ritter und Damen nicht zum Reigen, ohne daß ihnen die angehängten kleinen Silberglöckchen beständig ein liebliches Schellengeklingel machten: für unsre Ohren wäre es unerträglich. Wenn die Thasierin aber die Zöpfe nicht will hängen lassen, so schlingt sie die Stränge um die Stirn, und dann müssen Gold- und Silbermünzen daran blitzen.

Natürlich wäre es gefehlt, wenn der Hals nicht auch sein Putzstück hätte. Dazu dient eine ganz ähnliche Vorrichtung, wie der Gürtel der ersteren Art, nur sind die Gold- und Silberglöckchen viel kleiner. Und da dies Alles noch nicht genug scheint, so bedeckt die Thasierin bei großer Gala auch die Brust noch mit einem goldenen und silbernen Kettenwerke, an welchem allerlei kleine Metallstückchen blinken.

So, nun bin ich zu Ende mit dieser Beschreibung, und die Hellenisten mögen herausfinden, was alt-

griechisch ist. Mir scheint Manches eher walachischer oder bulgarischer Abstammung. Das Beste ist, daß solche weiblichen Putzstücke auch auf Thasos allmählich in Abgang kommen, und bei ihrer Besichtigung fällt angenehm wenigstens die Abwesenheit einer Indianersitte auf, die auch im feinfühligen Deutschland noch immer nicht aufhören will, nämlich des abscheulichen Brauchs, sich die Ohrläppchen zu durchbohren und allerlei blinkerndes Zeug darin aufzuhängen.

Alles was ich sonst auf Thasos vom Volk und seinem Wesen sah und erfuhr, heimelte mich an. Es war uralte Sitte, veredelt durch christliche Grundsätze und ein wenig moderne Bildung. Schlichte ernste Sittlichkeit hält jede Familie zusammen, und wenn auch das dritte Wort immer Geld und Handel ist, so klingt doch ein schöner Zug von Ehrenhaftigkeit durch. Schwerlich aber möchte man ein Völkchen finden, das in solcher Abgeschiedenheit so neu- und lernbegierig. Wie alle Neugriechen sprechen die Thasier stets in fliegender Hast, unglaublich schnell springt die Wechselrede vom einem zum andern, und ich glaube, wenn's sein müßte, würden sie lieber noch weniger essen, um noch mehr zu sprechen. Wenn aber die Gedanken der Thasier gern nach fernen Küsten und Städten schweifen, in ihrer Heimath

begnügen sie sich ebenso gern mit einem netten Häuschen und den kleinen sauberen Geschäften der Besorgung des Seidenwurmes, der Bienenstöcke, der Rebe, des Korns und der Olive.

Auf einer Berghöhe, etwa drei Viertelstunden vom Ort, erblickte ich eine Burgruine, und während ich mit meinem Gastfreunde den Weg dorthin einschlug, gesellte sich ein Matrose zu uns. Wohin ich auch steigen und klettern mochte, folgten mir seine scharfen Augen: er wollte von den verborgenen Schätzen nun einmal seinen Theil haben. Die kleine Burg, auf einem gewaltigen Steinblock fest aufgemauert, ist rein mittelalterlich. Hatten sie darin Wasser genug, so konnte man ihren Vertheidigern schwer etwas anhaben. Die Aussicht war nicht sehr lohnend, das jenseitige Gestade hinter einem bewaldeten Bergzug verborgen. Von dem Innern der Insel sieht man hier ein ansehnliches Stück. Drüben auf kahlem Berggipfel hängt Kastro, ein steiniges Nest; unten in der Tiefe, wo die bleiche Bergmasse beginnt, breitet sich Theologos aus, und trotz seiner Gärten und Bäume behält die ganze Landschaft einen etwas rauhen und düsteren Charakter.

Bei der Rückkehr fiel mir eine Menge von Haustrümmern auf, und man erzählte Folgendes.

Vor hundert Jahren sei Theologos halb türkisch gewesen, da hätten Türken ein griechisches Mädchen geraubt. Ihre Brüder, zu schwach zur Rache, holten sich Malteser Seeräuber, landeten in der Nacht, überfielen das türkische Dorf und mordeten es gänzlich aus. Einige Türken hatten sich auf jene Burg- und Felshöhe gerettet; man hielt sie so fest umschlossen, daß sie alle verschmachteten. Dann warfen die Frevler Feuer auf die Dächer und schleppten den Raub in ihre Schiffe. Kaum aber waren sie von dannen, so kamen die Türken von Cavalla und vergalten den Gräuel gründlich. Jetzt wurde das ganze Christendorf vertilgt. Menschenalter hindurch war die Unglücksstätte von allen gemieden, dann kamen neue Ansiedler, und da die Aecker fruchtbar und für ein Spottgeld zu haben waren, so kamen immer mehr, und Theologos wurde die größte Ortschaft auf der Insel.

Blutige Türkengräuel, tückische Griechenrache, wilde Seeräuber, jammernde Gespenster nächtlich zwischen zerfallenden Burgtrümmern und Seewarten, — das sind die traurigen Stoffe all der dunkeln Sagen, die nun seit vierhundert Jahren, seitdem des Halbmondes versengende Strahlen auf diese herrlichen Küsten und Inseln fallen, sich überall in schauriger Einförmigkeit wiederholen. Gold, schöne Weiber,

und glühende blitzende Leidenschaft bilden stets die Glanzpunkte dieser Erzählungen. Es gibt keine Küste, an welcher nicht noch grau und düster alte Wartthürme hängen. Gegenwärtig wohnt auf Thasos kein Türke mehr, außer dem Subaschi, der in jedem Dorf eine Art von Gensdarmen macht, und den paar Beamten des Vizekönigs.

Auf dem Rückwege hätte ich leicht ein Unglück haben können. Als wir aus den letzten Häusern von Potamia herauskamen, wurde mein Agogiat von einer Frau gestellt. Sie schalt ihn laut und heftig, und wahrscheinlich weil er ihr nichts Rechtes zu erwiedern wußte, gab er, als ich vorbeiritt, meinem Maulthier einen schmerzhaften Hieb oder Stich. Da machte das Thier einen Satz aus dem Weg über eine niedrige Mauer in einen tiefer liegenden Garten, und flog stürmend unter den niedrigen Feigen- und Maulbeerbäumen hin, daß ich mich schon in Absaloms Schicksal ergab. Jedesmal wenn es Jorris' Stimme hörte, ging das tolle Springen und Rennen wieder an, und ich weiß nicht, über wie viel Mauern und Zäune ich noch geflogen bin, bis es mir endlich gelang, aus dem Sattel zu kommen und das schweißbedeckte zitternde Thier zum Stehen zu bringen. Die Neugriechen nennen das Maulthier Alogon, das Unvernünftige: das soll nur so viel

heißen, als wenn wir sagen „das Thier." Weil es aber unter ihren unvernünftigen Hausthieren das vornehmste ist, so trägt es vorzugsweise die Bezeichnung „das Thier." Zum Reiten hat man außerdem noch Esel, ein Pferd gibt es wahrscheinlich auf der ganzen Insel nicht.

Als nun draußen vor Potamia der Weg an der Berglehne wieder in die Höhe ging, begegnete uns ein Landmann, der mir sagte: die Korkuna warte schon oben mit Athene und Mustapha. Richtig erkannte ich bald den rothen Turban bei dem weißen Sonnenschirm. Dem Alten hatte unser Konsul in Cavalla auf die Seele gebunden, zu wachen, daß meiner Frau nichts widerfahre. Dieses konsularische Gebot hatte Mustapha wörtlich genommen, und war ihr beständig auf Schritt und Tritt gefolgt, natürlich immer seine lange Pfeife rauchend vor sich hinstreckend. Selbst durch den Erzbischof von Maronäa hatte er sich dies nicht wehren lassen.

Dieser hohe Prälat war inzwischen mit seinem Kaplan im Hause des Proëdros angekommen, angethan mit einem lilaseidenen Talar, der mit Pelz verbrämt war. Alle Kinder küßten ihm die Hand, und kein Erwachsener kam in die Nähe, ohne daß er sich dreimal tief zur Erde neigte, indem er jene orientalische Grußgebärde machte, welche da sagt:

„Ich nehme Staub von der Erde und streue ihn auf mein Haupt." Erzbischof und Kaplan machten sich viel mit einem Register zu schaffen. Wahrscheinlich war es die Zehntenrolle; denn was sollte einen griechischen Prälaten noch etwa sonst auf der Welt interessiren? Bei der Tafel hatte ich nun die Ehre, zwischen dem hochwürdigsten Herrn und einer hübschen Thasierin zu sitzen, die ihr Kindchen an der offenen Brust hatte. Die Landessitte ist einfach menschlich, wie bei den alten Griechen auch.



VI.

Ein Thasosabend.

Zu Mustaphas größtem Leidwesen verließen wir am Spätnachmittag das gastliche Panagia, wo auch der einzige Arzt auf der Insel, zugleich ihr einziger des Französischen kundiger Mann, sich unserer auf das Liebenswürdigste angenommen hatte. Frau und Töchter des Proëdros gaben das Geleit bis an das letzte Häuschen, aus welchem der Subaschi, ein riesiger Türke, hervorrasselte und sich darstellte in seiner malerischen Tracht und mit einem kleinen Arsenal von alten Dolchen und Pistolen im breiten Ledergürtel, — der schönste Arnaut, wie aus einem Bilde herausgeschnitten.

Als wir nun den Waldhängen entlang ritten, mochte keines ein Wort reden: so schön sangen die

Nachtigallen. Es war wie eine lange klingende Tonkette den Waldsaum entlang: wenn eine Nachtigall ganz wundervoll geflötet und geschluchzt hatte, gleich konnte es eine andere noch besser. Nie habe ich so viele Nachtigallen gehört, und diese griechischen haben noch viel mehr Melodie und Tiefe in der Stimme, als ihre Schwestern in Deutschland.

Am Limenas angekommen, ritten wir etwas an der alten Stadtmauer hin und zu einigen Sarkophagen, die in der Wiese und an einem Hügel glänzten. Der Effendi saß bereits unserer wartend unter der Weinlaube, und kam uns zum Abendessen einzuladen. Wir benützten aber noch die letzte Helligkeit, um Bildwerke aufzusuchen.

An den beiden Häusern, wo sich der Bach ergießt, war mehreres eingemauert: ein schöner weiblicher Kopf oberhalb der Thür, dann ein feiner Widderkopf, ein kleines Stück mit Trägern, ein Knabe mit einer Guirlande, dazu ein Inschriftstein neben einer Thür. Auch an der neuen Hafenmauer, die vor den Häusern ins Meer geht, entdeckte ich jetzt drei alte Bildwerke. Das erste stellte zwei Ringer dar, sehr schön und ausdrucksvoll; das zweite einen Mann in einer Art Muschel; das dritte den untern Theil eines Kämpfers, der mit der Hand hinter sein linkes Bein greift. Jetzt hatte Jeder in

seinem Hause etwas zu zeigen: es waren Grabsteine mit den gewöhnlichen Inschriften. Das Schönste aber fanden wir in einem Zimmer im obern Stockwerk eines Schuppens neben dem letzten Kramladen, wohin wir mit einer Laterne in der Hand aufstiegen. Es waren vier kleine Stücke, die einst den Schmuck von Grabmälern gebildet; der Bach hatte sie vor einem Jahr ausgewaschen. Das eine Stück zeigte einen kleinen nackten Fackelträger, ein wahrhaft köstliches Werk, leider nicht zu kaufen, weil Eigenthum des abwesenden Proëdros. Schön gearbeitet erschien auch ein Mann in einer Toga, und eines der gewöhnlichen Grabbilder, auf welchem vor der Frau auf dem Lager der Mann sitzend und neben ihm die zwei Jünglinge viel lebensvoller dargestellt waren, als ich es auf den Abbildungen ähnlicher altthasischer Bildwerke jemals gesehen. Neben dem Bach, etwas hinter den Häusern, wo ein frischer Brunnen quillt, steht eine uralte mächtige Platane, umgeben von einem ringsumlaufenden Steinsitz, in welchem man Marmorstücke aus einem Architrav verbaut hat. Davor lagen eine cannelirte Säulentrommel und ein kleiner Weihaltar. Mehrere Säulentrümmer zeigten sich hier und da hinter den Häusern, und in einer neuen Gartenmauer bemerkte ich die jüngst zerschlagenen Stücke eines Sarkophag-



Denksteines, der fein bearbeitet gewesen; die Bruchflächen glänzten noch hellweiß.

Es war zum Verzweifeln, all diese weißen Trümmer untergegangener Herrlichkeit so umher liegen zu sehen, preisgegeben dem nächsten Räuber. Wenn man Zeit und Mittel hätte, ließe sich in dem weichen Boden, über welchen der Bach fließt, gewiß noch viel Schönes ausgraben. Man dürfte nur nichts da lassen; denn nicht genug, daß die Thasier selbst die alten Marmorstücke, die sie ihrer Schönheit und Größe wegen Kirchensteine nennen, zerschlagen und verbrauchen, holt auch jedes Schiff, das hier landet, sich einen Haufen alter Marmorstücke zum Ballast. Auch unsere Türken hatten sich, als wir wieder in die Alamana kamen, die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen. Es wurde mir ein türkischer Kapitän genannt, der 1866 mit einer Corvette hier ankerte und eine Menge großer Marmorquadern, unter denen einige Inschriften und Bildwerke hatten, als Ballast in sein Schiff bringen ließ. Am meisten wurde darunter ein Herkules mit dem Löwenfell bedauert. Dieses Stück sei eine sehr feine Arbeit und schon von den Alten mit einer Art weißer Dammerde überzogen gewesen. Man habe es entdeckt, als die großen Quadern bei dem Thore, welches nach Panagia führt, umgekehrt wurden: auf vieles Bitten habe der räu-

berische Kapitän versprochen, das herrliche Bildwerk am Orte zu lassen, aber bei der Abfahrt es dennoch plötzlich fortgeholt. Alle Nachfrage danach in Konstantinopel sei umsonst angestellt worden.

Unsern türkischen Freund trafen wir wieder auf seinem Divan am Fenster hockend, mit Schlafrock und Pfeife angethan. Kaum war die unvermeidliche Kaffeetasse dargeboten, so klatschte er in die Hände, und es erschienen zwei Knaben, welche ein Tischchen mit Zinntellerchen und ganz kleinen Holzlöffeln brachten. Das Abendessen bestand aus Pillaw, Hammelfleisch in Brühe, gebackenem Fisch, sehr gutem Salat, einem seltsamen Eierkuchen, und Früchten. Für uns waren die Zinntellerchen mit Besteck gelegt, dazu als Servietten eine Art Handtücher mit roth eingewirkten Kanten, wie sie auf Thasos gewebt werden. Der Effendi aber aß mit Mustapha aus der großen Schüssel. Die Brühe schlürften sie mit den Holzlöffelchen, alle übrige Speise, selbst den Salat, nahmen sie äußerst zierlich mit drei Fingern und einem Brodplättchen, und Jeder arbeitete von seiner Seite eine Höhlung in die Schüssel hinein. Uns wurde auch Wein kredenzt, unsere Freunde tranken nur Wasser. Jedoch ließ auch der Hausherr sich einen Becher reichen, und stieß wenigstens mit uns an. Ich erlaube mir dergleichen zu erzählen, weil

es einen Begriff gibt von der Lebensweise, die an diesen entlegenen Orten durch fränkische Art und Weise noch wenig verändert wurde. An der Wand hingen zwei geladene Flinten, eine ein Hinterlader. Meine Frau machte auch hier zum ersten Male die Wahrnehmung, daß ihr unter Türken immer zuletzt dargeboten wurde, selbst nach Mustapha, der doch in unsern Diensten stand. Er war freilich ein Mann und sie nicht.

Nun sollten wir auch durchaus zur Nacht da bleiben, und Mustapha wandte äußerste Beredtsamkeit in Wort Blick und Mienen auf, daß ich durch Weigerung die Gastfreundschaft nicht kränken dürfe. Dann wären wir aber, soweit kannte ich Landesart und Sitte schon, nicht vor dem andern Mittag fortgekommen. Denn der ächte Türke hält immer nur zurück, Zeit ist für ihn ein wesenloses, nichts kostendes Ding, und nichts ist ihm unbegreiflicher, nichts mehr zuwider, als das ruhelose Vorwärtsstreben des Franken.

Als wir endlich wieder zum Hafendamm gelangten, stand da schon lange im Dunkeln unser ehrlicher Jorris mit einer großen Flasche Wein. Er ließ uns hochleben, und wir kamen nicht fort, ohne erst mit ihm zu trinken, und sollten gar noch die ganze Flasche voll mitnehmen. Niemals ist mir bei einem

Griechen aus dem untern Volk ein solcher Zug von Dankbarkeit begegnet.

Obgleich herzlich müde, konnten wir uns kaum entschließen, die Vorhänge unserer Kajüte niederzulassen, so himmlisch war die Nacht. Vom Lande her schlugen die Nachtigallen, und ihr Tönen und Seufzen mischte sich mit dem melodischen Murmeln der Wogen. Die Gestirne blitzten und funkelten mit unsäglicher Gewalt. Weil die Luft so rein ist, so völlig frei von Dünsten und Dämpfen, erscheint das ganze Himmelsgewölbe breit aufgethan in unendlicher Tiefe. Die nächsten Sterne hängen gleichsam näher als bei uns, und noch die fernsten funkeln im wunderbaren Schimmer.

Ich konnte noch lange nicht einschlafen. Wo jetzt die Nachtigallen einsam schlugen, welch ein Leben wogte da ehemals auf und ab! Wie Vielerlei und Wunderbares hat diese thrazische Küste schon gesehen! Erst die Phönizier, die auf ihren kleinen Schiffen vorsichtig an dem Küstensaum weiter tasteten, und als sie Goldspangen sahen bei dem wilden Volke, forschten sie nach den Fundorten des glänzenden Metalls und errichteten dort Faktoreien. Dann kamen Griechen, vertrieben aus der Heimath oder auf der Fahrt nach Schätzen und Abenteuern. Bald schmückte ein blühender Städtekranz die ganze Küste vom Athos



bis zum Bosphorus. Aber so reich sie wurden, so wenig vermochten sie zu stolzen freien Staaten sich zu entwickeln. Denn wer im griechischen Meere herrschte, griff zuerst hierher, und wiederholt entschied der Griff nach den thrazischen Städten die Hegemonie.

Von ihnen besaß Thasos allein Anspruch auf große freie Entwicklung und auf Seeherrschaft. Diese Stadt hatte dem persischen Andrang nicht widerstehen können, allein sie zuerst faßte den Entschluß, sich wieder loszureißen. Die Thrazier aber schickten heimlich zum Großkönig: Thasos wurde plötzlich von den Persern überfallen und erstürmt, seine Mauer niedergerissen, seine Flotte nach Abdera geführt. Abdera sollte, von den Persern begünstigt, die Nebenbuhlerin werden, und Thasos mußte Xerxes 300 Talente Kriegskosten zahlen.

Die Schlacht von Salamis bringt auch den Thasiern Befreiung, sie treten in den delischen Seebund ein, und stellen Schiffe und Mannschaften zur Griechenflotte, welche die Athener befehligen. Diese aber äugeln nach der thrazischen Goldküste und schicken Ansiedlerheere, sich dort festzusetzen. Da verbinden sich die Thasier mit Mazedoniern und Spartanern, nur ein Erdbeben in Lazedämon rettet die Athener. Jetzt müssen die Thasier deren Macht allein bestehen:

der große Cimon nimmt ihnen in der Seeschlacht 33 Schiffe und belagert sie drei Jahre lang; da erst kann er ihre Mauern niederreißen. Sie verlieren alle ihre thrazischen Besitzungen, und Perikles beeilt sich, in Amphipolis am Strymon ein Trutz-Thasos zu erbauen.

Vor dessen Mauern erschien im peloponnesischen Kriege plötzlich der spartanische Feldherr Brasidas. Nach waghalsigem Zug durch Griechenland Thessalien und Mazedonien überfiel er in einer Winternacht die Brücke vor Amphipolis. Die bestürzten Einwohner unterhandelten. Der athenische Feldherr Thukydides, der mit der Flotte Thasos bewachte, eilte herbei: allein es war drei Stunden zu spät, die Stadt hatte sich schon ergeben. Höchst ärgerlich, daß er zu spät gekommen, verurtheilten ihn die Athener zur Verbannung. Was sonst sein Ruhm und Ansehen in Thrazien war, seine Abkunft von einem thrazischen Fürstengeschlechte, seine Heirath mit einem thrazischen Goldmädchen, das ihm reiche Bergwerke zugebracht, das wurde ihm jetzt in Athen vorgeworfen: er mußte in die Verbannung und die Festhallen von Athen meiden, wo allein das Leben edel und würdig erschien. Das Exil des Thukydides ward der Welt Vortheil. Er ging auf sein Goldbergwerk bei Skapta Hyla, und schrieb dort das große Geschichtswerk.

Die deutschen Gelehrten aber streiten noch heute heftig, ob Thukydides schuldig war oder nicht?

Noch einmal empörten sich die Thasier gegen Athen; Thrasybul belagert ihre Stadt, der Hunger nöthigt sie zur Uebergabe; wiederum muß sie das Härteste über sich ergehen lassen. Doch nun ist's bald vorbei mit der Athener Herrschaft, der Mazedonier löst sie darin ab, und nach dem Mazedonier der Römer, und nach diesem der Byzantiner. Als die lateinischen Ritter 1204 Konstantinopel erobern, lassen sie Dandolos sich sogleich Thasos als Erbfürstenthum zusichern. Diese Venetianer kannten seinen Werth, von ihnen rühren her die stattlichen Burgen und Thürme am Limenas. Später gewinnen die Gateluzzen zu ihrem lesbischen Fürstenthum Thasos hinzu.

Ein paar Jahre nach dem Falle Konstantinopels fiel auch Thasos den Türken anheim. Seitdem verschwindet die Insel aus der Menschen Gedächtniß. Schweigen und Oede legt sich über die thrazischen Gefilde.

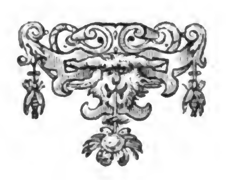
Doch wunderbar! Thasos lächelt noch heute grün und frisch, seine Bevölkerung hat noch alten Frohsinn und Wohlstand, ja noch Altgriechisches in Tracht und Sitte. Selbst im griechischen Freiheitskriege blieb diese Insel, auf welcher es freilich kaum Tür-

ken gab, verschont, während Samothrake gräßlich verwüstet wurde. Unsere Zeit lächelt ihm noch freundlicher: die Eisenbahn kommt nach der Gegenküste. Wird Thasos nun bald wieder etwas Bedeutung gewinnen? Wird von den thrazischen Küsten, die einst so lebensvoll, der Fluch genommen werden?

Ich mußte des Mannes gedenken, der allein es gekonnt hätte, des größten Genies, welches der Orient seit Jahrhunderten hervorgebracht. In Theologos hatte man mir wie ein Geheimniß zugeflüstert, Mehmed Ali sei eigentlich dort geboren und in Cavalla nur erzogen. Dieses einen Großen möchten sich die Thasier gar gerne als ihres Landsmannes rühmen. Würde aber der Agasohn später wohl diesen großartigen Blick, diesen kühnen Schwung der Seele, diese zermalmende Thatkraft entfaltet haben, wäre er in einem Städtchen im Innern Kleinasiens aufgewachsen und nicht zwischen den Städteruinen von Thasos und Philippi, an dieser Küste, die welthistorische Geschicke sich entscheiden, große Reiche gründen und stürzen sah? Wenn bei den Russen oder Magyaren oder gar den Nordamerikanern der eine dem andern in Gedanken und Werken so ähnlich sieht, wie ein Spatz dem andern, so liegt die Ursache nicht zum wenigsten darin, daß ihr Land und Boden in Geschichte wie in Natur dem Gesetze der nackten Einförmigkeit folgt.

Gewiß, es giebt unsichtbare Ortsgeister, die insgeheim mit ihren Adern und Ideen hineinwachsen in die junge Menschenseele.

Ich hoffe sogar, es werde in ferner Zukunft von diesen thrazischen Küsten, wenn die europäische Verkehrsströmung sie wieder beleben wird, noch einmal Künstler und Dichter hervorgehen. Die Nachtigallen schlagen ja noch so voll und lustig, wie in alten Zeiten. Auf unserm Kajütenlager lauschten wir noch lange in stiller heiliger Nacht ihrem Konzert. Wenn wir den Vorhang lüfteten, um den erfrischenden duftbeladenen Landwind einzulassen, zog ein wahrer Liederstrom mit hinein. Noch in unsere Träume zogen sich die seelenvollen hallenden Lieder der Waldsängerinnen.



VII.

Auf Kinira.

In erster Morgenfrühe, als noch Nacht und Stille Meer und Land bedeckte, wurde der Anker aufgewunden, und langsam begann erst das eine, dann das andere Segel zu schwellen. Leise glitt das Schiff vom Lande, leise plätscherte die Fluth um den Kiel, aber mit gewaltigem Rauschen hallte sie wider das ganze Ufer entlang.

Der Mond hing in leuchtender Klarheit über dem dunkeln Gebirge, und dicht unter dem Gestade glitzerte und blitzte das Meer wie eine Linie von Silberfeuer. Ein Berghaupt um das andere hob sich vom Mondlicht umflossen, bleiche Felsen glänzten von den Höhen nieder, und das Schiff schwebte wie von unsichtbarer Kraft gezogen am Ufer hin.

Allmählich röthete es sich sanft im Osten. Nach und nach flogen mächtigere Lichter durch das Zwielicht, hier und da blickte in der Ferne schon ein schwärzliches Inselstück über den Horizont. Das Meer wurde immer purpurner, zuletzt reine Feuergluth, bis der blitzende Sonnenball aus der Tiefe emportauchte und allüberall die Lichteswogen sich ergossen in goldener Klarheit.

Ich wollte Thasos noch von der Seeseite sehen, dort, wo es am waldigsten und schönsten ist. Da erschien das Ganze natürlich bedeutender, das Einzelne kleinlicher, der Wald nur wie niedriges Moos am Gestein. In seiner Ansiedler-Mühsal schmähte einst Archilochos die Insel: „Wie ein Eselsrücken steht sie da, mit wildem Wald gekrönt, ohne milde und begehrenswerthe Flur.“ Jetzt giebt es der goldenen Fruchtebenen auf Thasos mehrere. Von dem hohen Eselsrücken, dessen Hals der Ypsarion bildet, gehen nach der Ostseite die Bergrücken ins Meer und umfassen schöne Fluren. Wir schifften um das Kap Pyrgos, und es kam ein Kap nach dem andern, und die schönsten Buchten thaten sich auf, und die Vorgebirge setzten sich fort in Inselchen und Felsbrocken, welche die Brandung weiß umkränzte.

Thasos ist eine Insel des Marmors. Unter dem grünen Waldteppich blickt des Gesteines Weiße her-

vor hoch oben an den Berggipfeln, wo der Sturzbach, und tief unten am Meere, wo die Welle ihn bloßlegt. Auch jedes seiner Küsteninselchen hebt sich zierlich auf schneeigen Marmorfüßen.

Als wir zwischen die Küste und die größte Insel kamen, welche die Insel von Kinira von der weiter oben liegenden ölbaumbedeckten Thalebene gleichen Namens heißt, umragte uns rings hochprangend eine grüne Gebirgswelt; auch die gewaltigen Felsmassen, die sich hier ins Meer stürzten, waren noch bekränzt mit Waldgrün, das sich in der hellen Fluth wiederspiegelte. Die Insel lag mitten vor einer großen stillen Bucht, und Alles ragte da und grünte und glänzte in wundervoller Einsamkeit, wie am ersten Schöpfungsmorgen. Ich hieß die Segel fallen, das Boot aussetzen und meine Frau und mich nach Kinira hinüber rudern.

Diese Insel mag eine Viertelstunde lang sein, und besteht gleich Thasos aus einem grünbewachsenen Marmorblock, der aus dem Meer emporsteigt. Wir mußten erst lange suchen, bis wir zwischen den fluthumschäumten Felsen eine ruhige Lücke fanden, in welche sich das Boot hineintreiben ließ. Mit dem Fuß aus dem Boot aber traten wir gleichwie in einen sonnigen Treibgarten voll Duft und Würzgeruch; denn alles Gesträuch hing voll Blüthen, und

zwischen dem Gebüsch und den Steinen schimmerten wilde Rosen, Erika, und zahllose Blumen roth gelb und blau. Nachdem wir noch eine Weile zwischen den Uferblöcken umhergeklettert, zeigte sich ein schmaler Steig, der durch Gestein und Buschwald in die Höhe führte. Wir Beide stiegen empor, und die Matrosen vertheilten sich unten am Felsgestade, um Treibholz zu suchen und dürre Aeste auszuhauen. In kaum zehn Minuten waren wir oben auf der Höhe der Insel, und wir fanden auch in der eselsrückigen Gestalt die kleine ganz der großen nachgeformt. Wir verfolgten unsern Weg auf dem Grat hin und kamen wiederholt an scharfen Klippen vorbei. Das Eiland ist ganz unbewohnt, von Anbau keine Spur, außer Vögeln Käfern und Schildkröten kein lebendes Wesen zu entdecken.

Auf dem höchsten Rücken, wo sich die Insel schroff abstürzt, war der Buschwald dichter und höher, so daß es schattige Plätzchen im Grünen gab. Dort lagerten wir uns. Stunden verflogen wie Minuten. Ueber uns strahlend im reinsten Licht die unermeßliche Aetherbläue — unter uns im endlosen Glanz eine zweite blaue Aethertiefe — gegenüber das prangende Hochgebirg, von dessen bleichen Schultern sich allwärts Ströme von Fichtengrün niedergossen, sich kräuselten an den Bergabhängen, und dichter dunkel-

ten in schattenbedeckten Schluchten, Alles einsam, einsam — Alles wie von weihevoller Stille umweht.

Ich erzählte — der herragende heilige Berg von Samothrake erinnerte von selbst daran — meiner Gefährtin von den Naturgottheiten der alten Pelasger, die meiner Meinung nach nichts anderes gewesen, als das Krieger- und Bauernvolk, aus welchem sich an den Küsten das städtische Hellenenvolk entwickelte, um sich allmählich seiner feineren Bildung wegen im Gegensatze zu den Pelasgern zu finden, den roheren Anhängern des Alten. Ohne Zweifel aber haben Diese eben so schöne und tiefsinnige Hymnen gehabt, wie die alten Inder in ihren Vedas: nur trübe harte Reste hat uns davon ein böotischer Gelehrter überliefert. Jene religiöse Grundanschauung aber bildete sich weiter und weiter aus bis zu den lichten Göttergebilden, die eben so vielen Kräften in Geist und Natur entsprachen, göttliche Ideale, jedoch klar und faßlich wie die menschliche Gegenwart. Als dann die homerischen Gesänge diese ideale Götterwelt zum Gemeingut aller Griechen gemacht, folgten sich in langen Reihen ernste Denker Dichter und Künstler, grundgescheidte Redner, und Staatsmänner und Kriegshelden. Denn die alten Griechen hatten vor ihren arischen Vettern zweierlei

Großes voraus: ein schönheiterfülltes Land und heiteren Himmel, mit der glücklichsten Abwechslung von Fruchtebenen Bergen und Seegestade, von Sommer und Winter, Mittagsgluth und Morgen- und Abendfrische, — sodann aber auch Jahrhunderte lang ruhige Zeit, wo sie bloß unter einander zu thun hatten und gehörig aufblühen konnten. In beiden Hauptstücken haben Inder Perser und Germanen es längst nicht so gut gehabt.

Und während wir so plauderten, zog die Sonne still ihren goldenen Bogen durch die unermeßliche Aetherbläue, und wir dachten an keine Zeit und Stunde mehr in dieser seligen Einsamkeit.

Ich stand auf und suchte umher, ob ich irgend noch ein Säulenstück fände; denn gewiß glänzte einst von dieser freien Höhe ein lichter Tempel. Und von welch anderer göttlichen Macht hätte er das Bildniß hier umhegen dürfen, als von der Meerschaumgebornen? Dieses Eiland hoch auf weißem Marmorfelsen, bedeckt mit Myrtengrün und Wildrosen, war ja in Meeresbläue aufgeschichtet wie ein Brautbett der Liebesgöttin im weiten Göttersaal. Als ich hier hinabblickte und immer wieder sah, wie die kosende Welle am Gestade blinkte und schäumte, wie das Meer so geheimnißvoll leuchtete, das Blüthenufer so grüngolden glänzte, da ging mir der Sinn des

reizenden Märchens auf von der Schaumgebornen. Alles ist so unsäglich schön, so einsam, so voll tiefen Naturzaubers, daß man den Athem anhält und lugt und lauscht, ob nicht hier noch ein wundervolleres Geheimniß der Schönheit sich erschließe, als müßte hier aus dem stillverklärten Meeresblau ein göttliches Gebilde im schneeigen Glanz emporsteigen.

Und wie wir da selig träumten und plauderten und in die glänzenden Lüfte schauten, auf einmal waren unsere Gedanken weit weg bei einer Festung im fernen Rheingau, wo geliebte Geschwister an diesem Tage ihre silberne Hochzeit feierten. Uns hing der Silberkranz noch eine gute Zahl Jahre weiter, aber wir dachten daran, wenn uns Gott die blühenden Kinder heranwachsen ließe, ob man ihnen nicht frühzeitig das große Glück einer solchen Reise durch Italien nach Athen und dem Bosphorus gönnen dürfe? Ob denn ein klein wenig künftigen Erbtheils mehr so großen Gewinn fürs ganze Leben aufwiege? Man soll die Jugend ja nicht bloß befähigen, eine Stelle in der Welt zu erringen, sondern vor Allem sie auch zu daseinsfrohen Menschen erziehen. Welch goldenen Hintergrund aber, welche Helligkeit müßte eine solche Reise in den jungen Seelen zurücklassen!

Unterdessen stieg die Sonne höher, das schroffe Felsgesenke uns gegenüber trat hell in Mittag und spiegelte sich mit dem grünen Waldgestade bis zum tiefsten Meeresgrund. Im weiten Halbkreise lag Thasos hier vor uns aufgethan, an beiden Enden lief die Küste fort, ausgezackt in vielen kleinen Buchten: rechts schlossen zwei scharfe Vorgebirge, links ein anderes die Fernsicht ab, vor beiden umschäumte Inselbrocken.

In dem Nadelholzgebirg da vor uns lagen einst die Goldbergwerke. Herodot erzählt: „Das phönizische Bergwerk das ist auf Thasos zwischen der Ortschaft Ainüra und Koinüra, gegenüber Samothrake, ein großer Berg umgeackert von den Schürfen.“ Das ist Alles, was wir davon wissen. War's nun der Bergzug rechts oder links? Beide sind längst vollständig vom Wald überwachsen. Vielleicht war es der zur Linken, weil er Samothrake gerade gegenüber liegt. Auch Koinüra hätten wir, die ganze Strandgegend heißt noch Kinira. Aber wo lag Ainüra? Das wissen die Götter, wir nur, daß es nicht weit entfernt liegen konnte. Vielleicht wollte Herodot nur sagen, daß Ainüra auch Koinüra genannt werde.*)

---

*) Τὰ δὲ μέταλλα τὰ φοινινικὰ ταῦτα ἐστὶ τῆς Θάσου μεταξὺ Αἰνύρων τε, χώρου καλεομένου καὶ Κοινύρων.

Die thrazischen Berge streckten noch immer ihre Gipfel im weiten Bogen einer über den andern empor, als die fernen Küsten und Inseln leise in jene bläuliche Dämmerung zurücktraten, die Homer so naturwahr „Luftschleier" nennt. Nur zwischen Samothrake und dem Festlande schien freies Meer zu sein. Dorthin ging jetzt unsere Fahrt. Denn es hatte sich ein frischer Landwind erhoben, und ich durfte nicht länger zögern, ihn zu benutzen. Als unser Boot sich dem Schiffe wieder näherte, stieß der Steuermann Mehmed einen Jubelruf aus, und alle Leute sprangen eilig zu den Segeln, sie rasch zu hissen. Denn einem Seemann zittert es vor Ungeduld in allen Gliedern, wenn er noch eine Fahrt vor sich hat und es kommt ein guter Wind.

Nun lebe wohl, schönes Thasos, und du unvergeßliche Kinira-Höhe, Höhe des Lebensglücks, lebe wohl! Nie werden wir euch wieder sehen, denn das Leben ist so kurz, und Berufsgeschäfte und eigene Thorheiten haben lange Schlingen, in denen man gleich wieder festsitzt.

Während wir mit frischem Winde Samothrake zusteuerten und unser Kiel scharf durch die rauschenden Fluthen schnitt, tauschten wir Bemerkungen aus über das verschiedene Wesen und Benehmen unserer Schiffsleute. Der Steuermann Mehmed war

ein schlanker junger Mann, der sich gern mit rother Feſttroddel und bunten Gürtelfranzen putzte, schwarzbraun wie das schönste alte Bronzebild. Sein würdiger Vater, unser Kapitän Mustapha, an dessen weißem Gesicht und Bart nichts Dunkles haftete, mußte sich einst irgendwo ein hübsches Zigeunermädchen gekauft haben. Nach diesen Beiden war der wichtigste Mann am Bord der Koch Hassan, schwarz wie die Nacht, mit weißblitzendem Gebiß und Auge. Die Andern stichelten wohl einmal auf seine Negerfarbe, dann warf er sich stolz in die Brust und schritt auf und ab in stummer beleidigter Manneswürde, und nur seine Blicke sprachen Verachtung. Ohne Frage war er wirklich klüger und behender, als die beiden andern jungen Männer, von denen der eine Hussein, der andere wieder Hassan hieß. Alle diese fünf Türken waren aus dem gottesfürchtigen Cavalla, aber nur der eine Mustapha verrichtete die vorgeschriebenen Gebete, die Anderen huldigten, soweit ich es erkundigen konnte, freigeisterischen Ansichten. So tief sind Ideen dieser Art bereits unter das Türkenvolk eingedrungen. Wenn der Alte seinen Teppich ausbreitete und niederkniete, verhielten sich die Vier zwar achtungsvoll, doch ihre Mienen verriethen deutlich, wie höchst überflüssig ihnen dergleichen vorkam.

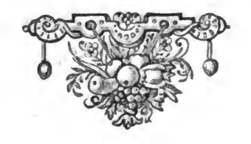
Uebrigens waren sie von früh bis spät froh gelaunt, verträglich und aufgeweckt zu jeder Arbeit, und wenn sie bei ihrer erbärmlichen Kost zusammensaßen, konnten sie Stunden lang lachen und spaßen. Ihr ewiges Singen wurde uns manchmal zu viel, weil es gar so eintönig war. Ihre Morgentafel bestand aus Brod Wasser und Knoblauch, die Abendtafel aus Brod Wasser und Knoblauch nebst Pillaw d. i. Reis mit Hammelfett, den einen Tag gab's Pillaw mit Erbsen, den andern Pillaw mit Bohnen. Von Knoblauch hatten sie einen ungeheuren Vorrath mitgenommen, allein er minderte sich zusehends, und ich muß gestehen, wenn ich auch bei uns diese Zwiebelknolle nicht ausstehen kann, sie sei denn versteckt im leckeren Hammelsbraten, so hat uns doch im Orient der Knoblauch wohl geschmeckt, fast wie frische süße Nuß. Kaffee tranken nur Mustapha und Sohn, und wenn wir einem Andern, der uns gerade etwas brachte, eine Tasse von dem unsrigen reichten, so bot er ihn jedesmal erst dem Alten an. Gab ich aber von meinem feinen türkischen Tabak etwas ab, so schlich Jeder sich damit auf die Seite, und rauchte mit einem Behagen, als koste er Himmelssüßigkeit.

Stets blieben sie Alle die gutherzigsten redlichsten Bursche von der Welt, dankbar für jedes freundliche Wort, und thaten uns zu Gefallen, was sie

nur an den Augen absahen. Mancher vornehme Türke, sobald er fränkische Luft geathmet, fränkisches Wissen aufgenommen, wird gar leicht der ausbündigste Hallunke, der über die Erde läuft. Unter seinem glatten verbindlichsten Wesen birgt sich dann nichts als rohe Raubsucht und Wohllust. Sein ganzes Innere ist rein und hell, nicht ein leiser Dunst schwimmt mehr darin von Gewissen, von Ehre, von Mitgefühl. Ganz anders der gemeine Türke, soweit er noch in seinem alten Glauben und Volksthum verharrt. Er ist offen und ritterlich, ohne Falsch, und von Herzen gütig und wohlthätig. Daß das türkische Reich so lange fortdauert, ist außer dem kirchlichen Zusammenhalt nicht zum Wenigsten den tüchtigen Eigenschaften des gemeinen Volks zuzuschreiben, aus welchem für den Staat immer wieder frische und kräftige Talente emporwachsen.

Als ich diese Türken zuerst kennen lernte, war es mir räthselhaft, wie dieses Volk es gleichsam in der Gewohnheit hatte, seine christlichen Unterthanen wie die Ratten todt zu schlagen. Da fielen mir — ich mußte lachen — meine guten Freunde, die Magyaren, ein. Wie hatten sie geeifert und gescholten über unsere alten deutschen Chronisten, die einst so Abscheuliches von ihrem Volke berichteten,

damals als seine raub- und mordlustigen Reiterschaaren sich über die Christenländer ergossen in jenen sieben Jahrzehnten, die ohne Zweifel Europas größte historische Schande bleiben. Zum Beweise, daß das Alles nur Lügen und gehässige Uebertreibung, fragten die edlen Magyaren: ob denn irgendwo auf der Welt mehr kindlicher Frohsinn, mehr Redlichkeit und Gutherzigkeit anzutreffen, als in den magyarischen Dörfern? Je mehr ich die Türken verstehen lernte, desto mehr schien es mir, als seien die Magyaren ihre rechten Blutsvettern, und bestände der ganze Unterschied darin, daß Jene längere Zeit in bessere Gesellschaft gekommen. Vgl. Seite 162—163 meines Buchs: „Die Magyaren und andere Ungarn," wegen dessen die Ersteren mich für ihren Nationalfeind erklärten, und „die Andern" mich mit so viel freundlichen Zuschriften überschütteten, daß es, nebenbei gesagt, des Guten fast zu viel wurde.



VIII.

Thasische Aussichten.

Der Wind lag voll in unsern Segeln, und Thasos schon in duftiger Ferne. Ehe wir von ihm scheiden, will ich noch etwas von seinen Zuständen erzählen, und zwar zunächst von seiner merkwürdigen Verfassung.

Der Sultan ist noch Obereigenthümer der Insel, und bezieht außer der Summe, welche der Zollpächter zahlt, noch die Askerieh, ein kleines Ehrengeld, welches statt des Kriegsdienstes gegeben wird. Herr und Gebieter ist aber der Vizekönig von Aegypten. Ihm allein gehören all die Waldgründe, ein höchst werthvoller Besitz für den Flottenbau.

Obgleich die Waldungen groß und dicht sind, macht sich die Verwüstung doch auch schon in ihnen

bemerklich. Die Thasier haben das Recht, Pferde und Rinder, Schafe und Ziegen zur Weide in alle Forsten zu treiben, wie und wann sie wollen: darunter muß natürlich der junge Wald schwer leiden. Außerdem ist es allen Einwohnern freigestellt, Holz zur Feuerung zu schlagen und zu verkaufen. Von Zeit zu Zeit, wenn sich herausstellt, daß sie dringend Geld bedürfen, gibt der Statthalter des Vizekönigs auch die Erlaubniß, daß man Holz zum Schiffbauen schlagen und gegen einen Zehnten des Erlöses verkaufen dürfe. Dann gehen die schönsten Stämme auf den Schiffen von Cavalla nach Syra oder Smyrna und andern Schiffswerften.

Von Steuerdruck ist auf Thasos keine Rede. Dem Vizekönig wird von jedem Stück Vieh und jedem Bienenkorb nur eine kleine Abgabe gezahlt. Größer ist sein Einkommen aus dem Zehnten der Oelernte. Dieser Zehnten wird auf folgende Weise ermittelt. Die Oliven werden in hohen viereckigen Behältern gesammelt und dürfen nicht eher ausgepreßt werden, als bis ein dazu bestellter Beamter ihre Menge ausgemessen hat. Im Februar geht er mit zwei Schreibern in jedes Dorf und mißt in jedem Hause durch eine Meßstange den Kubikinhalt des Behälters und wie hoch darin die Früchte aufgeschüttet sind. Haben die Schreiber das Zehnten-

register zusammengestellt, so wird es dem Proëstos, dem Ortsvorsteher, übergeben. Dieser sammelt, sobald das Oel ausgepreßt ist, von jeder Haushaltung den auf sie treffenden Zehnten davon, und hat zu sorgen, daß die ganze Masse richtig auf das Oelschiff geliefert wird, welches zum Abholen von Aegypten heransegelt. Zu Zeiten rechnet man auch zusammen, was die ganze Insel an Oel zu steuern hat, und der Statthalter des Vizekönigs bestimmt, welche Geldsumme dafür zu zahlen, die alsdann auf die Dörfer und Familien vertheilt wird.

Dieser oberste Beamte heißt der Mudir und hat zwei Lieutenants, und außerdem drei Sekretäre, einen für die türkische, einen für die arabische, und einen für die griechische Korrespondenz. Meist wohnen sie alle sieben bis auf einen Sekretär in Cavalla, und kommen nur von Zeit zu Zeit herüber. Jedes der zehn Dörfer hat neben dem türkischen Subaschi einen christlichen Vorsteher, den Proëstos. Freigewähltes Haupt aber der ganzen christlichen Bevölkerung ist der Proëdros in Panagia, welcher sich mit den Vorstehern und den türkischen Beamten jedes Jahr zu einer Rathsversammlung vereinigt.

Vom Gesammteinkommen aus der Insel gibt der Vizekönig großmüthig fast die Hälfte allein seinen Inselbeamten, und das Andere den Stiftungen

in Cavalla, zu deren Unterhalt es aber niemals hinreicht.

Wer nun jemals etwas von Griechenland und seinen Inseln hörte, hat sich schon den Schluß gemacht, daß Thasos unter ihnen ein smaragdenes Juwel. Es besitzt grünen rauschenden Urwald, stürzende Schaumbäche, erhabenes Hochgebirg. Und die Thasier? Der jetzige Statthalter, ein Grieche von Candia, dessen guten Willen man rühmte, fragte einen Herrn, der die Bevölkerung zu kennen schien: was er zu ihrem Besten thun solle? „Lassen Sie die Leute mehr Steuern zahlen, damit sie mehr arbeiten, und gründen Sie mit dem Gelde in jeder Ortschaft eine Schule, damit sie ihre Geschäfte besser verstehen."

Ich kenne Land und Leute doch zu wenig, um die Richtigkeit der Schlußfolge im ersten Theil dieser Antwort bestätigen zu können. Der zweite Theil spricht für sich selbst in aller Welt. Jetzt gibt es nur vier Schulen, in Panagia, Theologos, Kassarwit und Kakirachi, und die eine soll elender sein als die andere. Man müßte vor allem eine Musterschule gründen, um Lehrer zu bilden. Die Thasier baten schon im Jahre 1866 den Vizekönig darum. Seine Beamten und ein Ingenieur arbeiteten auch den Grundriß und Kostenplan aus, die Insel gab

ihren unterthänigen Dank zu erkennen, und damit war nach orientalischer Amtsweise der Sache genug gethan. Die Thasier aber ruhten nicht. Vor ein paar Jahren setzten sie eine zweite Bittschrift auf und übergaben sie dem Erzbischof von Maronäa, daß er sie an den Vizekönig befördere. Man fürchtet aber, die Bittschrift liege noch ruhig in des Prälaten Kasten, weil er sich überhaupt wenig um Volksschulen kümmere.

Was könnte nicht eine tüchtige und thätige Verwaltung leisten, die planmäßig vorginge! Thasos könnte eine Kulturstätte, ein heller Lichtpunkt werden im thrazischen Meere. Hier sind, wie kaum an einer anderen Stelle, die Vorbedingungen vorhanden.

Der erste Vorzug der Insel ist ihre gesunde Luft. Das Hochgebirg, das viele Laub- und Nadelholz, die Menge der Quellen und Bäche, dazu ringsum ein vielbewegtes Meer — das zusammen gibt der Luft beständig Frische und läßt das Lähmende und Erdrückende nicht aufkommen, das in der heißen Jahreszeit sich unheilvoll niedersenkt auf Griechenlands nackte Inseln und Küsten. Auch Winterkälte frischt die Thasier aus, und ich begreife nicht, wie die Leute in ihren luftigen Wohnungen den Frost ertragen. Leichte Fieber kommen vor, besonders in der Niederung am Limenas; im Uebrigen aber

könnte man die ganze Küste von Nauplia bis Konstantinopel absuchen, und würde keinen gesündern Ort finden als Thasos.

Die Insel wurde weniger, als irgend eine im griechischen Meer von slavischer bulgarischer und türkischer Verwüstung heimgesucht. Ihre Bevölkerung beträgt etwa 12,000 Köpfe und befindet sich in gedeihlicher Vermehrung. Wenn irgendwo, hat sich hier etwas von altgriechischer Natur und Sitte erhalten. Die Lage der Insel oben im thrazischen Meer schützte sie vor den Strömen fremder Einwanderung. Diese flossen ab nach Griechenland auf der einen, nach Byzanz und Kleinasien auf der andern Seite. Von den zehn Ortschaften, — die mit Accenten lauten wie folgt: Panagiá, Potamó, Theologós, Mariáes, Kakiráchi, Sotíro, Agios Geórgios, Kástro, Wulgáro, Kassarwít, — deuten höchstens die letzten drei Namen auf Nichtgriechen. Kastro ist der überall auf den griechischen Inseln vorkommende Name für die Burgfestung, in welcher im Mittelalter die herrschende Familie wohnte: das Kastro auf Thasos, dessen Einwohner bei den Andern gerade keines schönen Rufs genießen, führt auch einen türkischen Namen, Jenissár. Kassarwít besteht aus zwei Theilen, der eine heißt Papasmachalás (Pfaffenort), der andere lautet slavisch Tzingára.

Wulgáro aber erinnert an Bulgaren, obwohl die vier Abtheilungen dieser Ortschaft griechische Namen führen. Jedenfalls spricht gegenwärtig die ganze Inselbevölkerung nur Neugriechisch und herbergt einen durchweg gleichartigen Menschenschlag.

Diese Thasier haben ein schönes und sittliches Familienleben bewahrt, sie besitzen Mutterwitz und Geschick zu allen Dingen, sind fröhlichen Herzens, gutwillig und hörsam. Nur muß man ihnen unter die Arme greifen: für sich allein kommen sie aus ihrer Kleinwirthschaft, aus ihrem engen Ideenkreise nicht heraus. Jedes Mannes Besitzthum ist klein beisammen: wer zehn bis zwölf Hektaren Landes besitzt, hat schon ein großes Gut. Sein ganzer Ehrgeiz beschränkt sich darauf, mit Frau und Kindern sich schön zu kleiden, und wenn's hoch kommt, gibt er Freunden und Nachbarn ein Gelage, das Geld kostet.

Derselbe Herr, welcher dem Statthalter rieth, mehr Steuern zu nehmen und damit Arbeit und Schulen zu unterstützen, sagte mir auch: die jetzige Verwaltung der Insel sei ein reiner Luxus. Da sie bedeutende Summen kostet, wird es mir schwer zu glauben, daß sie so unnütz sei. Gewiß aber, würde man ein paar gescheidte Franken heranziehen — Ingenieurs Forstmänner Schiffsbauer, — in

kürzester Zeit würde das dunkle Thasos ein helleres Ansehen gewinnen. Seine Bevölkerung würde nicht, wie Neugriechen und Türken es gewohnt sind, den Verbesserungen Haß und Widerwillen oder zähe unbesiegliche Antipathie entgegensetzen, sondern rasch ihren Vortheil absehen. Schlimmsten Falls ließen sich vortreffliche bulgarische Arbeitskräfte heranziehen. Widerstand wäre nur vom hohen Klerus zu befürchten, doch ließe sich gerade hier damit wohl fertig werden.

Warum spielte Thasos im Alterthum eine so bedeutende Rolle? Weßhalb sammelte es in seinen Häfen eine meerbeherrschende Flotte, in seinen Truhen ungeheure Schätze?

Die Ursachen liegen klar vor. Seine glückliche Lage spielte ihm den Zwischenhandel zwischen Griechenland Mazedonien Thrazien und dem Bosphorus und Kleinasien in die Hände. Die thrazische Goldküste öffnete ihre Bergwerke, aber sie lieferte auch etwas, was besser als Gold, nämlich Matrosen und kraftvolle Arbeiter. Die Insel selbst aber hatte Naturschätze von unversieglicher Fülle und Güte. Jetzt wird die Eisenbahn bald alle die Küstenstädte wieder in Verbindung, in die reichen Ebenen der rumelischen Flüsse wieder Schwung und Leben bringen. Könnte Thasos von seiner Lage nicht wieder

Vortheil ziehen? Seine Naturschätze sind ihm geblieben, — könnte es sie nicht wieder verwerthen?

Nur auf Einiges sei hier hingedeutet.

Da ist zuerst das Schiffsbauholz. Mit jedem Jahre wird es gesuchter und kostbarer. Thasos ist reich daran, dieser Reichthum kann bei forstmäßiger Bewirthschaftung noch lange Zeit vorhalten. Das Holz läßt sich auch leicht von den Bergen zum Verschiffen ans Meer bringen.

Aber sollen die Thasier denn selbst ewig nur elende Barken besitzen? Sollen sie nicht einmal ihre Erzeugnisse auf eigenen Schiffen verführen? Jetzt haben sie nur kleine Segel- und Ruderkähne, die kaum bis zur nächsten Küste Fracht halten. Auch die Thasier müssen aufs Meer, sie haben ohne Zweifel dasselbe Geschick für Schifffahrt, wie die anderen Inselgriechen. Blieben sie vom Handel, der sich schon in den nächsten Jahren unzweifelhaft auch in diesen Gegenden vervielfachen wird, ausgeschlossen, so würde dies ärgere Folgen haben, als Gewinnentgehung. Hat Griechenland eine Zukunft, so liegt sie lockend und glänzend nur auf dem Meere. Nur der Seehandel kann seine Küsten und Häfen mit neuem Leben, seine Bevölkerung mit neuer Zuversicht erfüllen. Das Griechenvolk ist gerettet, sobald seine Kräfte dorthin zu strömen beginnen. Jetzt ver-

zehrt es sie in kleinlicher Thätigkeit, oder, was noch schlimmer, vergräbt sie wie ein unseliger Geizhals. Wer auf Thasos Macht und Einfluß besitzt, kann nicht früh genug daran denken, ihm einen Antheil am Seehandel zu verschaffen. Die erste Schiffswerfte, welche das erste Thasier Seeschiff, und wäre es auch nicht größer als eine türkische Alamana, vom Stapel läßt, wird für die Insel eine Quelle des Segens werden.

Ob die Goldbergwerke wieder ergiebig zu machen, weiß ich nicht. Gewiß ist die neuere Berg- und Hüttenkunde mit besseren Mitteln versehen als die antike. Man hat freilich die alten Schachte noch nicht wieder gefunden: allein hat denn schon ein wissenschaftlicher Bergmann gründlich danach gesucht?

Thasos hat aber noch ein anderes werthvolles Mineral — das ist sein grobkörniger dauerhafter prachtvoller Marmor. Frisch gebrochen glänzt er in hellster Weise. Die Bruchstelle überzieht sich zwar allmählich mit einem dunklen Grau, geglättet aber geht sie in schönes Hellgelb über, das nicht zu zerstören ist. Um das stärkste Zeichen römischer Ueppigkeit zu geben, sagte Seneca: „Ehemals habe man thasischen Marmor selten einmal in einem Tempel gesehen, jetzt umziehe man Fischteiche damit.“ Aber nicht blos für Prachtgebäude, auch zum Bildhauen

war der thasische Marmor im Alterthum sehr gesucht. Es gab auch einen fleckigen Marmor auf Thasos, der noch kostbarer. Die alten Marmorbrüche sind noch unerschöpflich da, der Zugang vom Meer ist leicht herzustellen. Jetzt führen die Schiffe von der Insel alte Marmorstücke als Ballast fort: würden sie den Stein nicht lieber mitnehmen, wenn er schon behauen und geglättet wäre, in den vielförmigen Gebilden, die sich überall für Bau und Einrichtung von Kirchen und Häusern verwerthen lassen?

Zur Zeit bilden Baumöl Honig und Wachs die Ausfuhr, durch welche die Thasier ihre Bedürfnisse decken. Der Honig, der noch in größerer Menge zu erzeugen stände, war schon im Alterthum berühmt. Die Thasier müssen jetzt dafür nehmen, was man ihnen in Cavalla geben will: nach Smyrna und Konstantinopel gebracht kostet er das Zehnfache.

Oel ist die Hauptwaare. Wenn man im Sommer überschlagen kann, wie groß die vorjährige Ernte ist, kommen die fremden Kaufleute und verhandeln lange mit dem Proëdros über den Preis. Wird der Kauf abgeschlossen, so leisten sie Anzahlung und bestimmen den Tag, an welchem sie die Waare von Limenas abholen. Der Proëdros vertheilt nun die Oel-Lieferung unter die verschiedenen

Haushaltungen, und wenn der bestimmte Tag kommt, muß Jeder zusehen, wie er eilends seine kleine Last nach dem Hafen bringt. Das ist gewiß Alles schön und patriarchalisch, aber rationell ist es nicht: den besten Gewinn stecken die Kaufleute in die Tasche.

Die Cocons von Thasos sind sehr gesucht, und die Seidenzucht steigert sich zusehends. Allein hundertmal mehr Maulbeerbäume könnten an den sonnigen Halden, die jetzt nur unfruchtbarer Buschwald überzieht, millionenmal mehr Seidenwürmern die Nahrung geben. Die häuslichen Frauen und Mädchen auf Thasos spinnen und weben fleißig rothberänderte Handtücher und grobe Leinwand: lohnender wäre, wenn mnn ihnen Gelegenheit gäbe, ihre Cocons selbst abzuwickeln.

Im Alterthum war der Thasier Wein weit berühmt. Es gab zwei Sorten: die eine brachte den Schlaf, die andere verscheuchte ihn. Als Lucian einen festlichen Abend schildern wollte, sagte er: „In die Mitte setzend den Freundestisch laben wir uns an gedeihlicher Kost, nicht einsam trinkend thasischen Wein, wenn's uns so gut wird, noch für uns allein uns sättigend an vielartigen Gerichten." Jetzt liegt der Weinbau ganz darnieder, und trotzdem liefert er noch immer köstliches Gewächs. Nur ein wenig Sorgfalt mehr, und dem Thasier Wein würde

vielleicht etwas von seinem ehemaligen Ruhm wieder erblühen.

Allein was soll man erst sagen, wenn man nicht bloß im Innern der Insel rings um Theologos, nein selbst auf schönen Strandebenen, die von Fruchtbarkeit strotzen, nur lässigen Anbau sieht? Da begreift sich, daß der Thasier Ackerland kaum so viel Korn trägt, als sie im halben Jahr brauchen. Ja die quellen- und kräuterreiche Insel läßt sich sogar all ihr Zugvieh vom festen Lande zuführen. Auf ihren grünen Triften springt kein Füllen und kein Kalb. Es ist einmal so hergebracht, und die Thasier kommen aus alter Gewohnheit nimmer heraus.

In Theologos erzählt man auch, wie das ganze Thal hinauf bis zu dem Kamm, wo sich der Weg nach Potamia wendet, einst hochstämmige Fichten grünten. Seitdem sie ein unglückseliger Waldbrand weggezehrt, seitdem, heißt es, wehe in der Ortschaft nicht mehr die heilsame Luft, und nehme das Bach- und Quellwasser zusehends ab. Ich fragte: „Warum pflanzt Ihr denn den Wald nicht wieder an?“ Da seufzten die Männer und sagten: „Das ist ein großes Unternehmen: wer hat Zeit und Geld dazu?“

Hier kann nur ein nachdrückliches und fortgesetztes Eingreifen der Regierung helfen. Die Thasier nehmen gern guten Rath an, bedürfen aber,

daß man sie weckt und anweist; denn das Maß ihres Geistes wie ihres Muthes ist gar kurz gespannt.

Das Erste müßte sein, eine Bank zu gründen; denn jetzt fehlt überall das baare Geld, nur auf Monate leiht man es aus, und gegen Zinsen von 25, ja 50 Prozent ist's öfter nicht zu haben.

Dann müßte man durch Gewährung von Vortheilen erst Einige bewegen, sich wieder in den Strandebenen anzusiedeln, und allmählich die meisten Ortschaften dort wieder hinausziehen, damit an ihre Flur wieder das belebende Meer stoße, und sie inmitten ihrer Aecker und Gärten wohnen. Jetzt verliert jeder Haushalt unsägliche Mühe und Zeit, weil der beste Fruchtacker am Meere, die Ortschaft aber mehr als stundenweit im Innern liegt.

Sodann wäre der Lauf der Flüsse und Bäche zu regeln, damit die Bewässerung allwärts hinkomme und in der dürren Zeit nirgends fehle.

Eine und die andere Musterwirthschaft aber müßte den Thasiern auch vortreffliche Viehzucht vor Augen stellen.

Doch wohin bin ich gerathen? Der Anblick des prangenden Waldgebirgs, der grüngoldenen Fruchtebenen entführte mir den Geist in die gesegneten Länder der Arbeit und ihr Sorgen und Schaffen.

Unsere Alamana segelt ja im griechischen Meer, und in dieser Weltgegend macht vielen Leuten schon das Plänemachen Kopfweh, wie viel mehr das Ausführen! Was aber Thasos helfen kann, liegt ebenso deutlich auf seinem Boden vorgezeichnet, wie seine köstlichen und unerschöpflichen Naturschätze. Es wäre doch ein herrlicher Gedanke, Thasos zu einem Kulturjuwel zu machen, das Aller Blicke auf sich zöge und segensreich weckend und anregend über die Wogen hinglänzen würde nach all den Inseln und Gestaden des alten Griechenmeers.



IX.

Nach Samothrake.

Eine schönere Seefahrt, als nach Samothrake, habe ich kaum auf irgend einem Meere gemacht. Das ist so trefflich im griechischen Archipel, daß zu bestimmten Zeiten man auf bestimmte Luftströmungen rechnen darf, gerade wie auf der Jagd im Hochgebirg. Ungemein wurde dadurch der Verkehr der alten Griechen gefördert: ihre Küsten und Inseln empfingen ja nach Jahreszeit und Tagesstunde so regelmäßig Wind und Segel, als unsere Städte ihre Posten.

Als wir das gesegnete Thasos verließen, erfreuten wir uns eines steifen Nordwesters. Alle fünf Segel lagen voll Wind, wir flogen nur so dahin. Wie eine sausende Pflugschar schnitt der Kiel durch die

Wogen, und rauschend hochaufschäumend schlug die See an beiden Borden empor. Mehmed, des Steuermanns Augen blitzten vor Wonne, und der alte Mustapha klopfte an die Schiffsplanken, wie man einem Roß auf den Rücken klopft, und sagte „gute Alamana, gute Alamana!"

Zur Seite hob der Athos hoch in den blauen Aether seine dunkeln Hörner, seine Mitte aber umzog ein hellweißer Wolkengürtel. Vor uns in der Ferne schwebten über der blauen Fluth wie leise Dunstgebilde Imbros, Tenedos, Lemnos. Samothrake aber, dem wir uns eilends näherten, erschien wider alles Erwarten nicht voll bewaldet, sondern fast wie ein bleicher gewaltiger Steinsarg, der hoch über den Wogen schwimmt und oben mit Krone und Zierrath besetzt ist.

Unsre Blicke wanderten beständig zwischen dieser seltsamen Insel vor uns und dem blau aufragenden Prachtbau des Athos hinter uns. Beide fallen auf durch etwas Ungewöhnliches, ja Fabelhaftes, wie ihre furchtbare Masse da so trotzig über den schimmernden Fluthen empor starrt. Jetzt liegt der Athos den Völkerschaften in der Runde stets im Sinn und Gedanken. Nach diesem Heiligthum, das mit Waldklöstern und Einsiedeleien besäet ist, wenden sich die Blicke aus der ganzen griechischen Christenheit. In

der alten Welt war Samothrake dieser Augenpunkt. Damals wohnten auf Samothrake die ehrwürdigen und gefürchteten Priester, die Bewahrer von Segensprüchen, Bannformeln und allerlei mystischen Geschichten.

Noch weit ungeheuerlicher, als das Athos-Vorgebirg, erschien den Seefahrern diese Insel. In Griechenland und Kleinasien sieht man fast überall nur Gebirge, die in wagerechten oder rundlichen Massen sich aufthürmen. Samothrake aber streckt sich mit seinen finsteren Zinnen himmelan, gerade als wäre ein nordisches spitzzackiges Alpengebirg von blauer See umflossen.

Wir hatten am Abend die ganze Meeresbreite, die zwischen Thasos und Samothrake liegt, schon durchflogen, und hielten jetzt auf ein grünes Vorgebirge zu, auf dessen Rücken weit sichtbar sich hellgraues Gethürm erhob. Dort hatte einst die heilige Tempelstadt gelegen, und war jetzt gerade eine österreichische Expedition mit Ausgrabungen beschäftigt. Wenn man in Wien ein solches Unternehmen ausrüstet, geschieht es auf eine kaiserliche Art. Führer war Professor Conze, der über diese thrazischen Inseln schon früher höchst sorgfältige Aufzeichnungen gemacht; mit ihm kamen ein Architekt, ein Ingenieur und noch ein Gelehrter: zu ihren Diensten

hatten sie den Dampfer Zriny, den wir bei den Dardanellen gesehen hatten. Ich überbrachte einen Brief vom österreichischen Gesandten in Konstantinopel, der mir auch genau den Punkt beschrieben hatte, wo an einem Bache bei der Paläopolis die Zelte standen. Ich hätte sie vom Meere aus deutlich sehen müssen: wir fuhren langsam am Gestade hin, aber vergebens suchte ich im Zwielicht mit dem Fernglas auf und ab, die Zelte wollten nirgends im Gebüsche sich zeigen. Es war Schade: auf einen deutschen Abend hatte ich mich nicht wenig gefreut.

Mustapha behauptete, die Paläopolis müsse weiter westlich liegen, nahe am Ende der Insel; dort wo man allein landen könne, stehe auch ein Haus und eine Kirche, so habe er öfter gehört. Ich hielt Umfrage: keiner von unsern Türken war jemals auf Semendrek, wie sie Samothrake nennen, gewesen, obwohl sie es ihr Leben lang vor Augen gehabt. „Wer geht denn nach Semendrek?" fragten sie unwillig. Dort wohne nur wildes Hirtenvolk, arm wie Kirchenmäuse, und habe nichts als süßen Ziegenkäse. Dieser Käse sei aber butterweich und reiner Honig, sagte Mustapha und strich sich den Bart, er habe ihn schon gegessen. Wir fuhren nun im Mondlicht lange Zeit am Ufer hin, es blieb wild und leblos. Allmählich schlief jedes Lüftchen ein, wir

hatten Windstille und mußten auf halbem Wege beilegen.

Unvergeßlich bleibt mir diese Nacht vor Samothrake. Der Mond hing wie eine glänzende Silberfackel in den reinen Lüften, und sein bleiches Licht floß nieder an des Berges Gesteinseiten auf die stillen dunkeln Wälder und Hügel und Schwellungen unten im Vordergrunde. Die Sterne aber hingen in diamantenem Licht über den scharfen Rissen da oben, und an den Schultern des Gebirgs, und ringsum bis in die Tiefe in das dunkle Meer hinein. Ueberall wohin man sah, war ein ernstes heiliges Funkeln, alles wandellose hehre Stille. Nur zu Zeiten kam ein Windstoß vom Gebirge, dann rauschte es in den Wäldern, ein dumpfer Hall in den Klüften, anrollendes Wellenklatschen — und alles war wieder gebannt wie von Todesstille. Die Insel schien ganz unbewohnt, von Licht und Leben nicht das Geringste wahrzunehmen. Geisterbleich starrte das Gebirge mit der ehernen Zackenkrone in den nächtlichen Himmel empor. Wie? War Samothrake von den alten guten Göttern verlassen, nun eine Insel der Geister und Dämonen?

Hier stand ich auf einem Punkte der Erde, wo die Menschen in den ältesten Zeiten viele hundert Jahre hindurch voll Ehrfurcht landeten, um die hei-

ligste Offenbarung göttlicher Wesen zu vernehmen. Wen in allen Ländern des Mittelmeers faßte nicht ehemals ein heiliger Schauer an, wenn er von den samothrakischen Geheimnissen hörte? Gerade die Edelsten und Gebildetsten in den antiken Zeiten waren es, die nach diesem Mekka hinstrebten. Ihre Pilgerflotten brachten kostbare Weihgeschenke den Altären dunkler unbekannter Götter, und wenn sie, eingeweiht in die Geheimnisse, von diesem Strand wieder abstießen, um die ferne Heimath hinter den Meeren aufzusuchen, brachten sie dann wirklich irgend eine lichte Wahrheit, ja brachten sie nur eine wirklich dauernde Erhebung der Seele mit sich?

Es überkam mich ein tiefes zuckendes Weh, ein Erbarmen mit all den Kläglichkeiten unserer Menschennatur. Wir Unseligen! In unserm ganzen Wesen liegt die Sehnsucht, liegt ein unruhiges Drängen, offenbar ein Vermögen, Uebersinnliches zu vernehmen, zu glauben, zu schauen. Etwas Ewiges, etwas Geheimnißvolles, das kommt und geht, wogt ruhelos durch unsere Seele und zieht uns zu sich hinan. Und o wie winzig, wie kläglich ist meist das ganze Ergebniß! Die Einen erheben die heiligen Genies, in deren Anschauung und Sprüchen sich dieses Ewige, dieses Göttliche unserer Natur am reinsten und gewaltigsten offenbarte, zu Gottwesen,

und gleich verdammen und zerschmettern sie alles, was ihren Glauben nicht theilt. Die Anderen erblicken im Weltenraum nur todte Gesetze ohne Geist und Seele, und sagen: diese Weltgesetze sind ewig dieselben, sie sind starr und ehern, sie können kein Wunder und keine Offenbarung geben. Die armen Thoren, als wäre die menschliche Vernunft durch ein ewig dauerndes Weltgesetz nur gerade so eingerichtet, daß sie ein Jahrtausend um das andere sich immer eitle Vorspiegelungen machen müßte von Gott und dem Uebersinnlichen! Und wir, die wir ehrlich denken und forschen wollen, und frommen Herzens, aber klaren Blicks den Weg der Wissenschaft wandeln, durch welche dunkle, qualvolle, endlose Schluchten, über welche weit ausgedehnte, trostlose, dürre Steppen führt dieser Weg! Der Zweifel sitzt wie ein Wolf am Wege, und über jeden himmlischen Lichtblick wälzt sich gleich wieder dumpfe Gleichgültigkeit, Geschäftsöde, bange Seelentrauer. Und doch, es gibt auf Erden kein anderes Glück, keine andere Hoffnung, als dieses ewig zerstückte Ahnen, dieses allzeit lastende, nie weichende Dämmerung im Vernehmen von Gott und Unsterblichkeit. Selig, wer eine Veda-Hymne in frommer Andacht zum Unendlichen singt, selig, wer das Haupt empor gerichtet zum majestätischen Zeus in die glänzenden blauen

Lüfte schauet, am seligsten, dem Christi Heilslehre, die allerlösende Lehre der Gotteskindschaft, tief im entzückten Innern anklingt und leise widerhallt wie ferner Glockenton. —

Mustapha kam, uns vom Verdeck zu scheuchen, der Nachtthau könne gar schädlich werden. Wir suchten unsere Lagerstätte, und meine Gefährtin fragte, ob unser Jüngster daheim im fernen Deutschland jetzt wohl händefaltend sein Nachtlied singe, das schöne Kinderlied:

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Aeuglein zu.
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein.

In erster Frühe setzten wir unseren Weg längs der Küste fort und entdeckten nach einer Weile ein Haus mit einer großen Umzäunung. Davor lagen auf den Strand gezogen sieben ganz kleine Segelschiffe, bei denen sich Leute bewegten. Als wir aber ans Ufer stießen, ergab sich, dies sei die Kamariotissa, der Hauptlandeplatz der Insel. Die Paläopolis lag richtig da oben bei den mittelalterlichen Burgthürmen, die wir gestern Abend gesehen. Meine erste Frage war nach den Oesterreichern. „Vor zwei Tagen auf dem Zriny abgereist," war die Antwort. Das kam mir doch etwas seltsam vor: keine Nachricht, die

von Samothrake nach Konstantinopel gekommen, ließ ein so rasches Abbrechen der Arbeiten vermuthen.

Unser Schiff war das einzige auf dem Wasser. Ich erkundigte mich daher nach dem Grunde: warum man sich die große Mühe mache, die andern alle aufs Trockene zu ziehen, da doch Jahreszeit und Wetter so gut seien? Da streckte ein Schiffer die Hand aus gegen die Hochschluchten im Gebirge. Unser Mehmed erklärte mir: der Mann fürchte die Stürme, die plötzlich von dort herniederbrächen. In der That soll, dies wurde mir später bestätigt, sich öfter und ganz unversehens eine Windsbraut aus dem Gebirge hervorstürzen, die gleich wie mit schweren eisernen Tatzen die Schifflein auf die Seite wirft, daß sie versinken.

An dem Häuschen am Strande war ein ärmliches uraltes Kirchlein angebaut, in dessen Halbdunkel bei vielem Lichterglanz und bunten Lämpchen ein alter Pope Hochamt hielt. Vor der Kirchthür loderte ein Feuer, in den Töpfen schmorten für den geistlichen Herrn Hammelsrippen und Trockenfisch. Für uns gab es nichts, als Brod und Wasser, vergebens hatten wir uns auf einen guten Kaffee gefreut, und mochten nun nicht gern, um ihn selbst zu kochen, zu unserem Schiff wieder hinaus fahren. Hinter dem Hause glaubte ich ein Lager gefüllter

Weinschläuche zu entdecken, es war aber nur Olivenöl darin, Wein wird auf Samothrake nicht gebaut.

Die Familie, welcher das Anwesen gehörte — Mann, Frau mit Säugling, und noch ein paar Kinder — ging festtäglich gekleidet ab und zu, bald waren sie bei dem Feuer, bald in der Kirche, und der Mann machte gelegentlich den Messediener und sang die Responsorien. Das griechische Schiffs- oder Fischervolk aber lungerte draußen am Strand umher, kaum daß der ein und andere eine Minute lang in die Kirche kam, und dann führten sie drinnen ihre Gespräche fort. Auch gebildete Griechen, das habe ich öfter bemerkt, benehmen sich miteinander in ihren Kirchen ohne alle Scheu und Andacht, etwa wie wir in einem Konzert. Offenbar haftet bei ihnen noch ein Nachklang vom antiken Tempeldienst. Wenn der Geistliche am Altar das Opfer verrichtet und dazu seinen Singsang macht, so ist damit genug geschehen, — warum sollen sich die Andern dabei bemühen? Gott und die Heiligen bekommen das ihrige, das ist die Hauptsache, — so denken sie.

Während unsere Matrosen ausgingen, um irgendwo in den Feldern Pferde und Maulthiere aufzutreiben, strich ich in dem Ackergefilde umher und suchte eine Anhöhe zum Weitblick. Es war die

erste köstliche Morgenfrühe, in den Lüften Lerchengesang, heilige Stille ringsum, in der Ferne Heerdengeläute. Unter dem blauen Luftmeer glänzte die See wie ein goldener Spiegel, und in breiten Hügelwellen, sanft sich abrundend, lief das Land gleichsam dürstend und sehnsüchtig in die Fluthen hinein. Insbesondere fesselte mich eine sandige Halbinsel, die weit unten ins Meer hineinschnitt wie ein scharfes spitzes Dreieck, dem noch eine Landzunge angesetzt war. Der Doppelglanz von zwei kleinen Seen stand darauf, beide von weißlichem Strand umzogen, der eine fast ausgetrocknet. Bloß dieses westlichste gelbsandige Inselende, das Akrotiri genannt, ausgenommen, war ringsum alles ein einziges Grünen und Blühen, ganz wie ein längst verwildertes Saat- und Ackerland.

Drehte man sich aber vom Meere ab nach dem Gebirge zu, so schrumpfte plötzlich all das Fruchtgefilde ein zu einem Saum am Meere. Das Land schien sich scheu zu verkriechen, und nur leise vom ebenen Strandsaum an hügelwellig und bergig sich der gewaltigen finsteren Felsmajestät anzuschmiegen. Noch nicht 6000 Fuß hoch macht die Bergpyramide den Eindruck von 12,000, weil sie auf der allebenen Seefläche so hoch und düster aufsteht.

Die Berggestalt der Insel ist völlig so, wie die Bergstöcke in unseren bayerischen und Salzburger Alpen. Strabo nennt diese Gestalt „hoch gehoben und gleich einem Weiberbusen." Es hat sich gleichsam ein ungeheures Fels-Ei gegen den Himmel emporgerichtet und ist nach der einen Seite von der Spitze hernieder eingebrochen. Die Ecken und Zacken des Bruches starren in die Höhe. Während auf der anderen Seite die alte Rundung sich glatt niedersenkt, entstanden auf der Einbruchsseite dunkles Felsgeklüft und gähnende Schluchten, in welchen der Wald und dann noch höher die Grashalde zu dem Steingeröll heraufkriecht. Der Dachstein am Gosau- und der Watzmann am Königssee bieten einen ähnlichen Anblick. Jedoch umstehen die samothrakische Kammhöhe vier Hauptspitzen. Die eine heißt Phengari, die anderen tragen drei Heiligennamen: Sophie, Elias, Georg. Die scharfen Ränder der Pyramide sind links und rechts mit einer Reihe einzelner Bäume besetzt: mit dem Fernglas verfolgt man sie bis hoch oben und schaut zwischen ihren luftigen Stämmen durch. In so fern wäre noch immer „der höchste Gipfel Samothrake's hoch umwaldet," wie einst bei Homer, als sich der Erderschütterer Poseidon darauf setzte, und in der Ferne mit seinem Götterblick ärgerlich erschauete, wie in Troja's Gefilden

sich die Schlacht zum Nachtheil seiner Achäer wendete.

Eines einzigen Pferdes war man habhaft geworden, und rasch wurde es, — gesattelt kann man nicht sagen, auf all den Inseln habe ich keinen Sattel gesehen, — es wurde vielmehr für meine Frau nothdürftig angeschirrt. Ein hölzern Gestell zum Lasttragen findet sich überall, dies wird aufgelegt und so viele Decken und Tücher hinten und vorn, bis man halbwegs bequem sitzt. Ein Steigbügel ist gleich fertig, nämlich eine Strickschleife leicht angehängt. Man ist schon herzlich froh, wenn sich nur ein fester Zügel findet, einerlei ob er aus Lederriemen oder aus zusammengedrehtem Hanf besteht. Nur die germanischen Völker und die Reitmogolen nebst ihren europäischen Verwandten, den Türken und Magyaren, halten auf ordentliche Anschirrung der Pferde: in allen andern Ländern ist's ein ewiges Behelfen.

Unser Zug, — außer Mustapha nahm ich noch zwei Matrosen mit, — ging kärglich bebüschte Anhöhen hinauf, und dahinter, steil vor uns, hingen drohend und finster herein die kahlen Steinwände und Geklüfte. Thasos erschien auf der See in der Klarheit des Morgens deutlich als ein langer Rücken mit zwei Spitzen, von welchen nach beiden Seiten

Bergrippen ausgehen und Thäler einfassen, die sich nach dem Meere zu ausbreiten. Als ich dort hinblickend weiter schritt, wäre ich im Gestrüpp beinahe auf eine armdicke Schlange getreten. Etwas weiter belustigten sich unsere Türken, eine unbeholfene große Schildkröte umzuwenden. Ich warnte sie vor dem scharfen Gebiß des Thieres, denn es schnappt Finger und Knochen weg. Auf halbem Weg kamen uns noch zwei Pferde entgegen: es hatte sich in der Ortschaft verbreitet, daß nicht nur ein Mylordos, — so heißt jeder Franke, der nicht Handelsmann, — sondern auch eine wirkliche Mylorda mit Hut und Schleier gelandet sei. Schon kamen Frauen hie und da aus den Feldern, und standen am Wege um eine europäische Dame zu sehen. Denn dergleichen Anblick hatte keine Sterbliche auf der Insel genossen, und wahrscheinlich ihre Mütter und Großmütter auch nicht.



X.

Burg und Ortschaft der Gateluzzen.

Es ist ganz unglaublich, wie sehr Samothrake von aller Welt abgeschlossen ist. Läge die Insel einsam im weiten Stillen Ozean, so könnte sie nicht verlassener sein. Die „hafenloseste“ nannte sie schon Plinius: vielleicht ist sie es gegenwärtig am meisten von allen Inseln auf dem Erdenrund. Dazu von Stürmen umbraust. Diese dunkeln Stürme kommen plötzlich aus dem Innern und kommen plötzlich von der thrazischen Küste. Samothrake liegt gerade in der Richtung der heftigen Luftströme, die aus dem Schwarzen und dem Marmorameer über die Landenge bei Gallipoli einher fahren, und sich brechen an der Insel hohen Zinnen und Ecken. Denn das ungeheure Breitgestein von Samothrake ist recht wie ein Sturmbrecher ins Meer gestellt.

Die eine Hälfte des Jahres ist das Gestade ganz unzugänglich, jedes kleine Schiff hoch auf den Strand gezogen: die Wellen geißeln ihn, daß der Schaum weit ins Land weht. Und die andere Hälfte des Jahres — wer soll da landen? Höchstens die Schwammfischer, diese verrufenen Nomaden des griechischen Meeres. Außer ihnen legt vielleicht einmal ein Schiffer an, welcher Holz und Kohlen braucht, oder ein wenig Obst oder Jungvieh oder einen Topf Honig mitnehmen will; außerdem haben die Samothrakier ja nichts zu bieten. Sie selbst aber sind selige Leute; denn sie sind bedürfnißlos, sie brauchen nichts von draußen, gar nichts als höchstens ein bißchen Kaffee. Die Frauen weben das Gewand, und die Männer züchten Korn und Vieh. Freilich, wenn Mißwachs eintritt, sind sie alle übel daran, und die ärmeren müssen sich schon so jeden Winter erbärmlich durchschlagen.

Nur eine einzige Ortschaft hegt die Insel: diese hat auch keinen anderen Namen als die Chora d. h. die Ortschaft, und liegt anderthalb Stunden vom Meer entfernt. Darin wohnen etwa 2000 Menschen. In der schönen Jahreszeit ziehen und wandern die Männer mit ihren Ziegen und Schafen und ein paar Pferden oder Maulthieren auf der ganzen Insel umher, und wo sie nächtigen wollen, flechten

sie sich eine Zweighütte. Jene Ortschaft selbst liegt in einer tiefen kahlen Schlucht. Auf dem Grunde fließt ein Bach. An den beiden Schluchtwänden bauen sich die erdgrauen Häuschen mit platten Erddächern auf, gerade wie Mauerreihen übereinander, in denen sich dunkle Thür- und Fensterlöcher befinden. Auf dem höchsten Punkt trauert eine zerrissene altersgraue Ritterburg. Gleich dahinter klüftet und gipfelt sich breitaufsteigend das bleichgraue Steingebirg. Man kann sich keinen traurigern Anblick vorstellen.

Schon als wir die halsbrecherischen Steigen in der Ortschaft heraufritten, kamen die Leute an die Thüren und auf die Dächer, um die Fremdlinge zu sehen, und kaum waren wir oben im Orte vor dem Kramladen abgestiegen, so waren auch schon der Aga, der Pope, der Ortsvorsteher, und eine Menge Männer da, uns zu begrüßen, zitternd vor Neugier. Frauen und Kinder hielten sich noch scheu an den Häuserecken. Mustapha fühlte sich in seiner Glorie. Er wurde mit Fragen bestürmt, schüttelte aber öfter mit dem Kopf und sagte mir: er könne die Leute nicht recht verstehen. Aber siehe, da war neben dem Krämer noch ein Zweiter, der die Lingua franca kannte, und nun wollten sie vom Bismarkios und vom großen Kaiser Guilielmos hören. Während

ich sitzend auf des Krämers Bettstatt ihnen Bescheid gab, hielt der alte Pope sein Kinn mit langem Bart auf den Stab gestützt, mir kaum eine Handbreit vom Gesicht, und links und rechts und über ihn hatte ich glühende Gesichter vor mir. Und wenn ich von einer Schlacht erzählt hatte, wie viel da gekämpft und todt geblieben, dann ward es laut verdolmetscht, und wurden die Augen noch blitzender und die Mienen noch brennender. Aber beständig geriethen sie alle mit einander in rasende Wortgefechte, jeder wollte es am besten wissen. Seit Moskau's Brand hat keine Kunde den Orient so erschüttert, wie der Sturz der Franzosen. Ich glaube, wenn die deutsche Völkerwanderung daher zöge und wollte alle diese Küsten und Inseln unter ihre Obhut und Neubesiedelung nehmen, meinen Zuhörern in Samothrake würde es als das Natürlichste von der Welt erscheinen.

Bestürmt mit Einladungen nahmen wir endlich eine an, zu der, wie es schien, vornehmsten Frau im Dorfe, um ihre Einrichtung zu sehen. Auch sie bewohnte ein Häuschen mit einem Erdgeschoß unten, das zu Scheune und Keller diente, und oben waren zwei Stübchen und ein Raum für den Feuerherd, zu welchem von außen eine hölzerne Treppe hinaufführte. In dem besten Stübchen war der

Fußboden mit einer Matte bedeckt, und lief an zwei Wandseiten ein Divan von rothem Zeug, behangen mit weißem Ueberzug, und in der Höhe darüber ein Bord, auf welchem allerlei Geschirr glänzte. Auf der einen Wandseite war die kleine Nische mit dem Heiligenbild und dem Lämpchen davor, auf der andern ein alter hübscher Wandschrank, in welchem sich ein Krug vortrefflichen Weins mit kleinen Bechern befand. Es war eine Wittwe mit zwei Töchtern: die eine kochte, die andere, welche sehr schön war, nähte Weißzeug. Nachdem die Frau uns bewirthet und meine Gefährtin auf Divan und Kissen wohlgebettet hatte, kauerte sie sich auf den Fußboden vor sie hin und starrte sie an. Als sie bemerkte, daß meiner Frau die Sonnenhitze zugesetzt hatte, holte sie frische Blätter und feuchte Tücher, ihr den Kopf zu kühlen. Alles geschah mit einer natürlichen Anmuth, und die ganze Einrichtung des Häuschens erschien sauber und behaglich.

Ich stieg derweilen zur Burgruine hinauf, die sich mit ihren Thürmen und Mauern noch immer mächtig darstellt. Mit Interesse sah ich zwei eingemauerte Wappen- und Inschriftsteine. Die eine Inschrift war lateinisch, und besagte: »MCCCCXXXIIII . . . Palamides Paleologus Gatilusius dominus Eneureti edificari fecit hanc turrim die XXVI

Marcii.« Die Langbalken dieser Inschriften verknüpfen fränkisches und byzantinisches Wappenwerk. Von Helm und Helmzierde kommt nichts vor, dagegen um so mehr Inschrift. Der Stein mit der lateinischen hat drei Felder; einen Adler, ein Hermelinwappen mit dem Paläologenkreuz darüber, und ein Monogramm, welches wiederum Paläologus bedeutet: ringsum läuft die lateinische, und zwischen den Feldern zeigt sich griechische Inschrift. Der andere Steinbalken zeigt sogar sechs viereckige Felder nach der Reihe: erst eines mit griechischer Inschrift, dann einen einfachen Adler, dann das Hauswappen mit dem Paläologenkreuz, dann den Doppeladler des byzantinischen Kaisers, darauf das Monogramm, endlich wieder griechische Inschrift. Der Gateluzzen Hauswappen aber war dasselbe, das im Mittelalter so häufig vorkommt und von den Heraldikern mit „wolkig" oder „gewässert" oder „eisenhütig" oder dergleichen bezeichnet wurde, bis Fürst Hohenlohe-Kupferzell es als Pelzwappen (Feh oder Hermelin) aufdeckte, wofür sich noch unwiderlegliche Beweise bringen ließen. Dieses alte Geschlechtswappen behielten die Gatteluzzen zwar bei, aber sie besteckten und umgaben es mit dem Prunk kaiserlicher und byzantinischer Zeichen. Offenbar bildeten sie sich nicht wenig darauf ein, daß sie zur Paläologen-Familie gehörten.

Die Geschichte dieser Genuesen ist ein Spiegelbild der letzten mittelalterlichen Vorgänge im nordöstlichen Theile des Mittelmeers. Der Ahnherr, Franz Gateluzzi, hatte sich als Seeoffizier in Konstantinopel ausgezeichnet, das Meer von spanischen Seeräubern gereinigt, und dem Kaiser Johann geholfen, daß er zum Throne kam. Zum Danke, und um sich der Dienste des Admirals zu versichern, gab ihm der Paläolog 1355 die Hand seiner Schwester Marie, und als Aussteuer der Prinzessin die herrliche Insel Lesbos. In Mitylene richteten sich nun die Gateluzzen einen schönen Fürstensitz ein, und das Glück wollte ihnen wohl, so daß sie auch die vier Inseln, welche sie auf der nördlichen Küste von Lesbos stets vor Augen hatten, — Lemnos, Imbros, Samothrake, Thasos, — nebst der Stadt Ainos gewannen. Das Jahr 1434, in welchem sie auf den beiden äußersten Inseln, in der Chora auf Samothrake und im Kastro auf Thasos, den Burgbau beendigten, scheint ihnen besonders hold gewesen zu sein.

Sie hatten viele Schätze zusammengebracht; denn als Genuesen schlossen sie schwerlich ihre Truhen vor dem Goldsegen des Handels zu. Welcher Italiener, und wäre er der Höchste und Heiligste, oder hätte Methusalems Alter erreicht, machte nicht noch gern sein Handelsgeschäftchen? Kurz, die Gateluzzen konnten

in Herrlichkeit und in Freuden leben, hätte nur Eines nicht beständig bittere Galle hineingetröpfelt. Das war die Besetzung Rumeliens wie Kleinasiens durch türkische, zur Abwechslung auch durch mogolische Horden. Der Fürst von Lesbos mußte ein über das anderemal vor den Sultanen erscheinen, Körbe voll Gold bringen, und sich demüthigen bis zur Erde.

Die letzte Freude des lesbischen Fürstenhauses war die Hochzeit des edlen Kaisers Konstantin, der mit purpurnen Segeln nach Mitylene kam, seine Braut, Katharina Gateluzzi, abzuholen. Als er und Konstantinopel gefallen, mußten die Gateluzzen dem Sultan erst Thasos abtreten, dann Lemnos, dann höheren Tribut bezahlen. Den samothrakischen Felsenberg hätte man ihnen wohl gelassen, nach dem großen herrlichen Lesbos und seinen schönen Menschen gierte jeder Pascha. Die Gateluzzi sahen ihr Ende vor sich, und in der Verzweiflung neigten sie sich zu demselben Verbrechen, durch dessen Verfolgung ihr Ahnherr groß geworden.

Dem griechischen Meer, auf dem tausend Häfen, Inseln und Vorgebirge Verstecke bieten, hunderttausend Hände an den Küsten sich nach Raub ausstrecken, war es von jeher eigenthümlich, daß Krieg und Handel Hand in Hand gingen mit Seeraub. Nun

schickte im Jahre 1457 der Papst eilf Galeeren, den Türken Abbruch zu thun, und den Lesbiern wo es nöthig zu helfen. Die Besatzung eroberte die drei Inseln Lemnos, Samothrake und Thasos, ließ wieder die Flagge der Gateluzzen wehen, und errichtete hier einen flotten Seeräuberstaat. Die Fürsten von Lesbos zogen reichen Gewinn davon; denn das Geschäft wurde blühend und kam immer mehr in Aufschwung. Die raschen Galeeren landeten hier und dort, wo man sich dessen am wenigsten versah, überfielen die Ortschaften, schlugen die Männer nieder, plünderten mit raschem Geschick und schleppten eilig den Raub auf die Schiffe. Am meisten war es auf Mädchen und junge Frauen, auf Knaben und Jünglinge abgesehen. Dafür war in allen Häfen gutes Geld zu lösen; denn bei den Janitscharen und in den Harems der türkischen Großen fand ein großer Menschenverbrauch statt.

Der gereizte Sultan schickte gegen Mitylene eine Flotte, die ein Heer landete. Ein lesbisches Mädchen aber, gottbegeistert und redegewaltig, feuerte ihre Landsleute an, und das Türkenheer wurde in Stücke zerschlagen und völlig vernichtet. Groß war der Jubel in der ganzen Christenheit; man sprach schon von Rache an den Türken, man träumte schon von Wiedereroberung Konstantinopels.

Der Sultan wartete fünf Jahre. Dann legte sich plötzlich eine gewaltige türkische Flotte vor den Hafen von Mitylene, von Asien her marschirten die Janitscharen heran, zahllos waren ihre Geschütze. Die Beschießung begann. Sie dauerte vier Wochen Tag für Tag. Ein Theil der Stadt wurde in Asche gelegt. Hochauf flogen die Steine und Trümmer unter den krachenden Bomben. Die Besatzung aber war stark und tapfer: 5000 Soldaten und 20,000 Einwohner schlugen jeden Sturm zurück. Der Türke verzweifelte. Da spielte ihm Verrath in die Hände, was seine Waffen nicht erwarben. Fürst Nikolaus Gateluzzi hatte früher, um sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen, seinen Bruder erdrosseln lassen. Er selbst befehligte auf der Burg, sein Neffe Luzio in der Stadt. Die Türken versprachen dem Neffen, er solle Fürst werden, sie würden ihn schützen, nur geringen Tribut solle er zahlen. Lange hatte Luzio die Rache gegen den Oheim im tiefsten Busen verschlossen, jetzt öffnete er den Türken die Stadtthore. Nikolaus, in äußerster Bedrängniß, nahm des Siegers Bedingungen an. Man ließ ihn auf Lesbos fürstlich wohnen, er mußte aber Ortschaft für Ortschaft persönlich übergeben. Dieses Unglücksjahr von Lesbos war 1462. Die beiden Gateluzzi waren frei, wurden aber scharf bewacht. Luzio ward angeschul-

digt, ein türkisches Kind zum Christenthum bekehrt zu haben: auf dergleichen Bekehrungseifer setzt der Islam den Tod. In der Angst ließ er sich lieber gleich selbst beschneiden. Auch Nikolaus nahm den Islam an. Der Sultan aber fand gar bald einen andern Vorwand, und nahm beiden die Köpfe.

Was nun unter der Türkenherrschaft aus Samothrake wurde, ist leicht erzählt. Es verwilderte, ward entvölkert, sank in Oede und Vergessenheit. Einige wohlhabende Städtchen blieben übrig, sie schleifte der letzte griechische Freiheitskrieg vom Erdboden weg. Denn auch die Samothrakier waren zusammengelaufen und hatten auf ein besseres Loos gehofft; schon die Hoffnung vergalten die Türken mit unmenschlichen Gräueln. Nur die eine armselige Ortschaft blieb übrig.

Die Insel ist Wakuf, d. h. Moscheengut; ihre Einkünfte dienen mit zum Unterhalt der großen Mehmedje oder Mahmud-Moschee in Konstantinopel. Bekanntlich ist aber, was in der Türkei Wakuf ist und frommen Anstalten angehört, noch viel mehr, als anderes öffentliches Eigenthum, der Willkür und Aussaugung der Beamten überlassen.

Auch in Samothrake gibt es bereits Alterthümler. Einer hatte mich erspäht und kam herauf, alte Kupfermünzen anzubieten. Sein Gespräch oder viel-

mehr, da ich es nicht verstand, seine Gebärdensprache zog aus den historisch-politischen Betrachtungen den Blick wieder herab auf die Ortschaft zu meinen Füßen, die so grau und ärmlich an den kahlen Bergwänden hing. Es ist ein seltsames Bild von hier oben herab, weil man nur auf Reihen von Dachplatten blickt. Auf jedem dieser flachen Erd- und Lehmdächer lag eine kleine Marmorsäule, um von Zeit zu Zeit die Erde wieder fest zu rollen. Man kann dazu trefflich die Marmorstücke aus der antiken Stadt benutzen, und im Orte ist ein Steinmetz, der das schönste Stück altgriechischer Bildnerei gleich jedermann zu einer glatten runden Säule zusammenhaut.

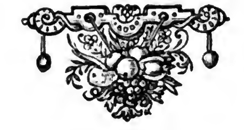
Als wir wieder zum Kramladen kamen, war das ganze Dorf versammelt. Die Frauen mit den großen neugierigen Augen kauerten in langen Reihen auf dem Erdboden, die Männer standen in lauten Gesprächsgruppen, und zahllose Kinder sprangen umher. Weil es Sonnabend war, schlachtete man Ziegen und Schafe, die Leute standen dabei und feilschten um die besten Stücke, für wenige Piaster erhielt man schon ein großes. Ich schickte auch einen halben Hammel auf unser Schiff, den Pillaw aufzubessern.

Dieses Samothrakier-Volk war durchgehends ein schöner und kräftiger Menschenschlag, wahre Götter-

buben dabei, und kleine Mädchen von einem Glanz und Spiel und Ebenmaß der Glieder, daß man sich nicht satt sehen konnte. Blickte man in die scharf geschnittenen Gesichtszüge der Frauen mit ihren großen Feueraugen und den langdunkeln Wimpern und Brauen darüber, wie schön würden die meisten sein, wenn nur nicht die offenbare Noth sie entstellte! Die Männer hatten griechische Tracht, jedoch mit einfachen Pumphosen und ohne einen Schimmer bunter Farben. Die Frauen trugen sich, wie die ärmeren in Norddeutschland, wo sie in schlichten blaugrauen Stoff sich kleiden. Dieses Volk lebte jahraus jahrein abgeschnitten von allem Verkehr nach außen, und doch, wie benahmen sich alle so anständig, bei etwas Scheu doch so zutraulich und fein neugierig, — keine Spur von blödem unbeholfenem Wesen, ebensowenig als sich rohes Gelächter hören ließ.

Das war nun Griechenvolk, dem alten im Aeußern vielleicht noch so ähnlich wie kaum irgendwo in einem Erdwinkel. Offenbar hatten diese Gesichtszüge etwas Slavisches: aber wo erblickte man jemals unter Slaven diesen Feuerblick, dieses Aufgeweckte, diese rasch lebendige Redelust? Slavische Natur ist weich, anschmiegend, aufnehmend, beständig durchflogen von Tücken und Einfällen, kurz, weiblicher

Art: in diesen Neugriechen aber steckt eine Schärfe und Lauge, blitzt so viel herbe Selbstsucht durch, leuchtet so kräftiges Denken, daß man leicht die Verschiedenheit von allem inne wird, was derart im slavischen Wesen enthalten ist.



XI.

Die Pelasgerstadt.

Endlich standen bessere Pferde gesattelt, als die uns bis nach der samothrakischen Ortschaft getragen. Sobald wir abritten, flog alles Frauenvolk auf die Dächer, um die Mylorda noch einmal zu sehen. Noch auf den letzten Häusern standen Gruppen die sich lebhaft unterhielten. Wenn wir vorbeikamen, rissen sie die Augen auf, und kaum drehten wir den Rücken, so ging das Schwätzen wieder los.

Wir begaben uns zuerst zu den Ruinen der alten Stadt, ein Weg von etwa anderthalb Stunden. Die Gegend war ganz öde. Kleine Berge auf und ab, halb kahl, halb mit Gebüsch von Eichen, Myrten und Lorbeer besetzt. Weil es aber Frühling war, so hatte sich jede Berghalde mit Blumen geschmückt,

und jeder Windhauch brachte eine neue Welle von Wohlgerüchen. Zum erstenmal erblickten wir hier den hellrothen Festglanz, mit welchem der Oleander die griechische Frühlingsnatur so köstlich ziert. Ringsum sind braungrüne Anhöhen, von oben winden sich hernieder schimmernde Feuerstreifen, die immer kräftiger werden, bis sie im Thalgrunde zu kleinen röthlichen Seen sich ausweiten. Das sind die Bachrinnen, die herniederziehen und besetzt und überdacht sind von vollblühendem hohen Oleandergebüsch.

In einer Schlucht hielt eine Gruppe Weiber ihr Waschfest, gerade wie man es in Sizilien sieht. Sie liefen zusammen, als sie uns erblickten, und wußten offenbar nicht, was sie aus der fremdartigen Erscheinung machen sollten. Zwei waren darunter, die auf dem Haupt eine Art russischen rothen Kopfputz trugen und darüber das weiße Tuch. Dies ist auch auf Samothrake die Nationaltracht für Festtage. Wir ließen uns hier Tücher mit Wasser anfeuchten, die wir auf den Kopf legten; denn die Sonne brannte herunter mit höchst empfindlicher Gluth. Das hörte aber gleich auf, als wir zu den Ruinen kamen, wo uns wieder Meerluft faßte.

Zuerst zeigten sich die Grundmauern eines viereckigen Baues. In der Nähe hafteten im Boden

noch im Kreise die Zeltpflöcke, wo die deutschen Forscher wochenlang Herberge genommen. Auch eine Laube entdeckten wir unter dichtem Eichen- und Lorbeergebüsch, und darin war ein Naturheerd, vor welchem ein Säulenstück als Tisch gedient hatte. Das war nicht wenig anmuthend in dieser Wildniß, und ich beklagte aufs neue, daß wir nicht drei Tage früher gekommen. Jetzt war alles wieder schweigende Oede, aber voll wilder Blüthen und die Luft belebt von Bienengesumm und Vögelgezwitscher.

Wir gingen über einen Bach, der voll Säulen und alten Baugesteins lag, und kamen zu den Trümmern eines Rundbaues. Die Umfassungsmauern waren jetzt ganz bloß gelegt und alle Zier- und Inschriftsteine sorgfältig zur Schau gestellt. Die Menge Marmorstücke, deren Weiße durch das grüne Gras und Kraut schimmerte, bezeugte, welch ein Prachttempel einst sich hier erhoben hatte. Wird aber der Kalkofen in der Nähe wieder in Thätigkeit gesetzt, so wandern zahllose Marmorstücke in seinen Rachen, und das geschieht sicherlich, sobald man irgendwo auf der Insel wieder ein besseres Haus brauchen wird. Gleich über diesem Rundbau befand sich ein anderer Tempel, dessen ganzer Unterbau, Dank der deutschen Arbeit, jetzt von Erde und Trümmern befreit war: man konnte selbst in die

kleine Höhlung unter dem Altar hinein gehen. Den größten Inschriftstein, eine runde Altarsäule, wollte unser Agogiat Dimitri einige Schritte dahinter aus der Erde ausgegraben haben: sie war dem Hadrian, „dem Sohn des Gottes Trajan" gewidmet. Sicherlich war dieser große kaiserliche Reisende, der alle Länder Europas durchzogen, auch auf Samothrake gewesen und hatte hier sich durch einen Prachttempel verewigt. Es wüßte aber kein Mensch mehr ein Sterbenswort davon, hätte nicht die Nachgrabung eines deutschen Forschers die Säule mit Hadrians Namen ans Licht gezogen.

An beiden Seiten des Baches höher hinauf standen einst noch andere heilige Gebäude. Was ich aber nur von Bildwerk in den Marmortrümmern entdecken konnte, schien mir auch hier aus spätgriechischer oder römischer Zeit zu sein. Wenigstens zeigte sich nirgends etwas von jenem feinen weichen Formgefühl, dessen Glanz und Glätte noch am letzten kleinen Trümmerstück aus der schönen griechischen Blüthezeit haftet.

Alle diese Tempel und zugehörigen Gebäude standen nicht gerade innerhalb der alten Stadt, sondern vor ihr in einer kleinen Thalsenkung. Drüben, wenn man noch über eine andere dünne Bachrinne schritt, kam man vor eine Stadtmauer,

in welcher die Thore noch erkennbar. In dunkler Linie zog sie sich auf dem grünen Anger links nieder an den Strand, und rechts in starker Steigung zu dem bedeutenden Höhenzug, der von den Berggipfeln hier zur See herniederläuft. Auf der Ecke am Meere, wo der Fels abbricht, ragen die Thürme einer zerfallenen mittelalterlichen Burg. Die ganze Höhenlinie aber ist mit einer starrenden finstern Klippenmauer besetzt, und stürzt nach der einen Seite schroff ab, während nach der andern, wo die alte Stadt lag, sich eine leicht geneigte Fläche anschließt. Das weite grüne Stadtfeld innerhalb der alten Mauer liegt jetzt vollkommen nackt und leer, nur einiges Gestein und spärlich ein paar Oelbäume sind darüber hin verstreut.

Im höchsten Grade merkwürdig ist die alte Stadtmauer, ein wahres Cyklopenwerk. Ungeheure rohe Felsblöcke sind in langen dunkeln Linien zu Mauern aufgeschichtet. Wo die Klippenreihe eine Oeffnung ließ, war sie durch die Blockmauer geschlossen. An einigen Stellen war sie eingestürzt, und lagen die Felsstücke in malerischer Unordnung über einander oder waren den Abhang niedergerollt.

Ein gewaltiges Thor war noch beinahe erhalten. An anderen Stellen verlor sich die Mauerlinie in Wald und Buschwerk. Das Ganze erinnerte mich

lebhaft an die räthselhaften Riesenmauern auf dem Odilienberg im Elsaß, die ich gerade sieben Monate früher untersucht hatte, wohl das bedeutendste aller cyklopischen Werke.

Ich kehrte zurück zu der Höhe über den Tempeltrümmern, wo wir im Schatten eines verwilderten Oelbaums unser Mahl verzehrten. Der Wein, den wir in der Chora gekauft, war voll Kraft und Würze, und der berühmte samothrakische Schafkäse schmeckte mild uud süß, ein Mittelding zwischen Butter und Käse. Man kann darauf rechnen: wo uraltes Hirtenleben ist, findet sich auch eine besondere Art Käse. Das traf ich, wie in den Karpathen und auf der canarischen Insel Las Palmas, auch hier wieder bestätigt.

Wo wir saßen, war die Erde voll Duft und Grün und Blumen, und der schöne griechische Himmel blickte mit seiner unvergänglichen Lichtstärke, mit seiner energischen und doch so heitern Bläue aus unermeßlichen Höhen nieder in unser Schattengebüsch. Ließen wir aber die Augen wandern da vor uns über das kahle Stadtfeld, die dunkel ragende Klippenmauer entlang, auf Meer und Hochgebirg, so ergriff uns tiefer schwerer Ernst. Denn diese ganze Landschaft, so unendlich erhaben sie war, trug doch einen düstern Charakter. Wenn im Alterthum

die Fremden von allen Küsten des Mittelmeeres an dieser Stelle landeten, den unbekannten „großen Göttern" zu opfern, mußten heilige Schauer ihr Gemüth überwehen. Am Strande rollte und leuchtete unheimlich die unendliche Meeresfluth, die Heimstätte dunkler rasender Stürme; in der Ferne stand mit bleichem Schimmer Thasos, dessen Waldungen von hier aus wie niedrig Moos erschienen; hoch über die Wolken hinweg ragte bleich und geisterhaft in den Aether hinein das kahle Hochgebirg; und drüben zog sich die düstere Cyklopenmauer, das Denkmal untergegangener Riesengeschlechter. Man versetze eine unserer Alpenpyramiden in das blaue griechische Meer, lasse den Berg steil aufragen aus den Fluthen und gebe ihm zu Füßen diese uralten Stadtreste aus unbekannter Zeit, verbreite über das Ganze das eherne Schweigen der Wüste und des Hochgebirges, nur unterbrochen vom melancholisch langsamen Takte des Wogenrauschens, — und man wird sich leise angefaßt fühlen von dem finstern Ernst und der Erhabenheit dieser samothrakischen Landschaft.

„Den großen Göttern!" Ein alter Marmorblock, der da im Grase liegt, zeigt noch halbverwischt, aber in großen und unverkennbaren Zügen diese Inschrift: ΘΕΟΙΣ ΜΕΓΑΛΟΙΣ! Wie aus grauer Urzeit her, ernst schweigend, geheimnißvoll, blicken

diese Schriftzüge uns an. Die großen Götter — das war der Hauptname der samothrakischen Gottheiten. Wer waren sie? Die Demeter und die Kabiren? der Kadmilos und die Dioskuren? das sind ja bloß Namen: gar wenig wissen wir vom Inhalt. Als ich in Halle studirte — es ist ein Menschenalter her und darüber — hörte ich bei dem alten Schweigger, dem Professor der Physik, ein besonderes Colleg über die samothrakischen Geheimnisse. Ich war damals ein junges Bürschchen voll Wissensdurst und kecker Zweifel, und lebte der seligen Hoffnung: es gebe Lösung und Befriedigung dafür, und wollte allerlei hören und lernen. Schweigger hatte in seinem wunderlichen Stil ein naturphilosophisches Buch über die samothrakischen Geheimnisse geschrieben, aber nachdem ich seine Vorlesungen gehört, war es mir erst recht mit sieben Siegeln verschlossen.

Ich erinnere mich, daß er in den Dioskuren die Geheimlehre vom Magnet und positiven und negativen Pole fand. Und wie viel haben erst andere tiefe Denker in die übrigen samothrakischen Gottheiten hinein geheimnißt! Könnte sich die Sache nicht am Ende einfach so verhalten, wie mit den schaurigen Geheimnissen des Vehmgerichts?

Auf den westfälischen Haiden und Gebirgen, wo die hartnäckigen Niedersachsen auf ihren uralten

Höfen lagen wie die historischen Wiederkäuer, dort hatte sich der schlichte germanische Rechtsbrauch in seiner Reinheit erhalten. Dort suchte man Recht, wo noch die lautern Quellen des uralten Volksrechtes flossen, ungetrübt von Fürsten und Juristen, und jetzt ergab sich von selbst eine Schaar der Wissenden, der geheimen Schöffen, die sich im 15. Jahrhundert fast über ganz Deutschland verbreiteten.

Nun ist uns überliefert, daß nach Samothrake, Lemnos und Imbros Pelasger ausgewandert seien, und gerade auf diesen drei Inseln gab es eine besondere und nahe verwandte Götterverehrung, deren Mysterien sich nur den Eingeweihten mittheilten. Diese Thatsache führt uns auf eine Ideenreihe. Wer waren die Pelasger? Oder, fragen wir besser, woher die Hellenen?

Auch Curtius, der uns die griechische Vorzeit so einfach und natürlich nahe brachte, spricht noch von verschiedenen Völkerzügen. Erst sei die große Völkerwanderung der Pelasger nach Griechenland gekommen, „die Kinder der schwarzen Erde." Später hätten sich kleine, aber begabtere Stämme aus den Ursitzen der griechischen Nation abgelöst: die einen seien über den Hellespont in das nordgriechische Alpenland, die andern an die Küsten Kleinasiens gewandert. Allein wir wissen von keinen andern Ur-

sitzen der alten griechisch-italischen Völkergruppe, als daß es die gemeinschaftliche Heimath der Arier war am indischen Kaukasus. Wir finden nirgends eine geschichtliche Ueberlieferung, ja nur eine Sage von jener hellenischen Doppelwanderung. Wir kennen nirgends Anfangssitze hellenischer Völker, ja wir kennen auch keine besondern hellenischen Völker.

Die Hellenen sind, als die Dämmerung in der griechischen Geschichte sich zu lichten beginnt, eben überall im griechischen Lande. Sie haben das deutlichste Bewußtsein, daß ihre Ureltern von jeher im Lande gewohnt, daß die Pelasger ihres Stammes und ihrer Natur seien, daß deren alte Gottwesen ihre heilige Verehrung verdienten. Dabei sprachen sie von den Pelasgern wie von Leuten derber und roher Sitten, die noch keine hellenische Bildung hatten, sondern in alter Gewöhnung festsaßen bei Viehzucht und Ackerbau. Selbst im dünnleibigen Attika wollte noch Thukydides echte Söhne von Pelasgern finden.

Erinnert das nun nicht alles an den Unterschied von Germanen und Deutschen? Sind denn die Deutschen auch etwa nach den Germanen aus den östlichen Ursitzen gekommen? Was unterschied Deutsche von den Germanen? Höhere Bildung, kräftigeres Staatswesen, christlicher Glaube, deutsches Gemeingefühl. Von den westlichen und südlichen Rändern Deutsch-

lands drang die Kultur ins Innere vor. Aehnlich siedelte sich in Griechenland die erste Kultur an den Küstenplätzen an, wo zum Handelsverkehr die Landsleute von der asiatischen Küste kamen, jene Ostgriechen, die aus lebhafterer Berührung mit den alten Kulturvölkern der Perser und Hindus, der Phönizier und Aegyptier, den Vorzug erhöhterer und früherer Bildung ableiteten.

Auf den Inseln und in der Nähe der Küsten des Festlandes gab es Seefahrt und Gewerbe, entwickelte sich städtisches Leben, verfeinerte sich die Sprache, erhoben Gesang und Poesie die Schwingen. Hier auf den Inseln und an den Küsten entfaltete sich das frohsinnige und hellgeistige Wesen der Griechen, die Freude an der schlanken Menschengestalt, das schöne Ebenmaß in Wollen und Genießen, die Vorliebe zum Kleinstaatlichen, kurz alles das was vorzugsweise Inselvölker auszeichnet und was fortan Erbtheil aller Hellenen blieb. All die Küstenstädte standen zur See in lebhafterer Verbindung mit einander als mit den Ortschaften im Innern, zu denen man nur langsam auf beschwerlichen Landwegen gelangte. Deshalb konnte bei ihrer Bevölkerung sich zuerst hellenisches Gesammtgefühl entwickeln, im Gegensatze zu den Pelasgern. Dieses hellenische Volksbewußtsein dehnte sich langsam, gleichen Schrit-

tes wie die Kultur selbst vordrang, ins Innere aus, bis später, keineswegs frühzeitig, der hellenische Name alle Griechen umfing, einerlei ob sie harte Dorier oder sangreiche Aeolier, kunstreiche Jonier oder tapfere Achäer waren. Gerade so drückte der deutsche Name erst zu Anfang der sächsischen Kaiserzeit das nationale Gemeingefühl aus, als längst die vier Hauptstämme — die Sachsen und Schwaben, Franken und Bayern — sich in der Geschichte einen Namen gemacht hatten. Dürfte man diese vier Hauptstämme nicht am Ende den Doriern und Aeoliern, den Joniern und Achäern vergleichen?

Solche Vorgänge aber in uralter Zeit möchten nicht ganz bedeutungslos sein für die Beurtheilung dessen, was sich an beiden Seiten des griechischen Meeres heutzutage begibt, und ich komme wohl noch darauf zurück.

Doch ich höre fragen: was hat denn das alles mit samothrakischen Geheimnissen zu thun? Nur Geduld: diese cyklopischen Mauern der alten Samothrakenstadt sehen mir recht pelasgisch aus. Als einst den Pelasgern die hell aufblühenden Hellenenstädte ins Auge lachten, da haben sie ohne Zweifel oft ihre Streitäxte auf die Schulter genommen, und sind gekommen und klopften an die Stadtthore, begehrlich nach den guten Dingen dahinter, gerade wie

einst die sächsischen Gefolgsheere raublustig ins Gebiet der gebildeten Thüringer und Franken stürmten. Gewiß setzte es oft und lange blutige Kämpfe zwischen Hellenen und Pelasgern: doch der Bildung blieb der Sieg, die plumpe Streitaxt neigte sich vor dem blitzenden Schwerte. Den grimmigen Pelasger-Bauern aber, die ihres Hasses gegen die neue Ordnung nicht Herr wurden, blieb nichts übrig, als auszuwandern. Als König Harald Harfagr den Norwegern christliche Bildung aufnöthigte, da gab es noch Leute vom alten trotzigen Wikinger-Schlag. Sie wollten sich nicht fügen und nicht belästigen lassen, und bestiegen lieber ihre kleinen raschen Seerosse, und segelten davon, weit weit nach der Nordinsel, wo der Hekla sich aus Aschengeröll und Gletschern zum Himmel hebt. Das war gegen Ende des neunten oder zu Anfang des zehnten Jahrhunderts. Wann aber Pelasger aus Arkadien oder Böotien oder Thessalien, — dort in den Ebenen des Ackerbaues hielten sie am längsten sich in dichten Massen, — nach dem Norden steuerten, um sich unter den sturmumrauschten Wolkengipfeln des weitschauenden Samothrake-Berges anzusiedeln, das ergründet wohl Keiner mehr. Sicherlich war es an dreitausend Jahre früher, als der erste Norweger-Pflug einschnitt in isländische Erde.

XII.

Von alten Geheimnissen.

Wollen wir heutzutage die Rechtsanschauung, die Sitte, die religiösen Ideen der alten Germanen aus lauterer Quelle schöpfen, so müssen wir isländische Schriften zur Hand nehmen. Denn auf der einsamen Insel, hoch im dunkeln stürmevollen Norden, dort wo sie Jahrhunderte lang außer allem Verkehr mit der übrigen Welt dahin lebten, hatten die Auswanderer aus Norwegen in alter Treue und Reinheit ihre bürgerliche Gesellschaft, ihre Sagen, ihre religiösen Gebräuche gehegt und bewahrt. Auch die Pelasger, als sie vor den Siegen der Kultur und Hellenen flüchteten, fanden eine Insel, wo sie niemand störte, einen hafenlosen ungeheuren Felsberg im wilden thrazischen Meer, der die eine

Hälfte des Jahres allen Schiffern verschlossen war, die andere Hälfte noch gefürchtet der plötzlich hereinbrechenden Stürme wegen. Samothrake lag für die damalige Schifffahrt fast so weit im Norden, wie die isländische Küste von der norwegischen im zehnten Jahrhundert. Zu größerer Sicherheit verschanzten sich die Ansiedler hinter cyklopischen Mauern: die finstere Klippenreihe und der schroffe Abfall des Bergrückens, der vom Hochgebirge zum Meere lief, paßte ihnen trefflich dazu. Wer hätte auch die Pelasger-Stadt auf Samothrake angreifen sollen? Das rohe Volk der thrazischen Küste hatte keine Mittel dazu, und hellenische Raubschiffe hielten es nicht der Mühe werth, sich zum Angriff dort zu sammeln, — es war ja in der Bauernstadt wenig zu holen.

Im zwölften Jahrhundert nach Christus sammelte ein gelehrter Isländer, Sämund Sigfusson, die Götter- und Heldensagen seines Volkes, und verknüpfte sie zu einem Ganzen, das man Edda nannte. Das Wort Edda klingt beinahe wie Veda: wenn ich nicht irre, bedeuten beide das Wissen. Im folgenden Jahrhundert war da ein anderer wissensreicher Mann, der um ebenso viel prosaischer, soviel gelehrter er war als sein Vorgänger. Er hieß Snorre Sturleson. Auch er liebte die schönen alten Sagen, dehnte und erweiterte ihren Kreis, und brachte alles

verständigerweise in System und Ordnung. Das war also im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nach Christus; vielleicht hat es gerade so viele Jahrhunderte vor Christus in der Pelasger-Stadt auf Samothrake auch solche Sämund und Snorre — jedoch mit wohlklingenderem Namen — gegeben, und es ist jammerschade, daß ihre Werke untergegangen sind. Sonst wüßten wir mehr von den Vorfahren der Hellenen, den Pelasgern, ob sie wirklich solche bäuerliche reckenhafte Tölpel gewesen, ob sie bloß Sand und Eis, oder ob sie bereits kunstreiche Maschinen hatten, um die Felsblöcke zu Mauern aufzuthürmen, und ob sie wirklich sich bereits der Ansätze zu arischen Priester- und Adels- und Bauernkasten erfreuten. Ja, wir vertieften uns vielleicht in eine Veda-Sammlung, an welche sich die wildwuchernde Phantasie und der bodenlose Tiefsinn des üppigen Gangesthals noch nicht angehängt hätte.

Denn die Religion der Pelasger konnte in ihrer Wesenheit keine andere sein, als die der Hindus, Parsen und Germanen. Sie bildeten ja nur einen Zweig der Arier, der sich einst über einen großen Theil der italischen und illyrischen Halbinsel ausdehnte. Wie bei allen Ariern, ruhte in ihrer Seelen Tiefe ein ewiger Lichtquell, das immer rege Bewußtsein von der Allgegenwart des göttlichen Wesens. Sie

verehrten es in der unermeßlichen Höhe der Aether-
bläue, sie fühlten sich von seinem Hauch angeweht
in heiliger Morgenfrühe, am nächsten glaubten sie
ihm auf einsamem Berggipfel zu sein, wo die Sonne
Mittags keinen Schatten mehr wirft.

Ohne Zweifel war auch den Pelasgern ein nati-
onaler Hort uralter Hymnen überliefert, wie sie in
den heiligen Büchern der asiatischen Arier das Ge-
müth mit unsäglicher Gewalt ergreifen. Und mit
den Hymnen wurden von Geschlecht zu Geschlecht
überliefert uralte religiöse Gebräuche, die sie nicht
übten ohne innern Schauer, an denen sie nicht zu
ändern wagten, als die Bedeutung entschwunden war,
und die als das grobe Knochengerüst des Kultus noch
andauerten, als jene erhabenen Dichtungen sich be-
reits verflüchtigt hatten.

Aus den alten Schriftstellern wissen wir, daß
man in den samothrakischen Mysterien noch in spät-
griechischer Zeit an den alten strengen Tanzrhythmen,
wie an den alterthümlichen Sprachformen festhielt.
Professor Conze hat zwei Bildnißplatten wiederge-
geben, die einst an den mittelalterlichen Thürmen
am Meere verbaut wurden. Beide Stücke sind aus
weißem Marmor und aus den Trümmern der samo-
thrakischen Tempel genommen: sie stellen Frauentänze
dar, wie sie im Alterthum bei den Mysterien in

Uebung waren. Auf beiden Platten ist die Bewegung der Tänzerinnen, die Wendung der Köpfe, die Haltung der Arme, die Stellung von Bein, Hüfte und Fußspitze bis auf das Kleinste streng gleichmäßig. Ebenso gleichgeregelt zeigen sich die Fältelung der Gewänder die über die Arme fallenden Zipfel, die Stirnbinden. Alles ist so streng übereinstimmend, daß wir noch deutlich sehen, wie ängstlich jede sich an die überlieferten Gebräuche bei den heiligen Tänzen gebunden hielt.

Es muß auffallen, daß all die Tempelgebäude außerhalb der Ringmauer der Stadt lagen. Auf dem ganzen innern Stadtfelde ist nicht das Geringste von antiken Bauresten mehr zu sehen. Die Tempeltrümmer aber, soviel ihrer noch da sind, erweisen sich als herrührend aus einer verhältnißmäßig späten Zeit. Wir müssen also schließen: in der Pelasgerstadt gab es keine großen, höchstens unbedeutende Tempel. Hätten die Hände welche die cyklopischen Mauern aufrichteten, damals auch heilige Gebäude zur Gottesverehrung gebaut, so würden sie ihnen wohl etwas von ihrem Zeitbrecherstyl mitgetheilt haben. Diese Pelasger sind also wohl sehr lange der Sitte der Arier treu geblieben, welche der Gottheit bei dem Knistern des häuslichen Heerdfeuers, oder unter den ziehenden Himmelswolken huldigten, nicht aber an ummauerten Altären.

Derweil nun die alten Samothrakier ihre heiligen Ueberlieferungen pflegten, waren in die Ortschaften der Hellenen die olympischen Götter mit klingendem Spiel eingezogen, in ihrem Gefolge alle schönen Künste. Vor dem Glanze dieses festlichen Siegeszugs erbleichten die alten Naturgötter, und flohen zitternd zu den höchsten einsamen Bergwäldern. Das neue Staatswesen aber fügte und klammerte sich an den Götterstaat an; in welchem alles wohlbestellt war, und jeder große und kleine Olympier seine Verrichtung und seinen Opferdienst hatte. Wehe dem Frevler, der es wagen wollte, die herrliche sonnbeglänzte plastische Dichtung anzutasten!

Und doch — welcher Vernünftige konnte ernstlich an all dieses leichtfertige Göttergesindel glauben? Wenn er nur ein klein wenig nachdachte, so blieben ihm blos einige hehre Götterwesen, bloß einige göttliche Grundkräfte übrig, und auch bei diesen wenigen flossen Natur und Thaten stets in einander. Es war zu natürlich, aus der verwirrenden Vielheit sehnte sich der Geist nach Gotteseinheit, aus der starren Enge der Staatsreligion nach freierer Anschauung. Diesem Bedürfniß entsprachen die Mysterien, und dieß war von Anfang an der Grund, weshalb sie an so vielen Orten sich erhielten. Mysterien waren der nothwendige Gegensatz zur helleni-

schen Götterwelt. Bei den nächtlichen Darstellungen kamen die verscheuchten pelasgischen Götter wieder aus dem Dickicht ihrer Bergwälder herunter, und schauten halbverhüllt in das Getriebe und die Opfer der Menschenkinder hinein. Längst verklungene Ideen vom Walten der Gottheit in den Naturmächten lebten wieder auf und regten mit ewig frischem Zauber die Gemüther an.

Aber keine Geheimlehren, keine theosophischen oder naturphilosophischen Systeme, keine wissenschaftlichen Erkenntnisse — dergleichen war in den Mysterien nicht zu suchen. Auch die ältesten Vedahymnen und Eddasagen gaben sie nicht. Woher sollten auch solche Traditionen kommen? Sie sind das Werk von begeisterten Religionsstiftern oder von Gründern philosophischer Schulen, niemals jedoch das Erzeugniß des ahnenden, suchenden, dichtenden Volksgeistes.

Hymnen, Gebete, Ausrufe, Opfer und Läuterungsceremonien, nächtliche Festzüge mit Fackeln und Tänzen, theatralische Darstellungen, wieder Sühn- und Reinigungsopfer, endlich die Aufnahme unter die Geweihten und die feierliche Ueberreichung der heiligen Bundeszeichen, die auf Samothrake in der rothen Binde und dem Oelzweig bestanden, kurz Symbole über Symbole bildeten die Folgereihe der Mysterien auf jener thrazischen Insel, wie in Eleusis.

In Samothrake begannen sie mit schweren Prüfungen. Waren sie überstanden, so folgte die Blutsühne, das heißt die Reinigung der Einzuweihenden von jedem Mord und Meineid, wenn er nur nicht an heiliger Stätte begangen war, denn dafür gab es keine Sühne auf Erden. Erhielten nun die Eingeweihten die purpurne Binde, so banden sie dieselbe um den Leib und standen auf einem Throne, während die älteren Geweihten sie mit wilden Tänzen umkreisten und Hymnen sangen, die Priester aber führten einen uralten thrazischen Schild- und Waffentanz auf. Die rothe Leibbinde jedoch trug man zeitlebens als einen heiligen Talisman, der vor Gefahren schützte, namentlich auf weiten Reisen und wilder See.

Während aber die alterthümliche Feier vor sich ging, und plötzlich hereinbrechendes Dunkel, grelle Lichter, dämonische Gewalten, Abgründe, Schreckensrufe und all die priesterliche Magie auf die Aufgeregten, die Zitternden einstürmten, wurde wohl mancher Neuling im Innersten erschüttert, und glaubte, jetzt enthülle sich ein Geheimniß des göttlichen Wesens. Später besprachen sich die jungen Eingeweihten andächtig mit den älteren, was das alles bedeute, und jeder nahm sich das Seinige daraus. Praktische Römer sahen in den griechischen

Mysterien eine symbolische Darstellung der Natur der Dinge, der grundgelehrte Varro gar nur des Ackerbaus, und Apulejus, der alle Mysterien durchforschte, fand zuletzt in allen die eine große Lehre: es walte über den irdischen und himmlischen Mächten eine oberste Göttin, die Beherrscherin der abgeschiedenen Seelen wie der lebenden; nur ihr Name sei verschieden, bald Demeter, bald Isis oder Venus oder Kybele, ja auch Hekate. Die Philosophen aber waren nicht gut auf die Mysterien zu sprechen, vielleicht ein wenig vom Zunftgeist verführt. Denn was sie nur durch gründliche Denkarbeit für erreichbar hielten, das meinten die Menschen in jenen Geheimnissen durch plötzliche Anschauung zu besitzen.

Ohne Zweifel haben sich den uralten griechischen Mysterien auch orientalische Vorstellungen eingemischt, wie vom blutigen Zerstückeln des schönen Naturgottes, seinem Absterben und üppig sinnlichen Wiederaufblühen; gewiß fehlte es nicht an einer Sintfluth orientalischer Ideen, als mit der römischen Kaiserzeit das große Thauwetter für die reizenden Göttergebilde der Griechen eintrat. Namentlich Samothrake war ein rechter Magnetberg für alldergleichen. Dieser seltsame sturm- und wogenumrauschte Hochberg, dessen bleiches zerrissenes Haupt aus der dunklen Wald- und Wolkenumhüllung her-

vorschaute, gottgeweiht von uraltersher, war wie geschaffen dazu, die Wissenden und Geheimnißvollen aus Griechenland und Kleinasien, aus Thrazien und Syrien herbeizuziehen. Fremde Priester und Geweihte suchten sich in samothrakischen Geheimnissen einzubürgern, und mit dem geheiligten Rost ihres Alterthums die eigene Weisheit zu verbrämen.

Es liegt auch die Annahme sehr nahe, daß die Phönizier, die auf Thasos ihre Goldgruben hatten, in Samothrake ihre Tempel und Heiligthümer aufrichteten. Diese klugen rastlos thätigen Handelsleute von der syrischen Küste scheinen, nach allem was wir von ihnen wissen, ein ebenso religionsbegeistertes Volk gewesen zu sein, wie ihre Vettern, die zwei Tagreisen hinter ihnen wohnten in der steinernen Muschel von Palästina, die immer nur aufnahm und nichts herausließ, bis die Zeit gekommen, wo von diesem winzigen und tiefsten Punkte der bewohnten Erde eine mächtige und wohlthätige Ideenströmung ausgehen sollte, wie die Geschichte keine zweite kennt.

Von den Phöniziern stammte vielleicht der samothrakische Dienst der Kabiren, Kabirim heißt „die Mächtigen." Sie erschienen als die im Innern der Natur geheimnißvoll wirkenden Kräfte, aber auch als die großen Götter selbst, und wieder nannten sich auch die Priester, welche die Gottwesen darzu-

stellen hatten, Kabiren und Korybanten. Ueber Natur und Herkunft der Kabiren haben sich schon im Alterthum viele die Köpfe zerbrochen. Als der letzte rauhe Pelasger gramvoll die Nachbarn zum Tempel des lichtschönen Apollo wandeln sah, als er selbst in den sauren Apfel beißen und seine Kinder zur Schule schicken mußte, da versank mit ihm das rechte Verständniß des uralten Götterdienstes: wahrscheinlich besaß er selbst es nicht mehr und sein Vater nur noch stückweise. Schon lange vor unserer Zeitrechnung war selbst den Priestern der Mysterien ziemlich unklar geworden, was all das symbolische Wesen ursprünglich bedeutet hatte. Heutzutage müssen sich auch die Brahmanen in Indien schon recht zusammennehmen, wenn sie den ganzen Ceremonienberg eines großen Opferfestes so durchmachen wollen, daß kein Fehler vorfällt: überfragt aber wäre ihr ganzer weiser Kreis, sollte er bekennen, wie und warum jedes Einzelne so zum Ganzen passe. Jedes Zeitalter hat etwas angehängt, wie die Päpste an den Bischofseid. Denn Liturgien werden niemals kürzer, immer nur länger.

Aber gerade als die Mysterien auf Samothrake mit so dicken Wolken umhüllt erschienen, daß kein Lebender mehr zum Kerne durchdrang, da wurden sie erst recht berühmt. Man wallfahrtete von fern

und nahe nach der Insel der mächtigen Götter. Nicht bloß Einzelne kamen, getrieben von Gottesfurcht, von Wissensdrang, oder um ein Gelübde zu erfüllen, oder um sich von Blutschuld zu reinigen, sondern es schickten auch Städte und Genossenschaften ihre festlichen Gesandtschaften, welche diesen Strand mit scheuer Ehrfurcht betraten. Noch vor achtzehn Jahren fand Conze von mehr als zwanzig Städten, die rings um das griechische Meer gelegen, die Weihesteine, welche ihre Bürger und Gesandten auf der Insel zum Andenken errichtet hatten. Solcher Weihesteine mußte es also im Alterthum nicht bloß mehrere Hunderte, sondern Tausende geben. Wie viele mögen in all den Jahrhunderten zu Kalk verbrannt, in Kirchen, Burgen und Häusern vermauert, zu Dachrollsteinen verhauen, als Ballast weggeschleppt worden sein! Als nun erst die Römer kamen und ihre Gelehrten in diesen Mysterien einen wahren Leckerbissen fanden, und die Aehnlichkeit samothrakischer Gottheiten mit uralt latinischen entdeckten, — die pelasgische Verwandtschaft konnten sie natürlich sich nicht erklären, — da wurde der thrazische Götterberg weit und breit berühmt im ganzen Römerreich. Industrielle Köpfe fanden ihre Rechnung dabei, kleine Ableger des samothrakischen Geheimdienstes in Italien und Sizilien herzustellen,

damit man nicht so weit zu reisen brauche. Die Bewohner von Kreta aber, die doch das älteste götterheilige Eiland besaßen, beklagten sich höchst verdrießlich: in ihren Mysterien sterbe und lebe der Naturgott ebenso gut, wie auf Samothrake, selbst die alten Aegyptier hätten keinen besseren gehabt.

Es liegt das eben in der Menschennatur: wo es etwas recht Unbegreifliches gibt, da zieht es am mächtigsten an. Die Ahnung ist einmal da, daß Gottes Wesen und Allmacht doch kein Sterblicher erfasse und begreife, und wo nun das ganz Geheimnißvolle auftritt, da, meinen viele, sei man dem Göttlichen am nächsten. Die jüngsten Tage geben ein redendes Beispiel.

Die Hellenen machten sich wahrlich ihre Götter sehr menschlich, sehr familiär, mit all ihren listigen und lustigen Streichen. Bei alle dem entsetzte sich doch der edle und klare griechische Geist vor dem Frevel, sterblichen Menschen göttliche Eigenschaften beizulegen; denn das Dunkel der Heroenzeit war längst vorbei. Die Griechen verweigerten Alexander dem Großen das Niederfallen vor seiner Person, weil das nur den Göttern zukomme. Die Spartaner antworteten sarkastisch: „Will Alexander Gott sein, so sei er es," d. h. beweise es. Nur der römische Staatsgeist war im Stande, dem göttlichen Wesen,

das in den kaiserlichen Herren und Gebietern leibhaft und allherrschend auftrat, Tempel und Statuen und Altäre zu errichten. Nur auf römischem Boden konnte die Unfehlbarkeitslehre keimen und wachsen. Als sie aber öffentlich verkündigt wurde, hätte das jeder einfache Menschenverstand doch wie einen Schlag vor den Kopf fühlen müssen — aber nein, gerade das Unbegreifliche, daß ein armer gebrechlicher Greis in den höchsten und heiligsten Dingen, in Glaubensfragen, die göttliche Eigenschaft der Unfehlbarkeit besitzen soll, gerade dieses Seltsame, dieses Unmögliche, übt auf die Denk- und Glaubenskraft einen Reiz aus, über welchen sich die Allerwenigsten klar werden. Sie sagen: es sollte sein, — dann wird's verkündet, — und nun ist es.

Wer tiefer in der Weltgeschichte forschte und dem stillen Gange der Ideen, die leise die Völker und Jahrhunderte umbilden, nachzugehen gewohnt war, sah auf der Stelle ein, daß der 18. Juli 1870 nicht ohne schwere Erschütterung der sittlichen wie der kirchlichen Welt bleibe. Dem Volk aber, dem in Wissenschaft und Wahrheit unter den Lebenden am meisten arischer Geist zutheil geworden, ist jetzt eine neue dornige Aufgabe zugefallen, die es lösen nnd durchkämpfen muß, will es seiner eigenen Zukunft froh werden.

Jetzt aber ruft vielleicht ein Leser: „Wo bleibt denn der Braten? Tunke und Salat dazu hab' ich jetzt genug.“ Sollte er wirklich damit meinen: man wäre durch die eindringende unwiderstehliche Kraft neuerer Forschungen hinter die samothrakischen Geheimnisse gekommen, so wär's gefehlt. Wir können nur sagen: durch all die liturgischen Ablagerungen auf dem Götterberge blickt die religiöse Naturanschauung der Pelasger, blicken ihre alten sogenannten chthonischen Gottheiten hindurch. Es ist die Allmutter, die geliebt und befruchtet wird von ihrem Liebling und das blühende Leben gebiert. Aber auch das schönste und herrlichste Leben sinkt hinunter in die nächtlichen Tiefen, und laut klagend sucht die Mutter Gatten und Tochter. Aber auch in den Todestiefen wirken die Kabiren, ewig drängen und streben die Gebilde wieder zum goldenen Lichte, der Tod muß ewig das Leben wieder gebären. Das ist nun freilich eine alte Weisheit, die so ziemlich Jeder kennt. Wurde sie aber unter ergreifenden Bildern, unter dem eigenthümlichen Schauer des Alterthums dargestellt, so mochte im Menschengeiste die Ahnung seines ewigen Lebens dämmern, und innerlich erschüttert, gefaßt und getröstet, ergab sich der Geweihte dem heiligen Walten der göttlichen Mächte. Diodor, obwohl sehr geneigt, hinter dem

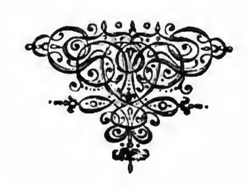
ganzen Götterstaat etwas recht Alltägliches zu finden, sagte doch von den samothrakischen Geheimnissen: die Menschen würden durch die Einweihung gottesfürchtiger, gerechter, und jedenfalls besser als sie vorher gewesen. Mehr kann man nicht verlangen.

Varro erklärt: „Erde und Himmel, wie die samothrakischen Geheimnisse lehren, sind die großen Götter, und zwar unter vielen Namen." Eine nüchterne Bemerkung, aber richtig, was das Namengewimmel betrifft. Die Allmutter hieß in Samothrake Demeter, Rhea, Kybele, Hekate, — der Gott wurde als Hades, die finstere Urkraft, die verschlingt und wieder befruchtet, oder als Kadmos und Kadmilos, der Erzeuger und Weltbildner, oder als der rastlose Wanderer und Seelenführer Hermes aufgefaßt, — die Tochter aber, die Persephone und Kora, auch als die Harmonia, bei welcher sich leicht an das schöne Walten der Naturgesetze, an eine feste Weltordnung denken ließ. Die drei Kabiren führten auch die Namen Axieros, der heilige Eros, Axiokersos, der heilige Herr, Axiokersa, die heilige Herrin.

Mit diesen uralten pelasgischen Naturgottheiten scheint sich die spätere phönizische Anschauung verknüpft zu haben, die vom Sonnengott, der von Osten nach Westen wandert und in die Meeresfluthen steigt, um die Mondgöttin, die Fernscheinende (Telephae),

zu suchen. Sie entweicht vor dem Gewaltigen und Ungestümen in die Tiefen der Unterwelt, aber beide kehren zurück, er als der heilende Gott, der Jasion, sie als die Harmonia, deren sanftes aus dem Dunkel gebornes Licht den verzehrenden Feuergeist sänftigt, und beide feiern vermählt die selige Mondnacht, in welcher Grün und blühend Leben sprießt auf der ganzen Erde.

Wie leicht und lieblich mochte sich an die Feier solcher Geheimnisse die selige Hoffnung knüpfen von Unsterblichkeit und Wiedersehen. Unsere ganze Philosophie gibt uns ja über die stille Welt, die jenseit des Grabes liegt, nichts, als ein blasses zitterndes Mondeslicht.



XIII.

Nach den Bädern von Samothrake.

Bei den alten Griechen ging eine artige Sage. Die zarten Kinderseelchen sollten in den reinen Lüften wohnen, und wenn die Gluth und Sehnsucht der Eltern sie anziehe, dann trage ein günstiger Wind sie daher, bis im rechten Augenblick die Mutter das Geistchen einathme. Nun war Samothrake eine rechte Windesinsel. Ich sagte schon früher, sie sei wie ein Sturmbrecher in die Wogen gestellt gegenüber den thrazischen Nord- wie den russischen Ostwinden, die über das Schwarze und das Marmora-Meer einher sausen. Man glaubte also, die mächtigen Götter, welche auf Samothrake wohnten, geböten auch den Winden und den Fluthen, und wer eine weite Seefahrt machen wollte, ließ vorher sich dort einweihen

oder machte ein Gelübde: er wolle nach Ueberstehung aller Gefahren zu den Kabiren auf Samothrake pilgern. Ja, die Menschen glaubten sogar, von diesem Götterberg gingen, wie aus ihrem Ursitz, die Stürme wie die Götter aus, und es hieß allgemein, daß ein dort Geweihter noch niemals Schiffbruch gelitten habe. Aber auch die sehnenden Frauen wandten sich zu der geheimnißvollen Berginsel, ihre mächtigen Gottheiten anzuflehen, auf daß ein liebliches Kinderseelchen im Winde die gewünschte Richtung bekomme, und schifften dorthin, um all die erschütternden Ceremonien und Schauer der Einweihung über sich ergehen zu lassen.

Etwas muß es wohl geholfen haben, sonst wären sie nicht immer wieder gekommen. Vielleicht aber lag der Segen nicht bloß in den günstigen Winden, sondern auch in den Wassern der Insel. Warum sollten nicht auch Griechinnen des Alterthums ihr Ems und Wiesbaden gehabt haben? Was ich von den samothrakischen Bädern zu lesen bekommen, und was ich von ihrer Wunderkraft auf Thasos gehört hatte, reizte meine Neugierde. Da nun auf dem kahlen Stadtfelde außer luftigen Ideen nicht viel anderes mehr zu suchen, so ritten wir am Nachmittag noch die zwei Stunden bis zu den Bädern.

Unser Weg ging unter der Burgruine her, an deren Thürmen die weißlichen alten Marmorstücke, die man zum Bau verwendet hatte, noch fleckig sich bemerkbar machten. Zu ihren Füßen gibt es Trinkwasser, und hier landen bei gutem Wetter die Barken, um sich mit dem trefflichen Wasser zu versorgen. Ein kleines Kramhaus lag ehemals daneben, jetzt auch schon wieder in Trümmern. In diesen Gegenden sieht man immer nur Verfall. Da wo der Burghügel wie eine scharfe Ecke ins Meer vortritt, lagen wogenumschäumt Blöcke von demselben Gestein, von welchen die cyklopische Stadtmauer errichtet worden, und die Färbung der See gibt zu erkennen, daß in gleicher Richtung noch andere Felsblöcke im Meere liegen. Es wäre nicht gerade unmöglich, daß sie oben von der Höhe einer hinter dem andern her niedergestürzt wären; wahrscheinlicher aber haben schon die alten Pelasger hier sich zum Schutze gegen die wüthenden Nordostwinde einen Hafendamm errichtet. Zwischen diesem Molo und der etwas erhöhteren Stelle bei dem Trinkwasser liegt jetzt eine tiefe sumpfige Strecke, und man erzählte sich noch auf der Insel: dort habe einst die See gestanden. Ohne Zweifel befand sich an dieser Stelle im Schutze der Burghöhen ein Hafen. Vielleicht gab es noch einen größeren Hafen in der Thalniederung, wo jetzt der

Bach ausmündet und fort und fort Sand und Lehm absetzt.

Jedenfalls müssen, wie im Mittelalter die Seeräuber, schon im hohen Alterthum die Samothraker eines erträglichen Hafens sich erfreut haben, und ihr stürmevolles Meer erzog sie zu ebenso kühnen Seeleuten, wie unsere Nordsee die Küstenfriesen. Zu der Flotte des Xerxes mußten die Inseln Samothrake, Imbros und Lemnos siebenzehn Schiffe stellen. Im ärgsten Gedränge der Salamis-Schlacht griff ein athenisches Schiff einen Samothraker an, wurde aber durch dessen geschickte Bewegung in den Grund gebohrt. Da rannte ein Aeginete dem Samothraker so derb in die Flanke, daß er Wasser schöpfte und zu sinken anfing. Rasch entschlossen schleuderte alle seine Mannschaft die Wurfspieße auf den Feind, sprang nach an Bord, kaperte den Aegineten und fuhr mit ihm gerettet von dannen.

Als wir um die Burgecke bogen, lag eine schöne von Gebüsch und Bäumen bedeckte Ebene vor uns, voll Grün und Goldglanz zwischen Meer und Hochgebirg. Hier war auf einmal unser Agogiat Dimitri verschwunden, und hatte uns bloß seinen Sohn, einen bildhübschen Knaben von zwölf Jahren, dagelassen. Wahrscheinlich dachte er, wir könnten den Weg nicht mehr verfehlen, denn er lief immer fort

am Strande hin. Da ich wußte, daß die Bäder bei einem starken Wildbach nahe am Meer und in der Nähe verwilderter Gärten lagen, so dachte ich den Ort schon zu finden, nahm das Bürschchen hinter mich aufs Pferd, und nun ging es, was die Thiere laufen wollten, bald auf dem kiesigen Strande, bald auf dem grünen Anger daneben, oder durch kleine Haine von Platanen und Gebüsch von Eichen Wildrosen Lorbeer Ginster und unbekanntem Gesträuch. Ranken und Schlingpflanzen hingen wie große Festkränze von den Bäumen.

Es war ein prächtiger Ritt im frischen Seehauch. Das Wetter blieb schön, aber es stieg Gewölk auf, zog in fliegenden Schaaren am klaren Himmel hin, und seine dunkeln Schatten eilten über Meerblau und Grünebene wie ernste Gedanken, um in den Hochschluchten zu verschwinden. Und gleich war wieder die Helligkeit der Luft so groß, daß man am steil aufragenden Gebirge noch in einer Höhe von viertausend Fuß und mehr deutlich die einzelnen Bäume unterschied. Auf der See aber schien es dort, wo die thrazische Küste sich hinzog, wie lange dunkle Wolkenbänke zu ruhen. Eine gewisse feierliche Erhabenheit verließ die Landschaft nicht: rechts standen die bleichen Zinnen und Zacken des Gebirges hoch im Himmelsäther, zur Linken rauschte und

leuchtete die unendliche Meeresfluth. Zwischen diesen beiden Gewaltigen erschien die Ebene nur wie ein schmaler grüner Streifen.

Dieser Streifen Landes, nur ein paar tausend Fuß breit, wie werthvoll mochte er im Alterthum sein; als er mit blühenden Städten besetzt war! Noch vor fünfzig Jahren müssen hier Ortschaften gestanden haben. Die einsamen Nothkirchlein, Spuren von Haus- und Gartenmauern, verwilderte Felder und die alten Ortsnamen erinnern noch daran. Eine Stelle heißt „am schönen Weinberg," eine andere „die großen Felder," wieder eine andere „bei den Türkengräbern;" an Ruinen haftet noch der Name „Judenkirche" und etwas weiter „Mohrenkirche." Einmal kamen wir auch über eine Stelle, wo auf und in der Erde alles roth war von Scherben der Thongefäße. So etwa sah es bei uns noch Jahrzehnte nach dem dreißigjährigen Krieg aus, als Wildniß und Wüstenei weite Gebiete bedeckten. In Deutschland änderte sich das wieder. Hier aber ist an kein Wiederaufblühen zu denken, solange die Türkengeißel über dem Lande schwebt. Ein Hafen wäre bei der alten Stadtruine bald wieder ausgegraben — wer aber soll es thun? Den türkischen Herren macht schon das Denken daran Unbehagen, und schlimmer noch, viele halten solches Plänemachen unter ihrer

Würde. Diese kleinen Ebenen haben das fruchtbarste Erdreich, von den Höhen des Waldgebirges werden sie stets bewässert, und wo nur die geringste Feuchtigkeit dem Boden zufließt, entsteht gleich ein Gedränge schattiger Platanen. Nicht bloß die Strandebene ließe sich anbauen, auch die grünen Hügel, die mit Wald und Buschwerk besetzten Höhen und Vorberge, die sich an das graue Geröll und die felsichten Schluchten des Hochgebirges anschmiegen, und wieder die tiefen baumverhangenen Thalwindungen, die zum Meere weiter ziehen, könnten reizende Ortschaften und Landhäuser aufnehmen. Wie aber sollte ein armer Samothraker nur den Gedanken dazu fassen? Die Insel ist ja Wakuf, d. h. türkisches Moscheengut.

Jetzt dienen alle diese blühenden Gefilde bloß dazu, einigen Hundert langhaariger Ziegen und Schafe und ein paar Rindern und Pferden üppige Weide und ihren Hirten weite Stätten des behaglichsten Umherstreifens zu gewähren. Wiederholt hörten wir im Gebüsch die Glöckchen von fliehendem Vieh, und mehrmals begegneten uns Gruppen von Männern Frauen und Kindern. Es war stattliches Volk, und hatte mit den Hirten im italienischen Gebirgsland eine täuschende Aehnlichkeit. Stießen wir im Walde plötzlich auf eine lagernde Familie,

so fuhr sie entsetzt in die Höhe. Sah man uns schon von weitem, so wurde offenbar lange Rath gehalten.

Zeitweise, wenn dichtes Gebüsch oder Sumpfland den Weg versperrte, mußten wir ihn zwischen den Kieseln des Strandes suchen. Dieses Gestein glänzte immer wie frisch gewaschen in allen Farben. Marmorstückchen sah ich nicht darunter. Ganz Samothrake, obgleich so nahe der thasischen Marmorinsel und theilweise von gleichen Gebirgsformen, soll nicht die kleinste Marmorstelle aufweisen. Am Strande zeichneten sich ab die Linien von Sand und Gestrüpp, die eine weit hinter der andern, — ein Beweis mit welcher Gewalt im Winter das Meer an diese Küste schlägt. Treibholz, Baustücke, ganze Bäume, losgerissen drüben in Thrazien, waren von den rasenden Stürmen hoch aufs Land geschleudert. Was mögen nicht alles die alten Seefahrer von dieser fabelhaften Sturminsel zu Haus erzählt haben! Seeleute dichten und lügen wie die Jäger. Wem den ganzen einsamen Tag die große gewaltige Natur gegenübersteht, in dem wird, kommt er Abends ans gesellige Herdfeuer, der dichterische Trieb regsam, von ihren Wundern und Schrecken zu erzählen.

Ich erwähnte aus den Berichten der Alten, wie fromm die Menschen geworden und wie gefeiet ge-

gen Seegefahr, wenn sie auf Samothrake sich hatten weihen lassen. Ein anderer Schriftsteller aus Diodors Zeit, — freilich ist's ein Philosoph, der Neuplatoniker Philo, — erklärt aber: es komme häufig vor, daß brave Leute dort nicht geweihet würden, um so mehr aber Spitzbuben, Seeräuber, Schaaren von liederlichen Weibern, wenn sie nur viel Geld den Priestern gäben. Offenbar wollte das Gesindel sich hier sturmfest machen. Heutzutage pilgert das Seevolk des Mittelmeers zum heiligen Berg Athos und zu der Marseiller Höhe der Notre Dame de la Garde, um Heiligenbildchen zu kaufen, die sie an ihren Mast nageln, und knieend anflehen, wenn sie in Sturmesbrausen und Todesangst sich nicht mehr zu helfen wissen. Ganz denselben Dienst leistete im Alterthum Samothrake. Die Strolche und Dirnen hatten sogar den Vorzug vor ehrlichen Leuten, weil sie mehr Geld hatten. Sie kamen hieher, um in den Reinigungsopfern der Mysterien ihr Bündel Sünden abzuwerfen, um dann erleichtert einen neuen Gang zu machen. Offenbar steckt bei Romanen und Orientalen unter dem Gesindel in Seide wie im Zwilchrock noch jetzt die Gewohnheit, nicht durch Buße und innere Läuterung, sondern durch kirchliche Gebräuche Absolution zu holen. Das ist eine Nachtseite des kirchlichen Lebens, in welche es leicht zu

versinken Gefahr läuft, wenn nicht scharfe weltliche Augen darüber wachen. Der Staat muß eben an rechter Stelle beständig etwas nachhelfen.

Was Samothrake und ähnliche Inseln mit so vielen reizenden Landschaften ausstattet, ist vorzugsweise die gebirgige Gestalt. Von der Spitze gehen nach allen Seiten strahlenförmig die Bergausläufer ins Meer, und nun befindet man sich stets wie in einem weitlichten Saale zwischen geschmückten Hochwänden. Wir umzogen ein Vorgebirg, vor welchem noch ein mächtiger Felsblock lag, der Herrenstein, und kamen nicht lange darauf an einen breitströmenden Waldbach voll des klarsten Wassers. In diesem ritten wir ein paar hundert Schritte hinauf, und als die Wegspuren ans Ufer leiteten, sahen wir drei oder vier Zweighütten stehen im Schatten hoher Platanen. Da lagen auf Teppichen ein schwerfälliger Kaufmann aus Gallipoli, der die Beine kaum bewegen konnte, eine alte Frau, die man tragen mußte, und eine junge blasse, die eben aus dem Bade kam, lag noch ganz eingewickelt. Neben ihr stand ein Mann auf Krücken, und auch ein armer bleicher Knabe humpelte herbei. Der Kaufmann hatte Bedienung, und die anderen hatten Angehörige bei sich, und da alle, mit Ausnahme der jungen Frau, schon des Brunnens Heilkräfte ver-

spürten, so waren sie guter Dinge. Es war ein fröhliches Waldleben in tiefer Einsamkeit. Die Nachtigallen und Drosseln flöteten um die Wette. An einem Baume hing ein eben geschlachtetes Schaf. Die türkischen Kaffeetöpfchen waren gleich am Feuer, uns zu bewirthen, und der Gallipolitaner machte in schlechtem Italienisch den Dolmetsch. Alle priesen die Heilkraft des Bades. Der auf Krücken Gehende erzählte, wie er vor ein paar Tagen nur habe kriechen können, und man zeigte uns eine große Krücke, die ein Lehrer, der hier gebadet, in voriger Woche zurückgelassen. Für die bleiche Frau aber, ein zartes Geschöpf mit eingefallenen Augen und Wangen, mochte sich auch auf dieser Insel wohl kein Heilmittel mehr finden, vielleicht nur ein ewig stummes Plätzchen.

Auf der andern Seite des rauschenden Baches waren die Heilquellen. Ein großes viereckiges Becken von Quadern, wahrscheinlich schon uralt, während die zerfallende Umfassungsmauer aus späterer Zeit herrührt. In den Behälter hinein führten Stufen, die noch unter dem Wasser sichtbar; auf dem heißen Wasser aber trieb sich, ein Zeichen der Vernachlässigung, grüner Schwamm umher. Die Heilquelle selbst ist sehr stark, fast kochheiß, und schmeckt fast wie gesalzene Fleischbrühe. Einige Schritte höher,

wo sie aus der Berglehne ausströmt, verbreitet sie kräftigen Schwefelgeruch, ist aber ganz klar, und setzt in der Rinne bei dem Ausfluß einen dichten Niederschlag ab von gelbweißem Schwefelpulver.

Längs des Waldbaches sickern noch mehrere schwefelhaltige Mineralquellen durch, am stärksten aber ein paar hundert Schritte tiefer. Dort hat eine noch heißere Quelle, deren Wasser noch stärkere Niederschläge und schwefelige Ausdünstungen von sich gibt, aus ihren Ablagerungen einen ganzen Berg gebildet, gleichwie von lauter Kalksinter. Oben, wenn man auftritt, klingt es hohl und schütternd, und hier hat das Wasser selbst zwei kleine tiefe Becken ausgeründet, in welche es hellklar hinein plätschert. Wer sich lange darüber beuge, sagten die Leute, müsse sterben. Natürlich wollen sie die mineralische Stärke in jeglicher Weise herausstreichen. Das Baden in diesen Naturbecken soll am heilsamsten sein, und wahrscheinlich, um sich an- und auszukleiden, standen gleich über dem kleinen Kalkberge ein paar Zweighütten am Rande des Buschwaldes.

Ich habe nirgends gesehen oder gelesen, daß noch auf einem andern Punkte der Erde auf einmal so viel heißes Schwefelwasser hervorströmt und so starke Niederschläge absetzt. Auffallend ist, daß Plinius in seiner Naturgeschichte von den samothrakischen

Quellen schweigt. Im 31. Buch zählt er die heilkräftigen Brunnen der ganzen Erde auf. Er kennt Wasser, die bei Männern das Podagra vertreiben, und andere, die bei jungen Frauen augenblicklich Wunder bewirken, wieder andere, aus deren Woge man wie ein behaarter Esau steigt, und solche, welche der Liebe entsagen lassen, oder schwarze Schafe weiß und weiße Schafe schwarz färben, oder auf der Stelle tödten, oder das Land versteinern. Ja, der berühmte Naturforscher nennt sogar Quellen, deren Erguß eigenthümlich leuchtet, oder bei einem Tempel Wein ist und wenn man ihn aus des Tempels Umkreise bringt, sich sofort in schnödes Wasser verwandelt. Auch von den deutschen Brunnen bei Mattiacum erzählt er, daß ihr Wasser noch drei Tage im Gefäß warm bleibe und am Rande Sprudelsteine absetze. Man sieht, der Wunderglaube wuchert bei dem alten Römer noch viel mehr, als im Simplicissimus, der viel anmuthiger von der Brunnen geheimen Kräften zu erzählen weiß. Warum aber bringt das 31. Buch nicht ein Wort von Samothrake? Unbekannt sind Plinius der Insel Bäder nicht geblieben: er zählt unbedeutendere an der thrazischen und der macedonischen Küste auf. Schwieg er vielleicht absichtlich von diesen heiligen Quellen?

Ich stieg auf einen Bergvorsprung, um mich

etwas umzuschauen. Die Landschaft ist prachtvoll, das Erhabene überwiegt in diesen schlichten großen Linien. Nadelgehölz habe ich auch hier nicht wahrgenommen. Es heißt, daß es auf Samothrake sich nicht finde. Doch sollte es mich wundern, wenn es auch oben im Hochgebirg keines gäbe.

Diese Gegend bei den Quellen ist ehemals wohl bewohnt gewesen. Eine gute Strecke oben im Bergwalde steht eine verfallene Kirche mit einigen Mauerresten. Man weiß aber nichts mehr davon und meint, es habe dort einst ein Kloster gestanden, das man jetzt Christos nennt. Auf der einen Seite des Waldbaches dehnen sich verwilderte Gärten mit Obst aller Art. Auch Weinreben und Feigenbäume finden sich noch, dazwischen einige Hütten, die nur ein wenig besser sind, als eine vorübergehende Waldwohnung.

Als ich zur Gesellschaft zurückkam, hatten die jungen Mädchen Kirschen und andere Früchte gebracht. Es waren drei reizende Naturkinder, ärmlich aber anständig gekleidet. Es machte ihnen den größten Spaß, den Sonnenschirm meiner Frau auf- und zuzumachen, dergleichen Dinge hatten sie in ihrer Wildniß noch nicht gesehen. Ich gab ihnen nun meinen größern Schirm, und da spazierten sie alle drei unter den Schirmen auf und ab und hatten

ihr größtes Gelächter. Als ich durchs Fernglas nach den Berghäuptern in den blauen Lüften sah, machten sie verwunderte Augen. Ich gab ihnen den Feldstecher, und jede brach, wenn sie durchsah, in einen Freudenruf aus. Da that ich ihn der Schönsten verkehrt in die Hand, wo er verkleinert, und plötzlich sah sie die andern ganz winzig vor sich. Vor Schrecken ließ sie das Glas fallen und stand zitternd wie ein Espenlaub. Jede Erklärung war vergebens, sie wollten mit dem Zaubergeräth nichts mehr zu thun haben.

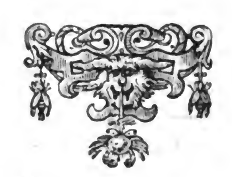
Und wie meint man nun, daß diese armen Kinder heißen? Die eine Helene, die andere dem Klange nach Thespio, die dritte gar Kalliope. Warum nicht auch Polyxena und Kassiopeja? Es fiel mir dabei ein, wie in Manu's Gesetzbuch ein alter weiser Hindu gesprochen: „Des Weibes Name sei wohltönend, biegsam und ausfließend in Vokalen, damit er laute wie ein Segenswort." Die Griechinnen halten noch jetzt daran fest, und die Deutschinnen? — Unsere Lina und Lisi geht noch an, aber Röschen Hannchen Dortchen lautet doch gar zu windig, Grethel Creszenz Urschel sogar ein wenig kratzebürstig. Es ist schade, wie sehr die schönen alten Frauennamen aus unserm Volke verschwunden sind. In der Hohenstaufenzeit hörte man kaum andere; in den beiden folgenden

Jahrhunderten schleichen sich mehr und mehr römische, hebräische, griechische Frauennamen an den Taufstein; massenweise kommen sie in der Renaissancezeit; noch mehr nach dem dreißigjährigen Kriege, und dann fängt es gleich an zu bärbeln und zu urscheln. Die deutschen Männer haben ihre alten Vornamen viel mehr festgehalten. Sonderbar, in der Frauenwelt lebt doch sonst ein so schönes konservatives Gemüth, und zwar der Welt zum Glück; denn eine einzige echte Radikale schafft leicht mehr Unheil, als zehn begeisterte Sozialdemokraten. Warum aber haben unsere Frauen ihre alten schönen Namen so leicht fahren lassen?

Darüber dachte ich nach, während wir am Meeresstrande zurückritten und der Anblick des herrlichen Sonnenuntergangs uns wieder und wieder auf dem Wege festhielt. Während Thasos sich in sanfte rosige Schleier einhüllte, und hoch über uns die bleichen Felswände erglüheten, blitzte und schimmerte das Meer noch in unermeßlichen Weiten, erst roth, dann grüngolden, dann tiefblau, und mit einer energischen Leuchtkraft ohne gleichen. Als es schon längst dunkel, zuckte noch hin und wieder ein Schimmer über den Fluthen, als ob all die feurige Gewalt sich nur verhüllt hätte, um jeden Augenblick wieder hervorzubrechen.

Doch die obige Frage heischt noch ihre Antwort. Ich habe da gerade einen alten Codex liegen, der eine große Menge Frauennamen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert enthält. Obgleich es die Leute einer Abtei sind und diese in der Mainzer Gegend liegt, wo bekanntlich von jeher in Deutschland der wärmste katholische Boden war, so erscheinen doch nur ein paar nichtdeutsche Namen, nämlich Christina, Justina, Benedicta, Margaretha, Beatrix, Sophia, aber auch eine Paulina, Petrissa, Carissima und Sapientia; Elisabeth (auch schon Elsebeth) kommt zweimal vor, auch Judith, dagegen das wohllautende Maria noch nicht. Da aber sind die kosigen Namen Helika, Guda, Kuniza, Sigela, Libiska — die lieblichen Gerhild, Bilihild, Schwanhild, Adelhild, Liebmund, Godewib, Drudwib, Hildegund — die trauten Irmendrud, Engildrud, Werindrud, Adildrud — die weichen Hedelind, Edelind, Richlind, Osterlind, Hereswind — die prächtigen Helwig, Frowig, Ditwig, Sigemut, Dankmut, Diemut, Hartmut, Stillemut, Liebmut — die stolzen Irmburg, Sigeburg, Reginburg, Hadeburg, Helmburg, Dieburg. Ehemals klangen durch die vielen Doppellaute, die etwas Sanftes und Vieltöniges in unsere Sprache mischten, diese Namen noch viel schöner. Sie sind aber mit vielen andern verschwun-

den. Und welche sind übrig geblieben? Walburg, Irmgard, Gisela, Gertrud, Adelheid; Hildegard, Kunigund, Ida, Hedwig, Bertha, Mathild, Minna. Das sind aber, wie ich bloß von der Minna nicht sicher weiß, lauter Heiligennamen. Nicht das Nationale, sondern daß einmal eine Trägerin eine Heilige wurde, hielt diese Namen am Leben. Warum? Im Grunde verräth es doch einen edlen Zug. Die Frauen möchten alle schon auf Erden schöne Heilige sein.



XIV.

Vom letzten Mazedonierkönig.

Mit unserer Rückreise von den Bädern war es doch etwas spät geworden. Der letzte Tagesschimmer erblich, als wir den Burgberg umzogen, auf welchem die alten Thürme bei der Pelasgerstadt sich in dunkeln Umrissen erhoben. Der Mond säumte noch hinter dem Gebirge, und es war so ein rechtes Räuberzwielicht. Wir hatten Niemanden bei uns, als das hübsche Knäbchen, das ganz still hinter mir auf dem Pferde hockte. Mustapha hatte mir gerathen einen Kavaß, d. i. einen türkischen Polizeisoldaten, mitzunehmen. Da er aber vorher mit dem Aga getuschelt hatte, so merkte ich an seinen Augen, daß es sich bloß um einen Geldwunsch seines Landsmannes handelte. Ich verließ mich auf meine

Türken. Hätten wir ein Schiff mit griechischem Schiffsvolk gehabt, so konnte es wohl geschehen daß es sich auf und davon machte, wenn uns ein Unglück widerfahren wäre. Die Türken aber hätten sicherlich erst selbst nachgesehen, sich auch niemals selbst mit Spitzbuben eingelassen. Ueberdieß war ja durch den Vertrag, der auf dem deutschen Consulat in Cavalla lag, ihr Interesse an das unsrige geknüpft. Ich konnte daher ziemlich sicher reisen, obwohl es bekannt ist, daß ein klein bißchen Piraterie dem Volk in diesen Gegenden noch in den Gliedern zuckt, gleich wie bei uns, als Kaiser Max den ewigen Landfrieden längst verkündigt hatte, hin und wieder einen biederen Ritter noch wohl ein kurzer abendlicher Raubritt anmuthete.

Da aber fielen mir plötzlich die Schwammfischer ein, die ich an der Kamariotissa gesehen. Niemand trauet diesen weitfahrenden Burschen, die oft von sehr ungewisser Heimath sind, etwas Gutes zu, sie stecken oft in kleinen Buchten, wo man sie am wenigsten erwartet. Je dunkler es wurde, und je näher von Zeit zu Zeit ein Dickicht bis ans Meer rückte, um so schärfer glaubte ich umher spähen zu müssen. Einmal entdeckten wir zwei Männer am Weg im Gebüsch stehen. Auf sofortigen lauten Anruf wurden sie unsichtbar. Mit begreiflicher Vor-

liebe wählte ich den schmalen Saum zwischen See und aufsteigendem Kiesufer, wo wir lautloser und verborgener dahinzogen. Der anderthalbstündige Weg von der alten Burg bis zu unserem Landungsplatze wollte gar kein Ende nehmen, unsere Alamana sich gar nicht zeigen. Wir meinten schon: sie müsse weiter draußen im Meer liegen. Endlich sahen wir ihr Licht über dem Wasser. „Mustapha! Mustapha!" rief ich durchs Dunkel hinüber, und bald — nach ängstlichem Warten ein erwünschter Klang — hörten wir die Ruder plätschern und stieß das Boot knirschend auf den Ufersand. Da kam auch schon der Agogiat Dimitri herbei, seine Bezahlung zu holen, während sein Söhnchen verschwunden war.

Als wir am Schiff anlegten, stand Mustapha oben mit der Laterne und schüttelte Kopf und Bart. „No bono, no bono — notte, grande notte," sagte er ein über das anderemal. Wir aber setzten uns lachend zum Pillaw nieder, während das Schiff seine Segel ausspannte und langsam der flachen Landzunge Akrotiri, die sich weit ins Meer vorstreckt, entlang schwebte. Denn ich wollte auf ihrer andern Seite ankern, um am nächsten Morgen mehr Zeit zu haben für die Wildseite der Insel, wo die Berge schroff aus der See aufragen. Selten kommt

Jemand dorthin, und der Ortsvorsteher in der Chora hatte mir diese Gegend als ganz fürchterlich geschildert. „Im Winter kommen — o des Schreckens! — die Stürme sausend und brüllend von den Bergen, und reißen alles nieder was dort sich dem Gestade nähern will." Dies sprechend ahmte er das Sturmesgetöse nach, als wenn er Theater spielte.

So traf uns die Morgenröthe des folgenden Tags noch bei der schmalen Ostspitze der Insel, wo diese sich am prachtvollsten darstellt. Von hier gesehen öffnet sich das Gebirge in einem hochragenden Halbkreise. Tief blickt man hinein in die dunkeln Schluchten und starrenden Felswände. Wildzackige Vorberge wollen den Eingang ins Innere verwehren, und während sie hier in einer Menge von Rundhöhen und Hügeln sich niedriger und niedriger bis zur See hin verflachen, erhebt sich zur Rechten, alle Aussicht sperrend, eine Riffreihe über der andern in die Wolken.

Ich sah mich jetzt näher auf der Landzunge Akrotiri um, wo die kleinen Seen liegen. Mit geringer Mühe ließe sich der schmale Rand, welcher diese Wasserbecken vom Meere trennt, durchstechen, und man hätte wieder einen Hafen. Die ganze Oertlichkeit ist der Art, daß man nur denken kann, der Hafen Demetrium, an welchem der letzte Maze-

donierkönig unselig umher irrte, und der nach Livius „in" einem Vorgebirg, jedoch nicht zu weit von der Stadt entfernt liegen sollte, habe sich hier befunden.

Der letzte Akt des mazedonischen Trauerspiels, welcher sich nur wenig mehr als anderthalb hundert Jahre nach Alexander des Großen Tod auf Samothrake abspielte, beleuchtet hell die damaligen Zustände auf dieser Insel und im Orient.

Die Römer hatten die zweite Weltmacht, Karthago, wehrlos gemacht und wendeten ihre Blicke nach dem griechischen Osten. Ihre Politik umzingelte dort einen Staat nach dem andern, grub ihm heimlich die Machtquellen ab, und verwickelte sie unter einander in Feindschaften. Mit einer Erbklugheit ohne gleichen bereitete sie der Senat langsam zum Falle vor, während es schien, als sei Rom die Beschützerin ihrer Freiheit. Nun war der ruhmreichste und älteste dieser Staaten Mazedonien: auf seinen König schaute alles, was an den östlichen Meeren wohnte. Auch gab es auf Erden kein stolzeres Königsgeschlecht, als das auf des großen Alexanders Throne saß. Mit ihm kam es zuerst zum feindlichen Zusammentreffen: die römische Legion umzingelte die schwer bewegliche mazedonische Phalanx, griff sie bald hier, bald dort an, und warf sie mit plötzlich im Rücken einbrechender Gewalt über den

Haufen. In seinem Grimme ließ König Philipp die Bevölkerung von Maronäa niederhauen, als er die thrazischen Seestädte räumen mußte, und seinem Thronerben Demetrius goß er lieber Gift und Tod in den Becher, ehe er dessen römische Politik duldete. Seinem zweiten Sohn Perseus hinterließ er seine Plane, seine großen Rüstungen, und seine Rache.

Aller Ränke voll wußte Perseus seine Macht im Stillen zu verstärken. Er schloß Bündnisse mit den thrazischen Häuptlingen, verschwägerte sich mit den Königen von Bithynien und Syrien, und es gelang ihm, den achäischen Bund, die letzte Stärke Griechenlands, wider die Römer aufzubringen, während er gegen ihre Verbündeten und Schützlinge den König Eumenes von Pergamum und die Ptolemäer in Aegypten, die Macht der syrischen Seleuciden ins Feld stellte. Hannibals Plan, alle Völker des Ostens wider die von Westen her drohende Weltherrschaft aufzurütteln, schien sich zu erfüllen: der ganze Orient erhob sich, gegen Rom zu marschiren. König Eumenes eilte nach Italien und enthüllte, was vorging. Auf der Stelle erklärte der Senat Perseus den Krieg, ehe er fertig war mit seinen Rüstungen und Bündnissen. Er gerieth in Schrecken; denn er war kein Mann kühner Entschlüsse, und was das

Schlimmste, er war geizig über alle Maßen, und betrog, wo es auf Geld ankam, selbst seine Verbündeten. Er unterhandelte, schickte aber dem König von Pergamum, der von Rom über Delphi zurückkehrte, seinen vertrauten Minister Evander, einen gebornen Kreter, entgegen. Eumenes war auf der Hut: doch der Kreter scheute sich nicht, ihn selbst im delphischen Heiligthum anzufallen, und ließ ihn mit Blut übergossen für todt liegen auf der Tempelschwelle. Indessen fand sich König Perseus durch die überlegene Politik der Römer nach und nach isolirt. Dann suchten ihn ihre Heere heim. Er legte sich nun auf den Vertheidigungskrieg, und entwickelte großes Geschick. Mehrmal besiegte er die Römer. Die alte Kraft der Mazedonier lebte wieder auf. Die Epiroten und der illyrische König Gentius traten auf ihre Seite. Aegypten wurde erobert, König Ptolemäus Physkon suchte mit seinen Schätzen Zuflucht auf Samothrake. Die Römer aber verdoppelten ihre Rüstungen, ihr bester Feldherr, der Konsul Paulus Aemilius, ging nach Mazedonien, brachte die Legionen wieder in Ordnung und schlug Perseus in der Schlacht bei Pydna — im Jahre 168 vor Christus — auf das Haupt. Perseus war der Erste, der floh und seine Schätze rettete. Verfolgt von den römischen Heeren und

Galeeren floh er von einer Stadt zur andern, und suchte, wie der Ptolemäer kurz vor ihm, zuletzt Zuflucht im Heiligthum auf Samothrake.

Von hier schrieb er an den Konsul einen flehentlichen Brief. Dieser nahm ihn nicht an, weil das Schreiben anfing: „König Perseus an den Konsul Paulus." Alle Unterhandlungen waren vergebens, der stolze Mazedonier hielt an seiner Königswürde fest und barg sich im Tempel. Nun lief die römische Flotte in den Hafen der Tempelstadt ein. Der Admiral Cnejus Octavius versuchte jedes Mittel, den König zu bewegen, daß er aus dem Heiligthum hervorkomme: vergebens. Nicht um die Welt hätte der Römer gewagt, ihn mit Gewalt herauszureißen. Das wäre ein Frevel gewesen, der aller Länder Verwünschungen auf sein Haupt herabgezogen hätte. Auch hätten die Samothraker den geweiheten Bann ihres Tempels auf Leben und Tod vertheidigt. Sie waren nicht mehr das kriegerische und gehärtete Volk wie in den Perserkriegen; auch ihre alten Besitzungen auf der thrazischen Gegenküste, die Städte Sale Sergion Mesambria und andere, waren längst verloren. Dafür war aber ihre Insel die große Wallfahrtsstätte des Alterthums geworden, zahllose Pilger und Festgesandte brachten Geld und Gut. Hatte doch selbst der römische Konsul Marcellus Statuen

und Gemälde aus der Syrakusischen Plünderung dem Tempel auf Samothrake geweiht. König Perseus aber hatte 2000 Talente und prachtvolles Goldgeschirr bei sich, einen Werth von fast fünf Millionen Thalern, für damals eine ungeheure Summe, und die Samothraker dachten: er werde nicht umsonst ihres Schutzes sich erfreuen wollen.

Jetzt verfiel der römische Admiral auf ein neues Mittel. Ein junger Römer, der gut reden konnte, L. Attilius, begab sich, als die Samothraker ihre Versammlung hielten, zu ihnen und bat ihren Obersten Theondas, den sie König nannten, daß er zum Volk sprechen dürfe. Die Bitte wurde gewährt. Da fragte der Römer: „Samothrakische Gastfreunde, ist es wahr oder falsch, daß diese Insel heilig ist und all ihr Boden hehr und unverletzlich?" Und alle riefen: „Das sei die volle Wahrheit!" — „Nun, wenn dem also ist, warum leidet Ihr denn, daß diese Insel ein Mörder besudelt, der noch vom Blute des Königs Eumenes trieft? Ist nicht der erste Ruf bei allen Opfern: „Ferne seien unreine Hände," und Ihr laßt das Innerste des Tempels schänden durch einen blutigen Straßenräuber?" Da sahen die Männer von Samothrake bestürzt einander an. War ihre ganze Insel heilig, so war es ein Unrecht, daß sie Perseus und seinen Minister Evander hatten landen

lassen. Wenn nun die übermächtigen Römer thaten, was sie selbst hätten thun sollen, konnten sie es mit Recht verwehren? Und was blieb ihnen dann von dem mazedonischen Golde? Sie beschlossen also, ihren König Theondas zu Perseus mit der Botschaft zu schicken: „Es bestehe von Altersher ein Inselgericht für Diejenigen, die man beschuldige: sie seien mit frevelhaften Händen in den geweihten Bezirk des Tempels getreten. Evander der Kreter müsse sich vor diesem Gerichtshofe stellen. Wage er das nicht, so solle er den Tempel nicht länger entweihen, und sorgen wie er sich selbst helfe." Da fürchtete König Perseus, jetzt komme es an das Tageslicht, daß er selbst Uhrheber von Evanders Verbrechen sei. Er rief ihn beiseite und stellte ihm vor: rechtfertigen könne er sich nicht, auf Gnade sei nicht zu hoffen, durch einen raschen Stoß solle er seinem Leben ein Ende machen. Der geängstigte Mann sah ein, daß ihm nichts übrig bleibe, als der Tod. Er wollte aber lieber an Gift sterben, und ging weg. Der König hatte seine Späher, und als er hörte, daß Evander entfliehen wolle, ließ er ihn ermorden, damit es nicht heiße: er habe ihm fortgeholfen, um ihn der gerechten Strafe zu entziehen.

Als dieser freche Mord ruchbar wurde, schrien die Samothraker: „Jetzt sei König Perseus ein

doppelter Frevler. Durch des ungesühnten Eumenes Mord habe er sich diese Blutschuld auf sich selbst geladen; denn Evander habe im Tempel zu Delphi den Eumenes, Perseus in Samothrake den Evander getödtet. Auf diesen einen Mann falle also die Schuld, daß in den zwei heiligsten Tempeln der ganzen Welt Blut vergossen sei." In der Angst bestach jetzt Perseus den saubern Inselkönig, daß er verbreitete, Evander habe sich selbst entleibt. Allein die Wahrheit ließ sich nicht mehr unterdrücken, der Mord des alten und letzten Freundes, des vielgetreuen Ministers, empörte die Samothraker, und alle wandten sich ab von Perseus als einem Gottverfluchten. Einer nach dem andern ergriff die Partei der Römer. Jetzt dachte der König an heimliche Flucht. Er ließ einen anderen Kreter, einen gewissen Oroandes rufen, der in den thrazischen Städten Handel trieb und die Küsten und ihre Verstecke wohl kannte. Eine Galeere stand dem König noch im Hafen Demetrium zur Flucht bereit. Oroandes sagte zu, ihn zu Kotys, einem Thrazier-Häuptling, zu bringen.

Als es dunkel wurde, trug man in größter Heimlichkeit alles Nöthige, und soviel sich von dem Gold und Silber ungesehen fortschaffen ließ, zum Schiffe. Um Mitternacht entwich der König, nur von drei Mitwissern begleitet, durch eine Hinterthür

des Tempels in den Garten, kletterte mit Mühe über die Gartenmauer, und kam unerkannt bis an die Landzunge. Aber siehe da, die Galeere war längst auf hoher See; der verrätherische Kreter war mit den Schätzen auf und davon. Die ganze Nacht irrte der König am Strande umher, und wußte nicht was zu beginnen. Zuletzt, als das Morgenlicht sich ankündigte, schlich er zum Tempel zurück, und da er nicht mehr wagte, seine Gemächer zu betreten, verbarg er sich in einem dunkeln Winkel an der Seite des Tempels. Die Königswache aber, mazedonische Fürstensöhne, hatten den König entdeckt, und wollten in ihrer Treue auch jetzt nicht von ihm lassen. Admiral Octavius aber ließ ihnen und allen Mazedoniern durch den Herold verkündigen: sie sollten ihre Freiheit und all ihr Vermögen behalten, das sie bei sich oder in der Heimath hätten. Da gingen auch sie zum römischen Oberst, und gaben ihre Namen an, daß er sie aufzeichne, und einer, ein Thessalonicher Jon, war schlecht genug, auch die beiden kleinen Kinder des Königs auszuliefern; nur der älteste Prinz war ihm geblieben. Da verzweifelte der Unselige an allem, und „wie ein Raubthier," sagt Plutarch, „dem seine Jungen geraubt," trat er hervor aus dem Tempel, und fluchte den Göttern, die in Noth und Flehen ihm nicht gehol-

sen. Die Römer aber brachten ihn auf das Admiralschiff, suchten eilig zusammen, was an Geld und Goldgeräth noch übrig war, und fuhren mit der Flotte nach Amphipolis zum Konsul. Dieser aber erklärte: die Götter selbst hätten ihm den Perseus überliefert.

Als das Schicksal des großen Mazedonier-Königs erscholl, erzitterte der Orient. Der bithynische König stellte sich dar mit Hut und geschorenem Haupt als Freigelassener des römischen Volkes. Die Rhodier legten ihre Seemacht den Römern zu Füßen. Dem syrischen König wurde entboten, das eroberte Aegypten freizugeben: er erklärte: „Ich werde thun, was der Senat befiehlt." Perseus bat den Konsul, ihn, Alexanders Nachfolger, doch von der Schmach der öffentlichen Aufführung im Triumphzug zu befreien. Paulus antwortete: „Das steht bei dir selbst!" Aber der Mazedonier-König scheute den freiwilligen Tod noch mehr, als die Schmach. Er war schon zu sehr ein Spätgrieche, ausgestattet mit Ränkesucht, Geiz, Familienliebe und einer gewissen Feigheit, fast wie sie noch heute sind.

Drei Tage dauerte der Triumphzug: nie war ein gleicher in Rom gesehen. Alle Römer trugen neugewaschene weiße Togen. Am ersten Tage fuhr man einher auf 250 Wagen die feindlichen Feldzeichen. Am zweiten Tag erschien auf zahllosen fürch-

terlich klirrenden Fahrzeugen das Gepränge der feindlichen Waffen, dahinter schritten 3000 Soldaten, und jedesmal vier trugen drei Talente gemünzten Silbers, wieder andere kostbares Silbergeschirr. Am dritten Tag eröffneten den Zug die Trompeten, schmetternd als ginge es zur Schlacht. Zuerst wurden von schöngeschmückten Jünglingen 120 fette Opferstiere mit vergoldeten Hörnern einher geführt, und neben ihnen schritten Knaben mit blinkenden Gold- und Silberschüsseln. Dann trug man das gemünzte Gold in 77 Vasen, auf jeder drei Talente, ferner ein Trinkgeschirr zehn Talente Goldes schwer, Weihgeschenk des Triumphators, blitzend von Edelsteinen, schließlich eine endlose Reihe goldener Becher. Nun folgte Perseus' Königswagen, beladen mit seinen schönsten Waffen und dem Diadem. Hinter dem Wagen schritten der Sohn des besiegten Thrazier-Königs und die beiden kleinen Söhne und das Töchterchen des Mazedonier-Königs, begleitet von der Menge ihrer Hofmeister und Lehrer, die alle unter Thränen die flehenden Hände zum siegreichen Volk ausstreckten. Man wußte in Rom solche Aufzüge schon damals prächtig in Szene zu setzen. Dann kam Perseus selbst mit seiner Königin, in Trauerkleidung und griechischen Pantoffelschuhen, und wankte einher wie seiner Sinne kaum mächtig. Seine Freunde und

Verwandten aber weinten und jammerten laut, und hielten ihre Blicke nur auf ihren König gerichtet. Und dann wurden noch 400 goldene Kronen daher getragen, dem Herrenvolk dargebracht durch die Festgesandten von 400 griechischen Städten.

Es war der große entscheidende Triumph des Abendlandes über das Morgenland. Erst siegten die Griechen über die Perser, dann die Römer über die griechische Welt, später kamen noch weiter vom Westen her Sieger über die Völker am griechischen Meere. Dann aber lagerte sich darüber hin hart und ehern die Türkenmacht, lange Zeit schien sie unüberwindlich. Doch auch sie brach sich endlich an den deutschen Heeren am Kahlenberg und in Ungarn, und später erhielt sie blutige Lehren von Russen, Engländern, und Franzosen. Welches Volk wird jetzt dem Orient die Entscheidung bringen?

Ihre Siegesfrucht zu festigen, brauchten die Römer damals türkische Mittel mit hellenischem Geschick. Der elende Perseus ging mit all den Seinigen nach Alba am Fuciner-See. Die Umgegend ist schön und erhaben, wie eine griechische Landschaft: aber sie war sein Gefängniß. Er starb da. Mazedonien ward in vier, Illyrien in drei scharf getrennte Theile zerstückelt. In Epirus, wo noch kräftige Männer wohnten, wurden an einem Tage siebenzig Städte

zerstört und anderthalbtausend Menschen zu Sklaven gemacht. Von den edelsten Achäern brachte man tausend nach Etrurien und hielt sie dort fest ein halbes Menschenalter hindurch, bis nur noch dreihundert am Leben. Im übrigen Griechenland arbeiteten geschäftig die Angeber und die Schergen und Henker. Man thut Unrecht, griechischen Lastern und Türken Franken Slaven und Byzantinern allein die Entvölkerung des Orients zuzuschreiben: die Ausrottung der Männer wurde schon von den Römern im großen Styl betrieben, und schönen Griechinnen, die schaarenweise nach Rom gebracht wurden, war dort ein kurzes Leben beschieden. Schon Plutarch klagt über die allgemeine Entvölkerung des Landes.

Erbarmungslos verfuhr man im Alterthum mit Besiegten. Erst nahm man ihnen, um sich selbst sicher zu stellen, die Mittel zu künftiger Rache und Erhebung, und war ihr Staat hinlänglich zerrissen und zerstückt, so hieß es: was könnten wir sonst wohl von diesem Volke brauchen, das es uns gewähren müßte? Allein an Geld ließen sich die Römer nach dem Sieg über Perseus so viel zahlen, daß ihre Bürger für 124 Jahre von Vermögenssteuern befreit blieben. Wie wenig bedeuten dagegen die fünf französischen Milliarden!

XV.

Nach Imbros.

Ich erwähnte, daß wir auf der Südseite von Samothrake bei der äußersten Landzunge die Nacht geankert hatten. Mit zunehmendem Tageslicht färbte sich das Meer, und kaum war die lachende Morgenröthe in die Fluthen versunken, so prangten die Gewässer wieder unabsehlich im schönsten blauen Glanze. Gar köstlich ist es in Morgenfrische, so über die schimmernde See dem Hochgestade entlang zu gleiten.

Das Ackerfeld dehnte sich anfangs ziemlich weit. Jedoch war es überall nachläßig bestellt, und wo das Land nur etwas bergig und der Anbau mühsamer würde, da ließ man es eben liegen wie es war. Den jetzigen Bewohnern von Samothrake steckt

das schweifende nichtsthuerische Hirtenleben einmal im Blute: im Mittelalter aber gab es, nach den Ruinen zu schließen, auch auf der Südseite der Insel noch Burgen und Landhäuser und Ortschaften. Da sie abgewendet liegt von den thrazischen Nordstürmen, so ist das Klima hier viel milder und sonniger, als auf der Nordseite. Weil die Landschaft aber rings umher mit jedem Jahre mehr an Waldwuchs und Schatten verliert, so wird sie fort und fort dürrer und felsiger; denn schon von Natur ist die Insel wasserarm, weil ihr Gebirge mit breitgewölbtem Rücken aus dem Meer aufsteigt und nur nach Norden hin sich öffnet.

Sobald die Sonne über den Horizont ist, werden bei der ungemeinen Helligkeit der Luft die Inselberge sofort bedeutend kleiner, dafür aber beginnt gleich ein anmuthiges Farbenspiel. Während die Fluth sich spiegelnd und weißschäumend am Gestade bricht, wechseln oben zwischen den Steilwänden und den Schutthalden goldene Lichter mit blauschattigen Tiefen, und die hohen Gipfel am Felsenrand ragen, wie von Aether umflimmert, empor in die stillen blauen Lüfte. Als ich mich dem fesselnden Anblick länger hingab, schien es allmählich, als würden die Berge doch gar zu klein und bläulich, und auf einmal merkte ich, daß unser Schiff schon weit von der

Insel abstand. Der Wind war gar zu günstig, und unsere Leute dachten schon bald in Imbros zu sein. Ein Türke hat nie etwas anderes im Kopf, als sein Geschäft möglichst rasch abzumachen, damit er wieder ganz in Ruhe rauchen könne. Ich verlangte, man solle näher auf Samothrake zuhalten. Mehemed und Mustapha protestirten heftig: sie meinten, unmöglich hätte ich an dem nackten Felsgestade etwas zu thun, man könne ja dort nicht einmal landen. Ich erklärte ihnen zuletzt in aller Ruhe: wenn sie nicht gehorchen, sondern unsern Vertrag brechen wollen, dann möchten sie nur gleich auf Tenedos zufahren. Das wirkte. Das Schiff drehte sein kleines Bugsprit wieder nach Nordost, und wir kamen, wie man sagt, mit Hängen und Würgen um das Kap Malathria herum und sahen den Auslauf des Xeropotamos, welchen die Türken Kuridschai nennen.

Hier beginnt die Wildseite von Samothrake. Alles Getreidefeld verschwindet, die ganze Gegend ist steinig, und die Felsenriffe stürzen in nackter Steile ins Meer, sämmtlich scharf gerändert und eines hinter und über dem andern in langen Linien. In den großen und kleinen Schluchten aber und Senkungen sammelt sich Geröll und Erde: dort sind überall Oelbäume hingesetzt oder Kurzeichen und

anderes Gehölz gediehen. Oefter erschienen weite Steinhalden ganz mit dem bläulich schimmernden Olivengrün überkleidet. Schwerlich aber wird man hier den Ertrag eines Besitzthums nach der Zahl seiner Oelbäume rechnen. Auf Thasos war schon ein beträchtliches Anwesen, welches 700 bis 900 Oelbäume zählte, und diese trugen in guten Jahren einen Werth an Oel von fünfzehn bis achtzehn hundert Gulden, in schlechten Jahren fünf bis sechs hundert Gulden, wovon aber Kost und Lohn der Arbeiter noch abgehen. Auf Samothrake dagegen wird auch jener geringste Stand des Ertrags nicht erreicht. Alles was ich hier von Oelbaumzucht gesehen, war die Verwilderung selbst.

Eine Stunde weiter vom Xeropotamos wird ein Strand-Dreieck, das sich ins Gebirge hinein buchtet, „bei den Platanen," türkisch „Tschinar" genannt. Gleich dahinter liegt im Meer ein gewaltiger wogenumbrauster Felsblock, in welchen eine Höhlung hineingeht. Da er von weitem die rohe Gestalt eines Schiffes vorstellt, hat er den Namen „Fregatte" bekommen. Von hier wiederum eine gute Stunde weiter bis zum Kap Ammos, das auch bei den Türken so heißt, werden die Oelbäume schon sehr spärlich. Nur noch unten, wo in die Einschnitte am Strand ein wenig Wasser und Erde von den Höhen

niederfließt, erfrischt das Auge, das ermüdet über die glitzernden Felsen und die steinigen Klüfte irrt, etwas grünes Gebüsch mit ein paar Oelbäumen. Ein- oder zweimal sieht man auch ein armselig Gärtchen hängen weiter oben in dem kahlen Steingewirre.

Vom Kap Ammos an dehnt sich weit und breit nur eine entsetzlich graue Berg- und Felswüste. Nur weit zerstreut klimmt etwas Eichengebüsch an den Schluchträndern hin. Steil auf steigen die Felswände aus den Fluthen, und in stark geneigten steinigen Flächen, in düstern Schluchten, in wildem Geriffe und Geklüfte geht's empor bis zu den bleichen Zacken und Zinnen, die in den höchsten Lüften blinken. Doch auch durch diese Steinwüsten zog hin und wieder der liebliche Oleander seine röthlichen Streifen. Dort oben umher zu steigen, brächte indessen einem berggewohnten Jäger nicht gerade besondere Mühe und Gefahr. Er hätte dafür Aussicht auf Wild, das zahlreich aufspringt, wenn ihm diese Sorte behagt. Von den zwei deutschen Reisenden, die in den letzten zwanzig Jahren auf Samothrake waren, spricht der eine von Gemsen, der andere von Steinböcken. Nach allem aber, was ich darüber hörte, mögen die Samothraker das räthselhafte Wild einfach und ganz richtig „wilde" oder besser noch „ver-

wilderte Ziegen" nennen. So viel auch getödtet werden, namentlich der Haut wegen, sind doch immer noch genug da. Versprengte Stücke irren von den Bergweiden auf der andern Seite des Kammes herüber, und finden in den tief aufgerissenen Felsschluchten überall gute Verstecke und Lager.

Das Volk hat eine Ahnung, daß auch in dieser Felswüstenei ehemals grüne Weide und Anbau gewesen. Man stößt wohl einmal auf den vermodernden Stumpf eines Oel- oder größeren Eichbaums, wo seit Menschengedenken nichts mehr zu sehen war, als Steine und Felsen. Daraus bildet sich nun eine Sage, ganz ähnlich wie in unsern Alpen. Jedesmal ist es der Hochmuth, der ob großen Reichthums an Vieh und Milch des Himmels Mächte verachtet, aber die Rache säumt nicht. Bei uns werden die grünen Matten zur Strafe vergletschert, hier unter dem griechischen Himmel muß Sonnengluth sie zu dürren Steinfeldern ausbrennen.

Wir umfuhren den Kippos, auch Kephali genannt, die äußerste östliche Spitze der Insel, wie das Akrotiri die westliche ist. Wie eine scharfe Felsennase streckt sich der Kippos weit vor ins Meer. Wir segelten noch eine Strecke darüber hinaus in gerader Richtung, bis uns die Gegend erschien, wo drüben die Bäder lagen, die wir den Tag vorher

besucht hatten. Zur Rechten zeigten sich in der Ferne, wie schwarze Punkte im Meer, die Sguraffa-Klippen, ein Riff von vier oder fünf Felsköpfen, die aus den Fluthen hervorstarren. Wehe nur das kleinste Lüftchen, so erzählte Mustapha, so schlügen dort die Wellen ans Gestein mit rastlosem Geheul und Gezische: jedes Schiff mache gern einen weiten Umweg, um dem gefährlichen Riff nicht zu nahe zu kommen. Die Griechen sagten: es wohne zwischen den Klippen auf Meeresgrund ein gräßliches Ungethüm, eine Art Riesen-Hai, der Männer und Stangen abbeiße wie wir eine Salzgurke. Man solle öfter aus der Tiefe sein Gurgeln hören. Er aber glaube nicht daran, das sei nur das Wasserstrudeln zwischen den Felsen.

Wo es dem Türken unheimlich wird, da glaubt er einfach an böse Geister. Die griechischen Schiffer aber beleben noch immer Meer und Gestade mit allerlei phantastischen Gestalten. Um sich vor Fährlichkeiten zu schützen, lassen sie sich vor dem Absegeln vom Popen weihen und segnen, oder es gelobt der Arme eine Kerze dem heiligen Nikolaus und der Reiche einen Armleuchter der Hochheiligen. Die Klügsten aber, wenn sie nach Samothrake kommen, suchen in einer Zweighütte irgendwo am Waldeck eine alte Hexe auf, welche die Kunst versteht, Wind und Wetter zu besprechen. Samothrake hat noch

den Ruhm daß es in seinen Schluchten ganz ausbündige Zauberinnen gibt. Von all seinen erhabenen Göttern und ihren schauervollen Mysterien ist nichts übrig geblieben, als ein paar alte Wetterhexen. Wo die Waldbäume absterben, bezeichnet noch lange Zeit elendes Gestrüpp ihre Stelle.

Ich ließ nun das Schiff wenden nach Imbros hin. Da reckte sich Mehmed, der Steuermann, und setzte sich wieder zurecht, gleichwie sich ein Reiter im Sattel zurecht setzt, wenn er zwischen den Häusern und Gärten heraus auf die freie Haide kommt und nun das Vergnügen hat, sein Pferd ausgreifen zu lassen. Der Wind war vortrefflich, alles Leinen wurde aufgezogen; alle Wellen eilten mit uns, und in drei Stunden flogen wir hinüber bis nach Marmara, der Landungsstelle von Ekinudi auf Imbros. Immerfort sauste leise der Wind in Segeln und Tauen, immerfort sang Mehmed leise vor sich hin: es war als sei unser Schiff in dem Bann einer unsichtbaren Kraft, die uns unaufhaltsam über die Fluthen jagte. Auf sausendem Schiff im frischen Winde so über Bord zu schauen, hinein in die fliegenden schäumenden Wellen, und wieder in die Ferne, wo die blauen Inselberge schwimmen auf leuchtenden Fluthen, — kein größer Vergnügen gibt es, wenn man erträglich gespeist und eine Pfeife mit

wohlduftendem türkischen Tabak zur Hand hat. Der volle kräftige Sonnenschein ruhte auf den Wogen, als wollte er hineindringen bis zum tiefsten Meeresgrunde. Wenn sich dann die Wellenkämme brechen, sind sie so schön durchsichtig, so grünschattig, und der funkelnde Krystall wird immer wieder übergossen von glänzend weißen Schaumperlen, und zwischendurch zuckt es wie ein irrender Blitz weithin durch das schimmernde ewig wechselnde Wellen- und Farbenspiel.

Wenn schon auf großem Schiff die Gesichter sich erhellen, sobald ein günstiger Wind in die Segel fällt, wie viel mehr auf solchen kleinen Nußschalen, die 25 Schritte lang und 10 breit sind, und gänzlich von Windes und Wetters Gnade abhängen. Unser Schiffsvolk hockte zusammen, und ein Witz jagte den andern. Dem Auftritt am Morgen folgte nicht der geringste üble Nachklang. Ich hatte ja nichts gefordert, als wozu unser Vertrag das Recht gab, und vor einem geschriebenen Vertrage hat der Türke eine Art religiöser Achtung. Man hörte keinen Fluch, ja kein unwilliges lautes Wort, und eine Tasse Kaffee mit ein wenig Tabak brachte vollends alles wieder ins Gleiche. Ich brauchte mich nur umzusehen, so flog gleich einer mit glühendem Köhlchen für meine Pfeife herbei. Das Denken und Sorgen für den Inhalt des Pfeifenkopfs bringt

wohl alles mit auf die Welt, was bei den Türken Schnurrbart trägt. Wenn man bedenkt, daß jeder ordentliche Türke täglich seine acht Stunden aus der langen Pfeife raucht, die er sorgsam vor sich hinhalten muß, damit die Kohle nicht abfalle, selbst wenn er von den acht Stunden täglich drei ein Nargileh handhabt, die Wasserpfeife, die zwar einen beweglichen langgewündenen Schlauch hat, aber doch beständig einige Aufmerksamkeit erfordert, so kann man sich wohl vorstellen, welche Ruhe Würde und Gemächlichkeit eine solche tägliche Gewohnheit, die zur andern Natur geworden, des Türken Gliedmaßen wie seiner Seele mittheilt.

Unser schwarzer Hassan mußte zuletzt seine schönsten Lieder singen, und wir lauschten bei dem Gesang und Gespräch der Türken auf den Tonfall ihrer Sprache. Sie lautet noch männlicher und kriegerischer, als das Magyarische, läßt zwar nicht so häufig dessen weiche liebliche Kosetöne hören, ist aber im ganzen viel wohllautender und leidet nicht an dem ewigen oh und öh und ek wie ein armer Sterblicher im Katzenjammer. Ob aber beiden Sprachen die Denkfaulheit schon in den Gliedern steckt, das mögen ihre und unsere Philologen näher ausmachen.

Am hellen Nachmittag waren wir schon vor Marmara. Jedesmal ist es ein lebhafter Augen-

blick, wenn an einer neuen Insel gelandet wird. Das ist noch ganz anders, als wenn man in ein neues Städtchen oder ander Ländchen eintritt. Nirgends sind ja die Menschen so abhängig von Gestalt und Färbung und Nahrungskraft des Bodens, nirgends wirkt die Luft- und Meeresspiegelung so eigenthümlich ein, als im umschlossenen Berggau und auf kleinen Inseln im weiten Meer. Ihre Bewohner haben immer das Gefühl, daß sie auf einander angewiesen sind, sie wohnen wie in einem gemeinsamen Neste, jeder kennt den andern von innen und außen, jeder hat stündlich ganz dasselbe zu denken und zu wirthschaften, und zuletzt theilt sich allen ein gewisses gleichartiges Wesen mit, das man in Wort und Gebärde auf den ersten Blick erkennt.

Thasos erscheint auf der See immer wie ein walddunkler Bergrücken mit Seitenarmen. Samothrake gleich wie ein ungeheurer Sarg, der auf den Wogen schwimmt, oder als eine Pyramide, die bleich und ernst zum Himmel ragt. Der Athos aber steht immer da, wie ein kolossaler Kegel in die Fluthen gestellt. Diese drei Berge haben tagesüber, sobald der Morgen weicht, immer mit Wolken zu thun. Dem Athos umwallen sie Fuß und Mitte, daß nur sein Haupt sichtbar ist und gleichsam durch die Lüfte

daher fährt. Auf Thasos hängen die weißlichen Dünste zusammengeballt auf der einen oder auf der anderen Seite des Bergrückens. Einen so stattlichen Wolkenträger aber, als Samothrake, mag es auf der Erde nur noch einen zweiten geben, den Pik von Teneriffa. Von alledem ist auf Imbros nichts wahrzunehmen. Die Insel scheint aus der Ferne röthlichbraun, und kommt man näher, löst sie sich auf in eine Menge kleiner rundlicher Kuppen, zwischen denen sich sanftgeneigte Ebenen nach dem Strande hin abwellen: nirgends Wald, nirgends Gipfelsteile, nirgends mehr trotzige Berggewalt.

Auf der Rhede von Marmara gab es wenig zu sehen und gar nichts zu holen. Ein offenes nacktes Thälchen, das in flacher Strandebene ausmündet, war alles. Etwas tiefer ins Land hinein liegen ein einsam Kirchlein mit der Priesterwohnung und ein ärmliches Klösterchen, beide weit auseinander, und dazwischen hier und da zerstreut eine Hütte mit kleinem Kornfeld und ein paar Oelbäumen.

Ich trachtete nach der westlichen Spitze von Imbros, wo die Insel am wildesten und einsamsten sein sollte. Kein Mensch war am Ufer, der mir nähere Auskunft hätte geben können. Mehmed sagte: die eigentliche Landungsstelle für Skinudi sei auf der andern, der Südseite der Insel, am

Pyrgos, dort würden wir auch Pferde bekommen zu einem Ritt ins Innere. Nun war es anlockend, das westliche Wildstück von Imbros zu umfahren und es vom Meer aus zu betrachten. Wir hielten also wieder vom Land ab und steuerten nach Westen, indem unser Segel immer so weit vom Gestade zog, daß sich alles wohl überschauen ließ:

In dieser Insel- und Küstenwelt ist es ein schöner Vortheil, wenn man sein eigen Fahrzeug hat. Landen kann man wo es gefällt, und sind Wind und Wetter nicht einladend, so wartet man eben auf besseres. Brod Wein und Käse sind überall zu bekommen, gewöhnlich auch Eier und etwas Obst und, wenn das Glück wohl will, zu den Eiern auch die Henne. Den guten türkischen Kaffee macht man sich selbst, und lernt allmählich wie man ihn den ganzen Tag trinken kann: er bietet immer neue Erfrischung. Versteht dann noch der Schiffskoch Abends einen guten Pillaw zu bereiten, so ist man gern zufrieden und eigentlich seelenvergnügt in der köstlichen Freiheit, in dieser himmlischen reinen Luft, im steten Wechsel von Meer und Land. Uns fehlte nur eines: etwas mehr Zeit, um all das Schöne und Erhabene noch behaglicher auszukosten. Mit Seufzen dachte ich an die langen einförmigen Dampfschiffreisen, die uns noch bevorstanden. Welche Ruhe

und welch Behagen umgab uns auf unserm Fahrzeug, so klein es war! Auf dem Dampfschiff ist man gebunden an die strenge Fahrordnung, halb wie im gefüllten Gefängniß, und die Gesellschaft wohl einmal unleidlich. Hier steht Einer und dort steht Einer, in allen vier Sprachen wird man angeredet und soll Rede stehen über Dinge, die sich von selbst verstehen. Nichts schrecklicher dann, als die langen Tischunterhaltungen: der Eine ist hier gewesen, und der Andere ist dort gewesen, und dies war schön, und das war schön, und zuletzt läuft es immer auf die Gasthöfe hinaus, wo man am besten gegessen und geschlafen hat. Wenn ich all' die Dampfschiffsfahrten, die ich auf dieser Reise gemacht, überschlage, die von Marseille nach Barcelona, von Cadiz nach Teneriffa, von dort die marokkanische Küste entlang nach Tanger, von Gibraltar nach Marseille, von Wien nach Konstantinopel, von dort nach Cavalla, von Smyrna nach Athen, und endlich vom Piräeus nach Neapel, so habe ich zwar ein recht buntes Völkergemisch gesehen, das mir viel zu denken und zu lachen gab, auf den Dampfschiffen selbst aber interessante Menschen höchstens acht oder neun, und diese waren Deutsche oder Engländer, ein Franzose, und ein spanischer Carlistenführer, der auf Gran Canaria gefangen gehalten war

und heimlich sich auf unser Schiff geflüchtet hatte. Ach, es giebt gar zu viel Kartoffeln und wenig Trauben und Orangen!

Als wir nun Imbros entlang segelten, erschien ein kahler Rundberg nach dem andern, von denen einige ins Meer hervortraten und in scharfe felsige Ecken ausliefen. Wir umschifften mit Mühe das nordwestlichste Kap, da traf uns vom Süden her ein Windstoß, vor welchem das Schiff sich tief ins Wasser beugte, und als es wieder empor kam, schüt-terte und zitterte es in allen Planken, wie ein Pferd das plötzlich niedergeworfen ist. Ein zweiter Wind-stoß legte das Fahrzeug auf die Seite, und die Segelstangen klatschten ein über das anderemal ins Wasser. Mehmed pfiff, und Mustaphas Bart schien noch weißer zu werden, und wir andern alle mußten uns am Bord festhalten, weil wir auf einmal ein gewisses unangenehmes Gefühl hatten, als könnten wir wie Schwalben davon fliegen. Doch der Kutter kämpfte brav, und stieg und stürzte zwischen den unruhigen Wellen, und hob sich wieder, — ein paar ängstliche Minuten. Endlich brachte Meh-med das Steuer herum und das Schiff vom Land ab, und nun flog es wie besessen ins Meer hin-aus, bis wir weit genug ab waren, wo die Luft stiller wurde und wir uns wieder zur Insel hin-

wenden konnten. Durch wiederholtes Kreuzen gelang es endlich, um die Spitze herum zu kommen. Der Wind stand zwar noch immer gegen uns, aber jetzt war es doch ein ruhiges stetiges Wehen, nicht mehr das teuflische Stoßen von vorher, das man in allen Gliedern fühlte.

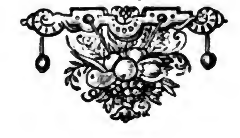
Das Gestade bietet auf dieser Westseite der Insel, die jedoch in einer gebrochenen Bogenlinie nicht mehr als eine Stunde breit ist, einen höchst barocken Anblick. Das Meer war umsäumt von einem gelben Sandstreifen, darüber erhoben sich Höhen und Schluchten und Gipfel, jedoch alles rundlicher und von sanfteren Formen, als die hochragenden Riffe und Steilwände, an welche wir bisher gewöhnt waren. Unten war Nadelholz zerstreut, darüber folgte Buschwald, oben schien jede Höhe nur kahle Haide, überwallt von bleichem Glanz, alles unsäglich öde und einsam. Einzelne Vorgebirge starrten steil auf in weißgrauem Gestein, dort hatten sich Felsblöcke losgerissen und waren niedergestürzt. An der nordwestlichen Inselspitze steht am Gestade ein kleiner runder Felsberg wie ein Thurm aus der Fluth empor. Dieser Felsenthurm heißt Dämonokastro, und davon wird die ganze Westecke der Insel „bei der Geisterburg" genannt, ein Name vollständig passend für diese bleiche wilde Gebirgsecke.

Unsere Alamana hatte den Tag über ihren Ruf als guter Segler bewährt. Gewiß war sie trotz ihres türkischen Namens anderen Ursprungs: sie hätte auch nur in Händen besserer Seeleute sein sollen. Es war noch helles Tageslicht, als wir auf die Südseite von Imbros traten, und wir wollten nur noch dritthalb Stunden weiter ostwärts zum Pyrgos. Doch es war nicht möglich. Wieder wurde hin und her gekreuzt, der Wind pfiff alle Melodien im Takelwerk, und die See machte kurze schaukelnde Stoßwellen. Das wollte gar kein Ende nehmen, und wir hatten Beide eine Anwandlung von Seekrankheit. Endlich gab man auf, gegen den Wind zu kämpfen, und ging unter dem Vorgebirg, auf dessen anderer Seite der Pyrgos lag, vor Anker. Denn hier hatten wir ruhiges Wasser und waren vor dem Winde geschützt, den wir noch lange in den Bergen rasen und heulen hörten. Kaum aber hatte der Anker gefaßt, so waren unsere Türken wieder fröhlich und guter Dinge. Es sind eben schlechte Seeleute. Sie klammern sich ans Land an wie eine Katze, die man ins Wasser wirft, ans Ufer, jede Bucht wird gehörig ausgefahren.

Im Hafen angekommen besorgt der Türke schlecht und recht, was ihm aufgetragen, und ist er damit

fertig, so geht kein Gedanke weiter in seinen Kopf. Der Grieche aber liegt beständig auf der Lauer, wo sich ein neues Geschäft oder ein Stück Geld erraffen läßt. Noch heutzutage ist dem Griechen das Abenteuern zur See die größte Lust: er bleibt eben der geborne Schmuggler, der allezeit fertige Kaperer. Ueberhaupt ist bei allem Küstenvolk das in dieser schönen Seegegend fährt, der Hang zu einem gewissen Meerbummeln eingewurzelt. Man denkt immer nur von einem Hafen zum andern zu kommen, und dort zu faulenzen, sich etwas erzählen zu lassen und nach guter Kost und hübschen Mädchen auszuschauen. Aber der Grieche hält wenigstens sein Fahrzeug in leidlicher Ordnung. Bei dem Türken wird dagegen kein Segel geflickt, keine Stange ausgebessert, alles gemächlich auf die lange Bank geschoben. Als ich nach unserm Kompaß fragte, zeigte mir Mehmed ein kleines Ding der Art, welches er an seiner Uhr hängen hatte. Offenbar traute er mehr der Richtung, die ihm seine eigenen Augen angaben, wenn er tagsüber nach den Vorgebirgen schaute, die in dämmeriger Ferne blauschwarz sich abzeichneten, oder Abends nach den Sternen. Ich habe niemals bemerkt, daß eine alte Stalllaterne, welche Abends das einzige Licht der Türken war, gebraucht wurde, um nach dem Kompaß

zu sehen, und bin überzeugt, hätte uns ein Sturm aufs offene Meer verschlagen, unsere Türken hätten die Segel eingezogen, sich ruhig hingesetzt und das Fahrzeug treiben lassen von Wind und Wellen.



XVI.

Am Westkap von Imbros.

In erster Morgenfrühe umsegelten wir das Vorgebirge, fuhren in die Bucht hinein und gingen an das Land. Eine Thurmruine steht auf dem äußersten Rundhügel des Kaps, davon heißt die Stelle der Pyrgos. Das obere Stück des runden Thurmes ist abgebrochen, niedergerollt und ganz geblieben. Die Türken nennen ihn Dschifut Kalessi, Judenthurm, — warum, das weiß kein Mensch mehr zu sagen. Nicht weit davon liegen ein paar elende dunkle Steinhütten, Magasias, in denen die Schiffer Brod Wein Tabak und Reis finden. Ich kaufte etwas, und dafür wurden „Zwanziger" gefordert. Doch kannte und nahm man auch Franken. Einer konnte sogar ein paar Brocken Englisch.

Zwei oder drei kleine Schiffe lagen halb, ihre Mannschaft ganz auf dem Strande. Ihr Morgenfrühstück bestand aus Muschelthieren, die wahrlich keine Austern waren. Vor jedem Nordsturm suchen sie hier Zuflucht, und warten gemächlich, bis gar nichts mehr zu fürchten. Von Imbros angefangen war es selten, daß wir eine Bucht ganz leer von diesen kleinen Seglern fanden. Was sie überall zu thun hatten, ließ sich selten bemerken. Die Hauptsache scheint das Umherlungern. Viele dieser Seeleute kommen weniger nach Haus, als der Matrose, der auf einen Ostindienfahrer geht.

Einer der Krämer hatte selbst Pferde. Während sie zu unserer Tagesfahrt gefüttert wurden, — ich ließ einen Matrosen aufmerken, daß es auch wirklich geschah, — stiegen wir auf die Höhe über dem Meere. Nachdem wir gestern den ganzen Tag zu Schiff gewesen, streckten sich unsere Glieder behaglich im frischen Morgenwinde. Im Binnenlande sehnt man sich nach feucht erfrischender Seeluft, und kaum ist ein Tag Meeresdunst geschluckt, so scheint wieder nichts angenehmer, als der würzige Landgeruch.

Auf dem Scheitel des Hügels stand eine kleine Kirche. Ich nahm als selbstverständlich an, sie sei, wie ähnliche Heiligthümer auf Vorsprüngen am Meere, dem heil. Nikolaus gewidmet; denn dieser

ist der Hauptpatron aller griechischen Schiffer und in ihren Angelegenheiten beinahe so mächtig wie die h. Jungfrau. Sie wenden sich hundertmal eher an die Madonna oder den Heiligen, als an Gott selbst, gleichwie Kinder ihre kleinen Anliegen gern auf dem Umweg durch Geschwister oder Dienstboten an die Eltern bringen. Ich bin auch nicht ganz sicher, ob diese Art Seefahrer den h. Nikolaus gelegentlich nicht um Merkursgeschäftchen bittet. Ob er aber auch dem Viehe hold sei, schien doch fragenswerth, da die Kirche auf der freien Höhe, wo es weder Quelle noch Futter gab, mit Lagerresten von Rindern Ziegen und Schafen auf das Reichlichste umgeben war, gleichwie gewisse Kirchen in Altbayern, wenn die Bauern mit ihrem Vieh den Umzug gehalten haben, der ihm die Fürsorge der Kirchenheiligen erwirbt. Da erfuhr ich: das Heiligthum gehöre der h. Mutter Anna, die der häuslichen Angelegenheiten ihrer Schützlinge sich annimmt, und zwar all ihrer Vierfüßer auf einmal, während die bayerischen Bauern viel klüger die Sorge für ihr Vieh unter die Heiligen vertheilen, so daß jeder sein Gebiet hat. Wendelin beschützt die Kühe und Fridolin die Schafe, die Pferde gehören dem h. Leonhart, die Schweine aber fallen St. Antonius anheim.

Die Aussicht von der Höhe, die weit in See vortrat, war herrlich. Wir übersahen eine Bucht nach der andern, nach Osten bis zum Kap Sikya, nach Westen bis zum Kap Dämonokastro. Jeder Vorsprung des Landes war mit dunkeln Klippen umsäumt, an welchen der weiße Schaum emporspritzte. Zur Rechten dehnte sich weit und niedrig über das Meer hin, gleichwie ein ausgebreitet bräunlich Tuch, die Insel Lemnos. Gerade vor uns erhoben sich in der Ferne die lesbischen blauen Gipfel. Zur linken hatten wir den kahlen Rundberg von Tenedos, und alldahinter schwangen sich hin und her die prächtigen Bergketten Kleinasiens. Noch hing es wie Morgendunst, wie ein leiser Schleier, über See und Inseln: aber die Sonne stieg verheißungsvoll empor mit aller goldenen Strahlenmacht. Wendeten wir uns vom Meer ab, so blickten wir in weite Landschaft hinein über einer Tiefebene, die geschmückt war mit Kornfeldern und Fruchtbäumen, jedoch rings umragt von ganz kahlen Kuppen und Berghängen. Die Einsamkeit, die traurige Oede und Kahlheit dieser Gebirgslandschaft hatte etwas Beängstigendes. Es überkam mich wieder ein Gefühl wie in der dürren steinigen Umgegend Konstantinopels, als sähe man hinein in ein großes düsteres Leichenfeld der Geschichte.

In der Ferne hing eine Ansammlung grauer Hütten oben an einer nackten Berglehne: das war Skinudi, die einzige Ortschaft auf der ganzen Westhälfte der Insel. Die Bevölkerung hat sich ehemals dorthin zurückgezogen, weit genug um vor den ersten Raubgriffen vom Meer aus sicher zu sein. Mehr im Vordergrunde rechts davon erhob sich ein gewaltiger Burgberg, der Beherrscher der ganzen Landschaft, dessen Prachtgestalt schon gestern Abends mich gefesselt hatte. Es war das Paläokastron, und ich sah jetzt, daß das, was ich für Bastionen und Burgzinnen gehalten, ein ungeheurer und fast nach allen Seiten steil abfallender Felsberg war, dessen Krone noch einiges Gemäuer trug.

Noch im Mittelalter muß die Gegend viel belebter gewesen sein. Die weitausgezogene Bucht zu unsern Füßen war damals umgürtet von einer Kette von Wartthürmen und kleinen Burgen, die jetzt alle in Trümmer zerfallen. Wahrscheinlich hatte sich auch hier ein Herr mit seinen Mannen angesiedelt, der halb Fürst halb Seeräuber war. Wer doch von diesen mittelalterlichen Geschichten mehr wüßte! Ohne Frage sind sie sehr wild, sehr romantisch gewesen, und obwohl einschwindend immer mehr an Größe und Bedeutung, wahrten sie doch ihren alten Charakter, bis ihnen Lord Byron noch prächtigen

Novellenstoff entnehmen konnte. Jetzt ist alle Blüthe dieser Küsten und Inseln dahin, — dahin ihre große Zeit vor, ihre lange schöne Zeit nach den Perserkriegen, — dahin ihr üppiges Leben unter den Römern, — dahin ihre Bedeutung für Handel und Seemacht unter den Venetianern, Genuesen und Spaniern. Wie ein reiches altes Haus, das längst gestürzt ist, hegen sie noch ein schmales Erbgut an Oelbäumen Fruchtfeld und kleinlicher Schifffahrt. Jetzt, wo vom lebenerfüllten Westen her ein frischer Luftstrom sie anregt, sollte ihre Bevölkerung zu neuer Thätigkeit erwachen: sie fängt aber eben erst an sich die Augen zu reiben, für sie ist die lange schwere Türkennacht kaum einer Morgendämmerung gewichen.

Unser erster Ritt galt dem Paläokastron, eine kleine Stunde vom Pyrgos. Es war sechs Uhr früh und wieder ein frischer köstlicher Morgen, die Lüfte voll Glanz, die Erde voll Grün und Blumen. Wie viele solcher Reisemorgen verträumt man daheim auf trägem Lager!

Es begleiteten uns der Krämer und sein Bruder, beide ein paar aufgeweckte junge Männer. Unsere Türken hatten sich dafür in ihrem Magasia eingelagert, und wichen nicht, bis wir glücklich wieder kamen. Der Weg führte durch Korn- und junge

Weinfelder. Der Boden war augenscheinlich sehr fruchtbar, diese Ebene die zweitbeste auf der Insel; die Oelbäume zeigten dunkelgrüneres Laub als in Italien. Doch was will der Landbau viel sagen, wo es nicht einmal Wege und Wagen gibt, und man den Weizen, die Haupternte, ebenso gut auf Pferderücken besorgen muß, wie Hafer und Gerste, Oliven und Trauben. Immerhin war der höchst liederliche Anbau des Bodens noch viel besser, als im Innern von Sizilien oder Spanien; denn hier gab es, wo die Wohnungen gar zu weit entlegen, schon Feldhütten für die Zeit der Saat und Ernte. Wir kamen an mehreren vorbei. Es sind niedrige schmale Steinhäuser, hier und da hatten sie bereits ein höheres Dach, einen kleinen Anbau, eine feste offene Dreschtenne bekommen. Weil Seeraub nicht mehr zu fürchten, können sich die Leute jetzt nach Belieben zwischen ihren Feldern aufhalten. Hoffentlich werden sie allmählich so klug werden, für immer von ihrer nackten Berghalde herunterzukommen und sich anzusiedeln auf ihrem besten Besitzthum.

Es war Mitte Juni, und die Schnitter fleißig in allen Feldern.. Sie führten kleine Sicheln, mit denen sie die Halme mehr abrupften als am Fuß abschnitten. Wie sollten sie auch viel Stroh nach

Hause bringen! In der ganzen Ortschaft gäbe es nicht eine einzige Scheune dafür.

„Wohin geht es, Jorris? Was macht der Handel, Basili?" So wurden unsere Begleiter aus vielen Feldern angerufen. Und jedesmal gab es erst eine kleine Standrede. Die Leute sind so redelustig wie junge Spatzen. Aber die Frauen sahen sehr dürftig aus, keine Spur von Nationaltracht zu entdecken.

Das Paläokastron lag schon über den Kornfeldern in den gelblich bleichen Bergen, auf deren steinigen Oeden jeder Wolkenschatten sich abzeichnete. In der Nähe nahm sich die Felsenburg weniger malerisch aus, als von weitem. Oben gab es nichts mehr als eine kleine Thurmruine, Stücke der verfallenen Ringmauer, und ein paar armselige Kirchlein, deren Gemäuer man nothdürftig zusammengeklebt hatte. Wo einmal ein Heiligthum gestanden, würden sich die Umwohnenden ein Gewissen daraus machen, wenn sie es ganz eingehen ließen. Sie fühlen sich an die Stelle für allezeit religiös gebunden. Deßhalb stößt der Reisende, in Gegenden, die bereits menschenleer geworden, noch öfter auf ein Kirchlein, wenn es auch nur aus Lehm und rohen Steinen besteht.

Wir hielten uns bei der alten Felsenburg nicht

lange auf, und durchmaßen die Thalbreite, um auf die Berge der andern Seite zu kommen. Skinudi blieb uns rechts oben auf seiner Berghalde. Es muß da droben in den niedrigen Steinhütten viel Elend oder sehr viel Genügsamkeit wohnen. Jenseits der Ortschaft erheben sich auf einem rundlichen Absatz drei kleine Kirchen, der einzige Schmuck dieser weiten Gebirgsöden, die gar zu trübselig wären, wenn die Natur sie nicht hie und da behinge mit reizenden grünen und rothen Bändern. Die Gewässer, welche in der Regenzeit von den Bergen stürzen, haben Rinnen ausgehöhlt, die um so breiter und tiefer werden, je mehr sie der Ebene und ihrem fetteren Erdreich sich nähern. Diese lang sich hinziehenden Hohlrinnen sind entweder ganz mit niedrigen Föhren und Harzgeruch erfüllt, oder mit hellroth blühendem Oleandergebüsch austapezirt, unten in den Thälchen verbreitet es sich zu einem lachenden Blüthengewoge. Am Fuße der Berge wiegt hin und wieder über den Oelbäumen eine schlanke Pinie ihr Haupt. Der Anbau fängt an die Höhen hinan zu steigen. Wie viel breite Berglehnen könnte er noch in Anspruch nehmen! Von der ganzen Insel ist gewiß ein Fünftel leicht anbaufähig, in Händen eines kräftigeren und fleißigeren Volkes würde sich ein ganzes Drittel in blühende Gärten und Felder verwandeln. Die jetzige

Bevölkerung von etwa zehntausend Köpfen ist schon mit einem Zehntel zufrieden. Uebrigens sind sie alle, mit Ausnahme der wenigen türkischen Beamten, Griechen, und geben dem Reisenden, wie alle dieses Stammes, beständig zu rathen auf. Wie ist es möglich, daß ein so schönes, intelligentes und gar nicht kraftloses Volk so wenig vorwärts kommt?

Als es nun in die Höhe ging, nahm uns ein grünes Waldthal von Pinien und Föhren auf. Zahllose Vögel flogen und verfolgten sich von einem Baume zum andern, und überall ertönte Zwitschern und Drosselschlag. Das gefiederte Völkchen hatte hier Stille und Einsamkeit, Baumgrün und etwas Wasser. Wir hielten bei einem Brünnchen, das uns als herrliche Labung schon lange gepriesen war. Der Trunk war rein, aber lau und fade, als wäre das Wasser gekocht gewesen. Ueber den rothlehmigen Erdboden, der öfter reiner Ocker zu sein schien, zieht sich eine dürftige Walddecke, und bekleidet mit Grün, jedoch ohne alles Unterholz, die Thäler und Senkungen, die zum Meere niedergehen. Nur in dieser Westecke hat die Insel noch ein wenig frischen Wald, alles andere ist nackt wie Dächer der Häuser. Auch Fruchtbäume stehen nur in den Thälern und an ihrem Rande.

Ueberhaupt bildet dieses Weststück einen eigen-

thümlichen und abgesonderten Theil der Insel. Der Hauptwerth von Imbros liegt in der Thalebene „des großen Flusses," so genannt weil die anderen Flüßchen noch viel kleiner sind. Diese breite Mulde macht mit den kahlen Rundhöhen, von denen sie ringsum besetzt ist, und mit dem Anhang einer sandigen Landzunge im Süden fast die eine Hälfte der Insel aus, nährt jedoch nur fünf Ortschaften. Das beste Dorf heißt, wie auf Thasos, Panagia. Die ganze Mitte, welche beinahe wieder eine Hälfte der Insel einnimmt, ist erfüllt von steinigen Berg- und Höhenzügen, deren Gipfel von tausend bis beinahe zweitausend Fuß ansteigen. In diesem zweiten Theile der Insel gibt es nur eine einzige Ortschaft, Skinudi, und eine größere Fruchtebene am Pyrgos und die ganz kleine von Marmara. Jenseits der Pyrgos-Ebene erhebt sich, kaum ein Zehntel von Imbros bildend, ein dichtes Gedränge von acht oder neun runden Bergen, die am Meere schroff aufragen, und deren Thäler und niedrigere Verbindungsglieder noch mit Wald bedeckt sind. Hier ist nicht eine einzige Ortschaft mehr zu finden, in langen Sommern höchstens eine Ansammlung von Zweighütten.

Auch selbst auf diesem menschenleeren Gebirgsstock wird der Wald in wenigen Jahren ziemlich

verschwunden sein. Die höchsten Bäume hatte man erbarmungslos niedergehauen, bloß um sich der Zweige zu bemächtigen. Der Stamm blieb liegen zum Verfaulen. Zahllose andere Föhren, ruchlos von Hirtenfeuern angebrannt, ließen traurig die vertrocknenden Nadeln hängen und starben ab. Ueberall, selbst in amerikanischen Urwäldern, habe ich die Bemerkung gemacht, daß, je roher und tückischer ein Mensch ist, um so größer sein Haß auf die grünen Waldriesen. Schon fällt die Sonnengluth überall zwischen die Bäume des Waldrestes, brennt den Boden aus und verwandelt ihn in Staub. Der nächste Stromregen reißt wieder einen Theil des Erdreichs fort, und noch mehr Baumwurzeln werden entblößt und vermögen keine Nahrung mehr einzusaugen.

Was ist das doch ein Elend heutzutage mit der Waldverwüstung! Es ist ja gerade, als hätte ein waldfeindlicher böser Geist die Menschheit ergriffen. Am Garda-See, im Innern von Frankreich und Spanien, auf den kanarischen Inseln, in den polnischen Karpathen, auf Thasos und Samothrake — überall sah ich die Waldverwüster in voller Thätigkeit. Alles soll nackt und kahl werden, und die Vögel des Himmels finden bald keine Laubhülle mehr, um darin ihre Nester zu bergen.

Junger Wald wird, glaub' ich, nur noch in Deutschland und Schottland gepflanzt und gehegt. Es besteht eben eine verschiedene Art der Gesittung. Der Germane liebt kühlschattigen Wald und frischen Blätterduft: der Romane und Orientale will überall helle Fernsicht, und die steinige Wüstenei schreitet vom Rande des Mittelmeers auf allen Punkten ins Innere der schattenlosen Länder vor. Doch auch das habe ich überall bemerkt: ein edler und feiner Sinn kann nicht leben ohne lustiges Baumgrün. Sind die Wälder fort, so muß man zu Parks und Obstgärten seine Zuflucht nehmen.

Unter solchen Gesprächen ließen wir den Wald unter uns, arbeiteten uns empor zwischen Gebüsch von Eichen und Stechpalmen, und alsbald sahen wir nichts mehr als steinübersäete Höhen. Die Pferde konnten zwischen den Blöcken und dem Geklüfte nicht mehr fort, wir mußten absteigen und mühsam emporklimmen, bis wir an eine niedrige Klippenreihe kamen. Kaum aber hoben wir den Kopf darüber, da — o allmächtiger Himmel! — in welche Lichtfülle von Glanz und Schönheit und Erhabenheit blickten wir hinein! Gerade gegenüber stieg mit heller Felsenbrust aus den Fluthen der heilige Götterberg von Samothrake, dahinter zogen sich blauduftig die thrazischen Höhen, feierlich ragten

der Athos und die Gipfel von Thasos. Tief unten lag wie von Sonnengluth gebräunt Lemnos, entfaltet bis ins kleinste Thälchen, links daneben das Inselchen Neä. All dazwischen aber die weite, weite spiegelnde Meeresbläue.

Wahrlich, es ist etwas Köstliches um diese griechischen Landschaften. Das Meer liegt ausgespannt wie eine unendliche lichte Fluth, und die Küsten und Inseln ragen und winken so menschennahe, hier hochgewaltig, dort lieblich und lachend. Es herrscht hier nicht die wilde, alles überwältigende Erhabenheit des Ozeans, nirgends aber auf Erden herrscht das Meer strahlender in Bläue, nirgends der Himmel so ähnlich einem unermeßlichen Aetherkrystall. Man könnte fragen: was ist hier mehr lichtgetränkt, See oder Luft?

Die Schiffer nennen diesen nördlichen Theil des Archipels das „weiße Meer," weil über seiner Bläue ein weißlicher Schimmer liegt wie ein leichter Silberglanz.

Auf unserer Klippe oben war alles still. Nur ein paar Bienen flogen summend zu den wilden Kräutern. Es wohnte hier die Einsamkeit. Vom Morgen bis zum Abend sahen wir auf diesem Westende der Insel, außer unsern beiden Begleitern, keine Seele. Tief von unten her rauschte empor

der leise Schall der Brandung: man sah, wie sie zwischen den Uferfelsen weiß sich kräuselte. Zur Linken hatten wir eine bedeutende Anhöhe, an welcher sich graue Linien wie von alten Mauerresten hinzogen. Zur Rechten erhoben sich zwei felsige Berge mit spärlichem Grün bewachsen. Der untere wurde Strobulos genannt, und vor diesem lag im Meere die bleiche verwitterte Felspyramide der Geisterburg, welche wir gestern Abends umschifft hatten.

Da die Sonne, als sich der Mittag näherte, uns mit stärkeren Strahlen heimzusuchen anfing, stiegen wir wieder hinunter, bis unter halb verwilderten Oelbäumen, die in einer kleinen Mulde standen, sich Schatten bot. Unser Wein war unter den Steinen, die ich vorher darüber gelegt hatte, ziemlich kühl geblieben, und als wir gespeist hatten, wurde meiner Frau aus den Satteldecken ein Ruhelager bereitet. Hellbraune langzottige Ziegen kletterten umher: der Hirt, wenn er in der Nachbarschaft war, beobachtete uns wahrscheinlich von weitem aus einem Versteck.

Ich stieg unterdessen hinauf, wo sich die Mauerlinien zeigten; es waren aber nur Felsbänke, die reihenweise übereinander zu Tage traten. Oben erschien der Boden abgeplattet und ganz bedeckt mit kleinen Bruchsteinen, als hätte vor Alters hier eine

Stadt gestanden. In dem Felsen auf der höchsten Spitze war eine Rundbank ausgehauen, auf welcher man die jenseitigen Berge vor sich hatte. Die Aussicht hier oben zeigte sich sofort noch bedeutender, als wir sie vorher gehabt; denn sie umfaßte hier auch Tenedos und die Höhen von Lesbos und Kleinasien, die sich in ferne Dämmerung verloren.

Mehr und mehr verhing nun Mittagsdunst die Fernsicht, und ich bemerkte noch, wie die Straße nach den Dardanellen von Segeln hundertmal belebter war, als die Meeresweiten rechts und links. An der Mündung der Dardanellen sammeln sich die Schiffe, dann verbreiteten sie sich zwischen Tenedos, Lemnos und Imbros. Die Beziehung zu jener wichtigen Meeresstraße bestimmte die Geschichte dieser drei Inseln. Thasos und Samothrake führten stets ein eigenthümliches Leben. Vor den Perserkriegen beherbergten sie ein kühnes seefahrendes Volk, das sich der Ortschaften auf der thrazischen Gegenküste bemächtigte. Später blieb auf Thasos eine mächtige Hauptstadt voll großen treibenden Lebens bestehen, Samothrake aber wurde ein so heiliger Ort, daß sich dort ein Marmortempel neben dem andern erhob, obwohl man jeden Stein dazu übers Meer holen mußte. Ganz anders verhielt es sich mit Lemnos Imbros und Tenedos. Sie gehören zur Meeres-

strömung, die von den Dardanellen her an ihre Küsten wogt. Wer dorthin und zum Bosphorus will, oder wer vom Chersones aus das griechische Meer beherrschen möchte, sucht auf diesen drei Inseln festen Fuß zu fassen.

Als ich von dem Gipfel, auf welchem die Felsbank ausgehauen ist, zurückkam, lag meine Gefährtin in tiefem Schlummer, und weiter abwärts entdeckte ich die Führer bei den Pferden, und auch sie waren vom Schlafe gefesselt. Da stieg ich zu dem höchsten Berg empor, der sich noch weit über den Strobulos erhob. Weil in der Höhe alles kahl war, mußten die Schläfer mich bald entdecken, wenn sie erwachten. Die Bergseiten waren mit kleinem und dornigem Gestrüpp besetzt, das mir zu schaffen machte. Zu Zeiten kamen Marmorriffe, wo kein Grashalm mehr gedieh. Nahe unter dem Scheitel lagen die letzten Reste des letzten Waldstückes hingestreckt, leichenbleich, alte Bäume, die Sturm oder innere Morschheit oder das Feuer muthwilliger Hirten umgestürzt hatte. Endlich erreichte ich den Gipfel, und soviel prachtvolle Aussichten ich schon genossen, hier war erst das Herrlichste, — eine volle Rundsicht in unabsehliche Fernen, voll glanzvoller Meerestiefen, und mitten darin die wunderbarsten Berg- und Inselgestalten, anmuthig eine jede oder majestätisch. Kein

Meerbeherrscher könnte sich einen prächtigeren Thron auf blankem Felsberg denken.

Diese Aussicht ist wohl die schönste im griechischen Archipel, in ihrer Art eine der schönsten auf Erden. Unter den Südsee-Inseln bin ich zwar noch nicht gewesen, aber ich kann mir auch dort keinen Punkt denken, wo so viele ragende Gipfel und so liebliche Inselhöhen ins Meer gestellt sind, und zwar ein jedes gerade in der rechten Sehweite und alles in einer köstlichen Harmonie der Linien. Um nur eines hervorzuheben: der Krivan in den Karpathen stürzt von seiner Spitze ganz steil 4000 Fuß herunter, — in Europa kommt das nicht wieder vor, vielleicht in den Cordilleren, — gewiß aber gibt es keinen zweiten Inselberg, dessen graues Gestein fast senkrecht an 6000 Fuß hoch aus der See aufsteige, wie der von Samothrake.

Es war Spätnachmittag geworden, alle Schatten und Linien waren so voll Ruhe, alle Töne so fest und vollfarbig. Aus der einsamen Höhe blickte ich wieder und wieder über die seltsame bleiche Insel hin. Im Eirund schienen drüben, gleichwie Wächter, um die große Mulde schöngeformte Bergkuppen aufgestellt. Zu Füßen ergoß sich Waldgrün und die goldene Kornebene, jenseits ragten wieder drei felsige Kuppen. Alles das diente auf das Glücklichste dazu,

die ungeheure Erhabenheit der Meeresansicht zu unterbrechen und zu sänftigen. Die Luft war still und wonnig wie der Friede selbst, in der ganzen Natur keine Regung, als tief unten die lautlos wandelnden Schatten der Berge und in der Ferne hier und da ein noch helleres Aufblinken des Meeres.

Die Aussicht von jenem einsamen Imbrosgipfel wurde mir, das weiß ich, im rastlos ziehenden Strome des inneren Lebens eine schöne Lichtwelle mehr, die niemals wieder erlischt. Goethe sagte einmal: wer Italien gesehen, kann nie wieder ganz unglücklich werden. Und was ist alle Schönheit Italiens gegen griechische Landschaft, in welcher das Liebliche und Sanfte, ja die lächelnde Anmuth selbst sich stets verknüpft mit Hoheit und Majestät ohne gleichen!



XVII.

Lemnos und Tenedos.

Die Menschen können nicht leben, so scheint es, ohne eine Last historischer Märchen auf dem Nacken zu haben. Auch das Hellenenvolk ließ sich noch beschatten und umdunkeln von wahren Wäldern des Aberglaubens, die heutzutage so gelichtet sind, daß wir uns kaum mehr vorstellen, wie dick und dumpf sie waren. Kann es etwas Lächerlicheres geben, als folgende Geschichte von Lemnos?

Die Weiber auf dieser Insel waren einstmals gar schön und trotzig und verachteten die goldene Aphrodite, als hätten sie alle Reize von sich selbst. Die Göttin der Schönheit nahm das sehr übel und rächte sich. Die Männer fingen an zu merken, daß ihre Frauen etwas umwittere, was nicht aus Blüthen-

gärten stamme. Sie konnten es zuletzt nicht mehr aushalten, und ein Segel nach dem andern entwischte nach der thrazischen Küste, wo die Lüfte reiner und die Töchter des Landes von sanfterer Gemüthsart. Da ergrimmten die Lemnierinnen, und um das Uebel noch tausendfach ärger zu machen, schämte sich die hohe Aphrodite nicht, in Gestalt einer tiefäugigen alten Hexe umher zu schleichen und den armen Weibern Gift und Galle ins Herz zu gießen. In finstern Nächten verschworen sie sich, eine jede nahm einen Mann aufs Korn und bohrte ihm das Messer ins Herz. Nun errichteten sie einen Amazonenstaat, lebten in Stolz und Herrlichkeit, und kein Schiff wagte mehr zu nahen der männermordenden Insel. Allein allmählich wurde den Unholdinnen das Leben doch etwas langweilig, und sie erkannten wie großen Schaden sie sich selber zugefügt. Als nun die Argonauten auf ihrer Fahrt zum goldenen Vließe nach Lemnos verschlagen wurden, zogen ihnen die Frauen entgegen mit Blumenkränzen und köstlichem Wein und Speisen. Das gefiel den Seehelden, sie machten Lemnos zu einem Hauptstützpunkt ihrer Unternehmung, und veranstalteten öffentlich festliche Wettkämpfe. Im nächsten Jahre schaukelten wieder Wiegen unter allen Bäumen. Damit aber Aphrodite kein neues Unheil an-

richte, wurde ihr zu Ehren ein jährliches Buß- und Thränenfest gestiftet, welches acht Tage lang dauerte. Während dieser acht Tage durfte auf ganz Lemnos kein Feuer brennen, nicht ein einziges warmes Süppchen wurde gekocht, Kaffee gab es ohnehin noch nicht. Um so fleißiger wurden in der Buß- und Fastenwoche die bösen Geister aus allen Feldern und Wohnungen ausgeräuchert. Unterdessen fuhr ein geweihtes Schiff nach Delos, Apollos Heiligthum, über welchem der Sonnenwagen des Himmels Scheitelhöhe erstieg. Von dort holten die Männer heiliges Feuer, kehrten nach Lemnos zurück und kreuzten vor seinem Gestade, bis der achte Tag zu Ende. Dann landeten sie, und am Ufer warteten Festgesandte aus allen Ortschaften, um das heilige Feuer zu holen und es zu weihen unter Anrufung der geheimen Götter der Tiefe. All dieser Brauch dauerte noch in der Römerzeit, und die Leute glaubten fest daran, obgleich doch die ganze Sage offenbar nur die Untreue verhüllen sollte, welche die bäuerlichen Pelasger und Pelasgerinnen begingen, als schöngeschmückte Hellenen in ihre Nähe kamen.

Die Argonautensöhne, welche sich Minyer nannten, wurden später von neuen Pelasgern vertrieben, die ihrerseits aus Attika hatten weichen müssen. Diese konnten die lieblichen Frauen der Heimath

nicht vergessen, und da Seeräuberei noch lange ihr liebstes Geschäft blieb, so fuhren sie hin, landeten in Attika und schleppten alle Schönen, die nicht flüchteten, in die Schiffe. Da aber die Kinder dieser attischen Frauen sich vornehmer dünkten und das ungemischte Blut verachteten, sannen die Pelasgerinnen auf Rache. Zwiespalt und Geschrei wurden immer lauter, und zuletzt faßte man kurzen Beschluß und schlug die attischen Mütter todt sammt ihren Kindern. Noch zu Perikles' Zeit nannte man die Bewohner dieser Insel Pelasger.

Wir waren in der Nacht vom Pyrgos abgesegelt und am Morgen im Angesichte von Lemnos. Nun war von den Frauen der Insel wohl nichts mehr zu befürchten, aber das Gestade erschien keineswegs anlockend. Rundliche Berge, niedrige Felsküste und sandige Ebenen, alles gelb und braun, und so nackt und kahl, als könnte sich keine Haidschnucke dort ernähren. Man begreift nicht, wie auf Lemnos die Schafheerden fortkommen, welche Wolle und Käse liefern, die der Insel Hauptwaare bilden, seit die lemnische Siegelerde in den Apotheken nicht mehr geführt wird. Nur die Türken schreiben dieser Erde noch eine Heilkraft wider thierische Gifte zu. Die ganze Insel sieht aus, wie von Sonne und Vulkanen verbrannt, und ich begreife, warum sie dem

Hephaistos geweiht war. Nach der Sage schleuderte ihn der Göttervater aus dem Himmel, erzürnt daß er sich die fettesten Bissen vom Opferfleisch aneignete. Der Unselige fiel auf Lemnos herab und mußte sein Lebenlang von dem Sturze hinken. Auch im Innern der Insel sieht man nicht das geringste Waldgrün, wohl aber Schlackenberge und todte Vulkane, von denen sich keiner viel über tausend Fuß erhebt.

Während die übrigen thrazischen Inseln türkenfrei sind, gibt es in Lemnos ein paar kleine Moscheen. Jedoch machen die Türken von den zwölf- bis fünfzehntausend Einwohnern kaum ein Zehntel aus, und dieß ist das Verhältniß, in welchem sie auch auf Tenedos, Mytilene, und andern Inseln noch übrig sind. Die Neugriechen von Lemnos aber sind entweder Ackerbauer, oder tummeln sich auf dem Meer als Händler und Schiffer, und ihre Frauen werden gerühmt ob ihrer Schönheit und ihres Fleißes am Webstuhl.

Wir fuhren eine Zeit lang an der Küste hin. Der unerträglich nackte Anblick blieb sich gleich. Lange Klippenreihen erschienen, aber nirgends ein Gestade, das man näher sehen möchte. Ich ließ endlich das Schiff nach Tenedos hinwenden, das wie ein weißer Berg mit niedriger runder Kuppe

über den Fluthen stand. Bald nach Mittag liefen wir in dessen Hafen ein, und wurden fröhlich erregt: es umgab uns das schönste malerische Hafenbild, das wir auf unserer Reise noch gesehen. Zur Rechten erhob sich ein Fort auf weißen Bastionen, halb im venetianischen, halb im türkischen Styl. Zur Linken auf einem Vorsprung standen schattige Bäume, und zwischen ihrem Grün wimmelte es von buntfarbigen Turbanträgern. In der Mitte öffnete sich ein weiter leerer Platz, umzogen von einem schwärzlichen Häuserkreis. Im Hafen aber ankerte eine Menge rother und blauer Wimpel, und unter den Mauern des Forts lagen eine Brigg und ein Dreimaster, während wir seit Cavalla nichts gesehen hatten, als Segelbarken und Kutter. Hinter den Gebäuden endlich erhoben sich in weichen Linien weißliche Anhöhen. Dieser helle Hintergrund, Segel und Schiffe im Hafen, das buntbewegte Leben das ihn umgab, leuchtende Meers- und Himmelsbläue — dieß zusammen gab eine Seelandschaft, wie man sie so schön und eigenthümlich nur bei diesen kleinen Inseln sieht.

Bei dem Anlanden verblaßten plötzlich all diese Reize. Denn ich hörte von den Umstehenden, das Dampfschiff nach Mytilene komme erst am Freitag Abends, und da fiel mir schwer auf die Seele, daß

es noch Dienstag, und wie diese Ortschaft in ihrer Blöße so braun und bleich unter der heißen Sonne liege. Das bißchen Baumgrün wollte doch so wenig sagen, als alle Neuigkeit, die sich etwa unter den Feß und Turbans herausholen ließ. Vier Tage in diesem nackten Gluthnest wären rein verloren gewesen. Am andern Ende des Platzes flatterte die französische, amerikanische und norwegisch-schwedische Flagge auf einem einzigen Hause: es war vorzugsweise das konsularische. Ich nahm Mustapha und Mehmed mit dorthin, stellte ihnen ein Zeugniß aus, daß ich bisher mit ihnen zufrieden gewesen, und ließ einen neuen Vertrag aufsetzen, daß sie mich mit ihrem Kutter noch bis nach Smyrna bringen sollten, unterwegs aber wo es mir gefiele landen und längstens vier Tage auf mich warten müßten. Der Konsul oder vielmehr, denn er selbst lag krank, sein geschickter und behender Sohn, dem Italienisch und Englisch vom Munde floß, hätte gar zu gern auch die deutsche Flagge vertreten. Sie sei jetzt, so meinte er, die erste auf der Welt, und er wolle nach Smyrna gehen und in einem halben Jahr Deutsch lernen, daß er es lesen und schreiben könne.

Weil die Verhandlungen mit den langweiligen Türken ihr zu lange dauerten, besuchte meine Frau unterdessen die Griechenstadt. Bei vierhundert Tür-

ken wohnen auf der Insel etwa an viertausend Griechen, und allem Anschein nach standen sie nicht zum Besten mit einander. Vor zwanzig Jahren gab es auf Tenedos noch mehr als tausend Türken. Selbst auf diesem wichtigen Punkte, wo ihre roth-beborteten Artilleristen auf dem Fort Meerwache halten, ließen sie sich verdrängen. Seit Sebastopols Brande, wo auch den ärmsten Türken eine Ahnung durchflog, als stehe der Nachfolger des Propheten unter Schutz und Vormundschaft der Fremden, geht es mit ihnen reißend abwärts. Ganz dasselbe, was ich in Cavalla an der thrazischen Küste hörte, war auch hier in Tenedos an der kleinasiatischen Küste der Fall: alttürkischer Grundbesitz geht mehr und mehr und ziemlich rasch in die Hände der Griechen Armenier und Juden über. Kommen erst, was gar nicht ausbleiben kann, Engländer und Franzosen, Deutsche und Italiener, und kaufen in Menge sich an, so werden die Türken verschwinden wie Schnee vor der Sonne. Das wäre denn auch eine Lösung der orientalischen Frage.

Soll aber, daß man die Türkei erhalten müsse, immerdar europäisches Dogma bleiben? Der Ueberfluß russischer Kraft hat sich ja längst nach Asiens Mitte und Osten hin gewendet, und hat dort für lange Zeit genug zu thun. Der unaufhaltsame

Fortschritt aber der Kultur verlangt, daß auch die herrlichen Länder des griechischen Meeres wieder aufblühen.

Die Griechen auf Tenedos unterhielten schon seit fünfzig Jahren eine Schule aus eigenen Mitteln und sprachen mit leuchtenden Blicken davon. Seit die besten Weingärten der Insel nicht mehr Türken gehören, steigerte sich die Weinausfuhr. Diese Weingärten liegen oben auf der Insel zwischen Hügeln in kleinen Ebenen. Ihr Gewächs ist vorzüglich, obgleich die Arbeit der Keltern auch hier noch von den Füßen der Winzer verrichtet wird. Die Griechen lernen sparen, und etwas arbeiten sie auch: was thun derweil die Türken? Ohne zu lernen, zu arbeiten, zu sparen wirthschaften sie darauf los, solang es eben noch gehen will. Unglaublich rasch verbrauchen sie den Rest ihrer Machtmittel, und, wie es im griechischen Sprichworte heißt, brennen ihr Haus ab, damit die Flöhe sie nicht beißen.

Als ich meine Gefährtin wieder traf, hatte sie alle Hände voll Blumen. Sie waren duft- und prachtvoll, und versöhnten mit der Griechenstadt, wo es lange enge Gassen mit viel Schmutz und Höflichkeit gab. In einem Hause sahen wir Kupfergeschirr, das ebenso alterthümlich als groß und prächtig war. Es erinnerte an die Tafeln auf Paul

Veronese's Bildern. Es war eine stattliche würdige Greisin, die uns das Geschirr zeigte, wie man sie nicht selten unter den Neugriechen antrifft, und ich habe immer gehört, daß es für Familien und Völker ein gutes Zeichen, wenn die Frauen noch im Alter Würde und Energie mit einem flüchtigen Schimmer von Schönheit bewahren. Ueberhaupt glauben wir auf Tenedos den Volksschlag so schön, wie bei den Samothrakern zu finden.

Auch die Türken waren hier wohlgewachsene Leute, und der längste und stärkste unter ihnen ihr Oberhaupt, das sie Pascha nannten. Der Konsul rieth meiner Weiterreise wegen ihm einen Besuch zu machen. Er empfing mich auf das liebenswürdigste, und drehte mir gleich eine Papiercigarre so geschickt wie ein Spanier. Sein Kaffee war der beste, den ich bis dahin im Orient getrunken. Mein konsularischer Begleiter fing von einem Fernglas zu sprechen an, das mir Tags zuvor auf Imbros abhanden gekommen, obwohl ich bestimmt wußte daß ich es wie gewöhnlich wohlbefestigt getragen hatte. Höchst wahrscheinlich war einer der Führer, der mich plötzlich anstieß und sagte, das Etuis hänge mir geöffnet und leer am Riemen, und dann gleich weglief um das Verlorne zu suchen, selbst der Dieb gewesen. Der Verlust war verdrießlich; denn in

Tenedos war nicht der geringste Ersatz aufzutreiben, und außerdem war es ein guter Marinestecher gewesen, der mich im Theater öfter bemerken ließ, wo die feinen Linien rother und weißer Schminke sich hin- und herzogen. Der Pascha erkundigte sich nach allem Einzelnen des Vorfalls, und sagte dann: er kenne den Burschen wohl und hoffe den Operngucker mir wieder nach München zu schicken. Dabei fragte er auch, was ich auf Imbros an Pferdemiethe gezahlt? Das Zehnfache des herkömmlichen Preises war gefordert und endlich das Dreifache gegeben. Da hieß es: das Zuviel müsse wieder heraus. Als ich nun darauf verzichtete, um keine Ungelegenheiten zu machen, wurde ich von einem Andern bedeutet: der Herr besorge das schon für eigene Rechnung.

Endlich zu Abend waren alle Schiffspapiere wieder in Ordnung, Mustapha und Mehmed aber ärgerlich, daß man sie hatte Hafengeld zahlen lassen. Nun wehte auch noch Gegenwind, und wir konnten wieder nicht aus dem Hafen heraus. Eine Schaar junger Türkinnen kam mit Wäsche ans Ufer und lachte uns aus. Wahrscheinlich kam es vom öftern Besuch des Hafenorts, daß sie ihre Gesichtshüllen nicht so wie gewöhnlich befestigten. Um uns den hübschen lachenden Gesichtern zu entziehen, blieb

nichts übrig, als ein Boot voranrudern und das Schiff nachziehen zu lassen.

Als wir endlich aus dem Hafen ins Freie kamen, hatten wir guten Nordwind, und ich ließ nun näher abhalten zur asiatischen Küste hin. Denn da lag offen im Abendgold die historischste aller Landschaften. Im Rückblick auf Tenedos erschien seine breitrunde Höhe ganz geeignet, um den Trojanern die griechischen Schiffe zu verbergen. Von seinen Hügeln aber konnten die Helden wohl die Fackelzeichen sehen von Sinon, dem trefflichen Lügner. Denn man überblickt von dort das langgestreckte Gefilde, wie es sich vom Ida herniederdacht. Denselben Platz, welchen an diesen Küsten und Gewässern jetzt Smyrna einnimmt, behauptete einst die üppige Handelsstadt Troja, bis sich die kleinen griechischen Seekönige verbündeten und sie zehn Jahre lang mit Raub und Anfällen heimsuchten. Endlich kamen sie auf ihren hölzernen Pferden, den flinken Schiffen, unversehens herbei, als die Trojaner gerade ein großes Opferfest gefeiert hatten und müde von Tänzen und Gelagen ihre Thore nicht achteten.

Irgend ein solches Ereigniß, eine große Entscheidung, die nachwirkend für Handel und Besitz in diesen Gewässern von größter Wichtigkeit wurde, hat sich auf den trojanischen Gefilden zugetragen!

Wer sich viel mit alten Urkunden und Zeugnissen, aus denen sich die Mosaik historischer Thatsachen zusammen fügt, beschäftigt, dem ist es ganz unmöglich, im Homer nicht den geschichtlichen Kern zu bemerken, ich möchte sagen, durchzufühlen. Es lebte ja auch bei den Hellenen bis auf Pisistratus und Alexander die frische Ueberlieferung fort, was am Simois und Skamander geschehen sei. Und deßhalb sollte man keineswegs so vornehm gelehrt über „die Schliemanniade" absprechen, wie ich es schon in Konstantinopel hörte. Es hat sich doch öfter gefunden, daß ein gescheidter Mann, der sich in Staats- und anderen Geschäften umgethan, wenn er überhaupt nur Zeit hatte, sich gründlich zu unterrichten, einen offneren Blick für die Wirklichkeit historischer Dinge hatte und seine Schlüsse unbefangener und mehr geradeaus zog, als mancher verstudirte Professor, der aus den Abgründen massenhaft überlieferter Gelehrsamkeit niemals recht herauskommt.

Nun will ich auch ein ander Ding nicht verschweigen, welches das Andenken an das Tenedos-Inselchen angenehm machte. Während unserer Streifzüge in und um Samothrake und Imbros hatte sich in der Proviantkiste eine gewisse Einförmigkeit angesiedelt. Eine junge Dame, die eben ein berühmtes

Fräulein-Institut glücklich hinter sich hatte, wurde gefragt, woran sie am meisten im Institut gedacht habe. „Ans Essen," war die Antwort. „Ei, warum denn das?" „Wir hatten immer Hunger." Solche Gedanken könnten Einen auch auf der allerschönsten griechischen Insel beschleichen. In jenem vornehmen Institut war es zweifellos nur die ängstliche Sorge für die Schlankheit der anvertrauten Töchter, was diese an den Fingern nagen ließ: bei den Neugriechen haben Armuth und Geiz die ewige Hungerleiderei im Gefolge. Ein paar Zwiebel mit einem Stückchen Brod — das genügt für den ganzen Tag, und wer das nur immer hätte! Eine Vorstellung von dem, was wir andern einen wohlbestellten Tisch nennen, hat kaum einer von tausend. Wohl aber unterhalten sich die Orientalen gern über das schamlose Vorwalten der niedrigeren Menschennatur bei dem Franken, der immer vollauf Wein und Speise begehrt. In Tenedos, wo viele Europäer landen, hat man sich an ihren Geschmack gewöhnt und die Kaufläden gut versehen. Der junge Konsularische besorgte uns einen Kaffee so gut wie ihn der Pascha hatte, wahrhaft köstlichen Wein, und noch mancherlei Saftiges. Aus dieser Quelle ergoß abendlich Behagen sich über das ganze Schiff. Hassan, unser schwarzer Koch, schlug Eier in die

Pfanne, und als der Kuchen fertig war, setzten sich die Türken alle fünf dazu um ein kleines Tischchen, das eine Handbreit über dem Boden stand, ließen sich ihr angefeuchtet Maisbrod mit Knoblauch zu den Eiern gut schmecken, und saßen noch bis in die tiefe Nacht beisammen, lachend und sich allerlei erzählend.

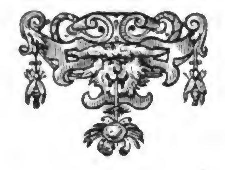
Wir glitten unterdessen unter halbem Segel zwischen den Küsten dahin. Sie lagen da klar und still, und als Mond und Sterne zu schimmern anfingen, übergoß Himmel und Erde eine unsägliche süße Lieblichkeit. Alles war so sanft und mild, so heiter anmuthend: hier muß ja zum Dichter werden, wer nicht voller Barbar ist. Als Mehmed, der stets am wenigsten sprach, uns im tiefen Schlafe wähnte, sang er am Steuer ein türkisches Volkslied. Am vorigen Abend, als wir im Zwielicht auf Imbros zwischen den Kornähren rasteten, hatte ich von einem Mädchen, das uns nicht sehen konnte, ein griechisches Volkslied gehört. Sänger und Sängerin sangen aus voller Brust. Das griechische Lied hatte ganz entschieden den Vorzug der Innerlichkeit und Melodie; aber es scholl hindurch etwas wehevoll Klagendes, dem indeß der Stolz der Seele nicht fehlte. Die türkischen Klänge waren rein sinnlich, und so fremdartig in den Kadenzen, wie das

Hohe Lied Salomonis. Die Griechin sang wie die Tochter eines gebildeten Volkes, der Türke wie ein ungestümer Steppensohn voll Kraft und Wildheit.

Der himmlische Zauber der Mondnacht ließ mich nicht einschlafen. Alles war erfüllt von tiefer stiller Schönheit, voll Ernst und Majestät. Zahllose Gestirne schimmerten oben, schimmerten aus den feuchten Tiefen, und der Mond schwebte über Thal und Höhen wie ein hehrer Lichtgedanke. O ich hätte beten können zur keuschen Diana mit dem Silbernacken: in der Stille der Luft meinte man das leise Ziehen ihres Götterwagens zu hören.

Das Wunderbarste sind die Sterne: sie scheinen auf diesen Gewässern und Küsten so lieblich nahe, so vertraulich funkelnd, als hätten sie aus ihren Höhen sich um viele Erdmesser tief gesenkt. Ich will versuchen, eine dunkle Vorstellung zu geben. Man denke sich einen ungeheuren Dom, in dessen heiligem Nachtdunkel an unsichtbaren Dräthen tausend blitzende Silberlampen hängen, in der freien Mitte, oben am Gewölbe, und ganz tief rings um Einen her. Dieser Dom ist das unermeßliche Himmelsgewölbe, diese unsichtbaren Dräthe sind die ewigen Weltgesetze, diese Lampen sind Sterne diamantenen Feuers von silbernem, goldenem, röthlichem Glanze, — Millionen sind es und Milliarden, und

sie spiegeln sich in den Fluthen, durch welche der Mond den breiten wogenden Silberstreifen zieht, und alles ist so feierlich still, als empfange das Weltall zur Stunde die selige Fülle göttlichen Friedens.



XVIII.

Nach Lesbos.

Als wir Tenedos verlassen hatten, wurde den ganzen Abend und die ganze Nacht durchgefahren. Denn ich mußte eilen, was ich konnte. Die Amtssorgen hatten mich wieder überfallen: ich glaube, ich hätte dem Pasche keinen Besuch machen sollen. Seit einem Jahrzehnt war ich trotz all meiner Reisen kein Jahr länger als sechs Wochen in Urlaub fort gewesen, und gerade auf Tenedos war es das Doppelte dieser Zeit geworden. Ach die kurzen Tage göttlichen Schlenderns zur See flogen unbarmherzig dahin. Nur noch Lesbos, Smyrna, Athen wollte ich sehen, und dann mit Dampf und Segeln auf nächstem Wege nach Hause.

Als die ersten Strahlen der Morgenröthe über Himmel und Meer flogen, erhuben sich aus dem dämmerigen Gewässer halbgrau die Felsen von Lesbos. Ich war eben aufs Verdeck gekommen und hatte mir kaum die Augen gerieben, da standen Meer und Gestade schon in heller Lichtfülle und ferne Inseln und Küsten in wunderbarer Nähe. Das Licht senkt sich am Morgen hier nicht leise nieder, nicht strömt es wie aus verborgenen Quellen hervor, sondern urplötzlich überfällt und überfluthet es alles und jegliches, jeden glänzenden Strandkiesel unten und hoch in den reinen Lüften jede Bergspitze.

Ein frischer Wind, der sich voll in die Segel packte, trieb uns rasch die Küste entlang, und sie lächelte uns an wie ein junges Mädchen, das sich eben gewaschen hat und mit dem frischen Gesichtchen in die Sonne blinzelt. Dieses Gestade aber lag nicht am Wege, den alle Reisenden kommen, nämlich am Sunde zwischen dem Festlande von Kleinasien und Lesbos der Insel. Was wäre da viel zu sehen? Grüne und graue Küstenbreiten, umgürtet von Bergzügen, wie man sie überall in diesen Gewässern erblickt, sobald das Schiff sich dem Lande nähert. Viel lockender erschienen mir die Wildnisse mit rauschenden Bergwäldern, die einsamen Hochgipfel an der verlassenen Westküste. Also keine

Schilderung der beiden alten Hauptstädte der Insel; nicht von Mytilene und Molivo, dem alten Methymne, nur von den Gebirgswüsten und den stillen Buchten der Westseite will ich erzählen, zu denen noch kein Tourist sein Schiff oder Maulthier lenkt, auch wenn er, wie ich, zwar nicht nach Alterthümern forschen, jedoch seine Geschichtsanschauung ein wenig klären und für Länder- und Völkerkunde hie und da ein fruchtbares Korn mitnehmen wollte.

Lesbos oder, wie die Insel jetzt heißt, Meteline bei den Griechen, Müdülly bei den Türken, ist von ganz eigenthümlicher Gestalt. Man denke sich drei Berge gleich weit von einander gestellt, die nordöstliche Spitze am nächsten nach Asien hin ist der Lepethymnos, die südlichste und höchste der Olymp, und der westlichste Berg erhebt sich in getheilten Massen oberhalb Eressos. Zwischen diese drei Punkte tritt vom Westen her das weite Eirund eines Meerbusens mit engem Einlaß, der Busen von Kalloni. Rings um diesen mächtigen blitzenden Wasserspiegel ziehen und wallen die Bergketten lang gestreckt, immer viele neben einander: bald hebt sich hier eine Kuppe, bald dort ein breiter Rücken höher. Um den Meerbusen breitet sich sumpfiges Tiefland, die Berge aber umfassen eine Menge von kleinen Hochebenen und tief eingefurchten Thälern. Im Südosten hat

Lesbos noch ein Anhängsel, in welchem sich die Bodengestaltung im Kleinen wiederholt, den Meerbusen von Jera mit seiner Höhenumgürtung.

Auf keine Insel hatte ich mich längst schon so gefreuet wie auf Lesbos, von Plinius die berühmteste Insel genannt. Alles was hoch und schön, was frisch und edel, schien Römern und Griechen hier beisammen. Wogendes Waldgebirg mit prachtvollen Steilhalden, goldene Fruchtauen und die köstlichste und gesündeste Luft, in welcher der frische Aushauch der Wälder und des Bach- und Quellengeriesels sich mischte mit kühlendem Seewind. Auf Lesbos gab es das feinste Weizenbrod, Austern und Fische, wie sie nirgends schmackhafter, und Trüffeln in Menge. Man glaubte, den Trüffelsamen erzeuge der Donner, wenn es im Herbste viel regne, und dann führten Ueberschwemmungen den Samen weiter. Ferner gab es hier Marmor, fast so schön wie der von Thasos, und einen Wein —„das ist nicht Wein mehr, das ist Nektar, was kümmert mich noch der köstliche Phönizier und was der edle Wein von Thasos!" sang der Dichter Archestrates. Die Feinschmecker zu Athen wollten im lesbischen Wein Seeluft wahrnehmen.

Und wie schön gebildet, wie voll Anmuth Frohsinn und Lebenslust, ja wie üppig und leidenschaft-

lich bewegt erschienen erst die Bewohner der glücklichen Insel. Kam es auf strömende Rede und Dichtung, auf Witz und Wissen und hohes Streben an, so war ja gleich nach Athen Lesbos zu nennen, dieser einzige äolische Musensitz im Gegensatze zu dem jonischen. So schön auch die attische Flur, den stolzen Schwung der Berge von Lesbos hatte sie doch nicht, nicht seine weitspiegelnden Meerbusen, nicht seine thaublinkenden Auen, und das duftige Dickicht endloser Blüthengärten. Man fabelte sogar: in den grünen Quellenschluchten auf Lesbos wachse eine Pflanze, deren geheimnißvolle Wurzel von sonderbarer Gestalt den Menschen so edel und lieblich mache, daß jeder sich blindlings zu ihm hingezogen fühle. Das habe die arme Sappho wohl erfahren; denn ihr Phaon, der schöne Jüngling, habe jene wunderbare Wurzel, das weiße Eryngion, gefunden, welches die Lateiner Hundertkopf nannten.

Doch von all den Herrlichkeiten ließ der erste Anblick von Lesbos verzweifelt wenig wahrnehmen. Wir segelten in die Bucht von Sigri hinein: das schöne Lesbos sah hier jammervoll bleich und öde aus. Nicht ein grüner Baum war zu sehen, nur die Türkenstadt, die an nackter Küste wie ein Haufen grauer und rother Steine liegt, ausgezeichnet nur durch eine weiße Moscheekuppel und durch ein dunkles

Burgviereck mit kleinen Zinnen und Thürmen. In der Mitte der Bucht ließ ich halten, um den im Alterthum so bedeutenden Platz näher zu untersuchen. Es ist ein prächtiges weites Becken, auf das Trefflichste gesichert gegen Sturm und Wellendrang aus offenem Meer, wie gemacht für großen Seeverkehr, der sich jeden Tag hier wieder ansiedeln könnte. Diesen herrlichen Hafen konnten die Türken nicht versanden lassen und verschlammen, wie so viele andere Seeplätze von denen sie Besitz ergriffen. Hier zog beständig eine Meeresströmung durch und kehrte den Grund rein. Denn die Bucht von Sigri ist gebildet durch zwei Kaps, von denen das südliche, das scharf ausgezackt am weitesten vortritt, das einst vielgenannte Vorgebirg Sigrion ist. Zwischen beiden Kaps streckt sich eine lange schmale felsige Insel gleichwie ein Hafendamm, und gewährt den Wogen am nördlichen Ende nur einen schmalen Einlaß. Am Südende ist die Oeffnung breiter, doch auch hier liegen in der Straße ein paar Inselblöcke als Wellenbrecher. Sie zu beleuchten trägt die Südspitze der Hafeninsel, gegenüber Kap Sigrion, einen Leuchtthurm. Der innere Rand der vorgelagerten Schmalinsel ist mit Felsblöcken und allerlei scharfem Geriffe besetzt, das aus dem Meere aufragt und nicht wenig hilft, den Eindruck des Nackten und

Trockenen, welchen all dieses Gestade macht, noch zu steigern. Sand oder Fels das ist alles, nirgends ein fröhlich Stückchen Grün. Die ganze Oertlichkeit erinnerte mich lebhaft an Mogador, den marokkanischen Südhafen.

An dieser Bucht lag einst Antissa, eine der fünf berühmten Städte der Insel. Antissa, eine lebhafte See- und Handelsstadt, Eressos, die reiche Oel- und Kornkammer, Pyrrha, der Hauptplatz am großen Meerbusen von Kalloni, und Methymne und Mytilene, die beiden mächtigsten Bürgerschaften, aus Neid und Eifersucht tödlich einander verfeindet, die eine am nördlichen, die andere am südlichen Eingang des Sundes, welcher Lesbos von Kleinasien trennt. Die Stelle aber, wo einst Antissa lag, läßt sich mit Bestimmtheit nicht mehr umschreiben. Schon die Römer zerstörten die Stadt, und hießen all ihre Einwohner auswandern nach dem römisch gesinnten Methymne. Denn die kühnen Bürger dieser Seestadt hatten es gewagt den Mazedonier-König Perseus, als er den Orient zum großen Kampf wider Roms Herrschaft anführen sollte, ihren schönen Hafen für seine Flotte freizustellen. Wahrscheinlich lag Antissa dort, wo jetzt die Türkenstadt von ihrem Hügel eine Landzunge in die Bucht vorschiebt, die sich im Gewässer etwas verbreitert. Die

schmale Stelle, wo diese Landzunge mit der Küste zusammenhängt, ist so niedrig, daß man sich wohl denken kann, wie sie durch langsam wachsendes Anschwemmen und Anhäufen von Schlamm und Sand oder auch durch die geringste Aenderung in der Seeströmung entstanden. Wir wissen aber aus den Nachrichten der Alten, daß Antissa ursprünglich eine Insel war, welche, wie Plinius berichtet, „die Natur dem Meere wegnahm und mit dem Festlande verband." Keine andere Stelle der Bucht zeigt eine Bodengestaltung, die damit übereinstimmte. Bei alle dem wäre es möglich, daß Antissa weiter nördlich lag, wo sich bei dem Paläokastron noch eine innere Bucht öffnet, und antike Bautrümmer umherliegen. Das Ufer wechselt eben von Felsrändern zu Sumpfebenen, und hat sich nach dem Zeitalter der alten Griechen vielfach verändert. Seit die Insel abgeholzt und trocken worden, reißen Wind und Stromregen Sand und Staub und Erde von den höheren Stellen, und schieben sie immer weiter ins Meer vor.

Jetzt hausen hier die Türken. Sie sind da am Westende, dem ödesten Theile der Insel, ganz unter sich, und sitzen beisammen und rauchen von früh bis spät. Mit ihrem alten Fort, meinen sie, hielten sie ganz Lesbos fest, obgleich es noch ungewiß, ob es Kanonen wieder bekommen hat, seitdem die Russen

sie weggeholt. Auf dem schönen weiten Wasserspiegel der Bucht war nicht das kleinste armselige Segel zu entdecken. Ich möchte wohl wissen, ob die Türken ihre Pfeifen kalt werden ließen, wenn wieder geschähe, was einst im grauen Alterthum an dieser Stelle sich zutrug.

Da hatten drüben in Thessalien die rasenden Mänaden den Vater der Gesänge zerrissen, Orpheus, den Sohn des Lichtgottes Apollo und der Muse Kalliope. Sie hatten seines Leibes Stücke in den Hebros geworfen, aber der Fluß trug Haupt und Laute des Dichters fort zum Meer, und die Meeresströmung trug wiegend sie weiter bis zum Kap Sigrion. Da fing die Laute an so hell zu tönen, so süß und wunderbar, daß Fluth und Gestade erfüllt waren von wonniglichem Klingen. Die Umwohnenden aber eilten zum Strande, hoben das heilige Haupt aus den melodischen Wellen, und begruben es voll Ehrfurcht. Auf das Grabmal legten sie das tönende Saitenspiel, das nicht aufhörte, in himmlischen Weisen zu erklingen. Seit jenem Tage blieb Lesbos den Musen geweiht, und wer zu Orpheus' Grabe kam, erfuhr hier die Weissage seines Schicksals.

Die äolischen Einwanderer aber, die von Argos und Böotien herüber schifften, gründeten hier und

an der asiatischen Gegenküste blühende Städte. Nicht weniger als siebenzehn standen an der Spitze eines mächtigen Bundes, der eine Menge kleinerer Ortschaften zu seinen Mitgliedern zählte. Diese Städte wurden reich und hoffärtig, geriethen untereinander in Zwiespalt, und eine suchte die andere niederzudrücken und auszubeuten, bis zuletzt Mytilene die Herrscherin wurde auf Lesbos, und die feindlichen Bürgerschaften niederhielt mit jener furchtbaren Härte, die gegen Glieder desselben Volkes anzuwenden die alten Griechen sich keineswegs schämten. Die lesbischen Herren wußten wohl, daß bäuerische Bildung sich leichter der Sklavensitte anbequeme, und deßhalb befahlen sie, die Kinder der Unterworfenen, von so edler Geburt sie auch seien, sollten nicht einmal lesen lernen. Die Rache der Geschichte blieb nicht aus. Die lesbischen Patrizier wußten ihres Uebermuths kein Ende, und die gemeinen Bürger standen auf, erschlugen viele Tyrannen und trieben die andern in Verbannung.

Führer des vertriebenen Adels von Mytilene waren die drei Brüder Kikis, Antimenidas, und Alkäos der große Dichter, eine wilde Seele voll Genie und Trotz und Leidenschaft. Alkäos war eine volle Mannesgröße, an der man sich noch laben kann, keiner von jenen Dichtern, die nichts anderes

erleben, als daß sie täglich fischen gehen in den unermeßlichen Tiefen des eigenen Innern, oder gar nur im lieben Herzenskapellchen das alte Lichtchen immer wieder anstecken. Alkäos fuhr hoch auf stürmischen Lebenswellen, und die wilden Wogen trugen ihn zum Siegesjubel der Schlachten und schleuderten ihn ins Elend des Exils. Wenn er mit seinen Freunden sich heimlich wieder zum Kampfe rüstete, wie jubelte es ihm im Herzen, sah er „das weite Haus funkeln von Erz, — die Wände geschmückt mit lichten Kriegshelmen, von denen weiße Roßbüsche herabhängen, die Edelzier für des Mannes Haupt, — über verborgenen Nägeln glänzende Beinschienen von Erz, neue gewölbte Linnenpanzer und versuchte Schilde, dabei Klingen aus Chalkis und genug der Gürtel und Waffenröcke, — all das sollte jetzt ans Tageslicht, denn unternommen war das Werk."

Auch seine Vorgänger, Terpander von Antissa und Arion von Methymne, waren die größten Dichter ihrer Zeit, die mit ihren Hymnen und Chorliedern Griechenlands Poesie beflügelten. Sie dichteten noch für festliche Schaaren, Alkäos aber riß sich los von dieser Ueberlieferung, und sang frei aus voller Brust, was in ihm selbst umher stürmte. Ging es ihm gar zu bunt, dann griff er zum Sorgenbrecher, zu

dem edlen Wein. „Trinken laßt uns am hellen Tag! Was sollen wir warten auf Lichtanzünden? Nur eines Fingers Länge hat der Tag. Herbei mit den großen Bechern! Apollo gab den Menschen den Wein, daß er die Sorgen tilge. Gieße mir voll der Becher zwei oder mehr, der eine soll den andern aus dem Kopf treiben."

Wo Orpheus' Haupt ruhte, da wuchsen der Dichter und Denker so viele wie Halmen im Kornfelde. Von Sappho weiß jeder gebildete Jüngling zu erzählen: warum aber besang noch keiner die liebliche Erinna, das junge lesbische Mädchen, dem die Mutter verbot Poesie zu treiben? Da machte die Feine eine Dichtung von Spindel und Spinnrocken, ein vielbewundertes Meisterstück: Manche setzten es noch über den Homer. Aber bald darauf, sie hatte erst den neunzehnten Frühling erblickt, raffte der Tod sie schon von hinnen. Lesches steht an der Spitze einer ganzen Schaar von Epikern, Phrynis von Musikern, Theophanes von Geschichtschreibern. Epikur und Aristoteles wußten nächst Athen keine geistig belebtere Stadt, um ihre Schule aufzuschlagen, als Mytilene, wo schon Pittakus, einer der sieben Weisen Griechenlands, regiert und gelehrt hatte. Derselbe von dem das treffende Wort herrührt: „Unter den wilden Thieren ist das

schlimmste der Tyrann, unter den Hausthieren der Schmeichler." Noch unter August und Tiberius lernten die Römer bei dem Lesbier Lesbonax und seinem Sohne Potamon Philosophie.

Und jetzt? Sollten — Fremde abgerechnet — wohl auf der ganzen Insel, die doch sechzigtausend Menschen faßt, noch hundert leben, die wissen, daß sie einst Lesbos hieß? In allen Ländern des Mittelmeeres ist keine prangende Stätte des Alterthums so elend herunter gekommen. In der Provence, in Italien, auf Sizilien, in Hellas sieht man doch noch Tempelruinen, unsäglich schön in ihrer Trauer und Verlassenheit, — auf all den zwölf Quadratmeilen von Lesbos steht keine Säule, kein Altar mehr. Doch daß ich nichts vergesse, im Schulhaus zu Mytilene gibt es noch einen runden Grabaltar von anderhalb Schuh Höhe und eine Reihe Marmorstücke mit Bild und Inschrift, von denen eines oder das andere beinahe ebenso groß ist.

Das Unglück von Lesbos war seine Stellung im Meer: es lag dem Bosphorus zu nahe. Dort war die Kaiserstadt des Ostens entstanden, und fast alle die Völkerstämme, deren Eroberungsgier ihr Ruhm und ihre Herrlichkeit auf sich zog, fuhren verheerend auch über die schöne Inselperle Lesbos. Seine leuchtenden Städte gingen unter, und selbst

die fünf Hauptstädte ließen in ihren Marmortrümmern nur wenig bleichendes Gebein auf der Erde zurück. Ein so dichtes lastendes Dunkel lagerte sich in den Jahrhunderten der Völkerwanderung über die ganze Insel, daß nicht einmal mehr ihre stolzen Berghäupter daraus empor tauchen. Wir wissen es nicht mehr, wir errathen es nur, daß die Höhe des St. Johannis-Klosters der Ordymnos und daß der Eliasberg der Olymp gewesen. Mytilene allein war noch bekannt geblieben: dort stand Burg und Hafenplatz der wechselnden Eroberer, und sein Name theilte sich der ganzen Insel mit. Ich erwähnte oben, daß man die Lage von Antissa nicht mehr erkennen könne. Suchte man es doch früher sogar außerhalb der Bucht von Sigri, im Norden der Insel bei Methymne, als hätte jemals diese mächtige Stadt in ihrer Nähe eine andere geduldet, die ihr den Seehandel verkümmerte!

Nachdem ich in der Sigri-Bucht umher gefahren und die malerischen, jedoch nicht hohen und allseitig trockenen und nackten Gestade lange genug angeschaut, trachteten wir wieder herauszukommen. Das war aber nicht so leicht wie das Hineinfahren. Wir mußten zwischen Kap Sigri und dem Leuchtthurm der langen Insel durch, um wieder hohe See zu gewinnen. In der Oeffnung erhoben sich dunkle

gewaltige Felsen, und ich sah schon von weitem, wie der Wind von der Inselspitze bis gerade aufs Kap einen Strich durch die Wellen machte, jenseits dessen sie sich unruhiger bewegten und mit weißem Schaum an den Felsen empor sprüheten. Als wir nun in die Windströmung kamen, ging wieder das schändliche Stampfen des Schiffes an. Keine Bewegung kann abscheulicher sein. Man hat das Gefühl, als sei man an Kopf und Füßen gepackt und werde fort und fort zur Erde gestoßen, daß sich das Innerste der Eingeweide umkehrt. Das Steuer hält halb gegen den Wind, das Schiff kommt nur schrittweise voran. Nach jeder kleinen Welle fällt und stößt es mit ganzem Bauch aufs Wasser, gleichwie ein Betrunkener, der im fortwährenden Fallen vorwärts kommt. Bereits meldete sich Seekrankheit an. Dabei zischelte und rasselte es unheimlich zwischen all dem spitzigen Gesteine rechts und links, und die vielen Felsnasen schauten gar höhnisch herüber. Endlich sahen wir das gefürchtete Kap etwas zur Linken: ein Ruck des Steuers, und wir flogen haarscharf daran vorbei. Ich athmete auf, und mußte im selben Augenblick laut lachen. Denn der alte Mustapha erhob eben wieder seine lange Pfeife zum Munde, dießmal hatte er sie im Augenblick der Gefahr wirklich abgesetzt. Als ich

ihm deßhalb zurief, schüttelte er ärgerlich Bart und Haupt, und sagte: „Cabo Sigri, Signore, cabo Sigri, cabo Diavolo.“

Eine andere Neuigkeit war, daß unser Schiff auf einmal von verdammten Seelen umflattert wurde. Wer in Konstantinopel gewesen, wird sich der seltsamen dunkeln Vögel erinnern, die stets einer hinter dem andern in unabsehlichen Reihen ganz dicht über dem Wasser fliegen, man sieht ihre endlosen Züge den ganzen Tag bald hier bald dort an den Landspitzen streichen. Dieses ruhelosen Ziehens und Flatterns wegen glaubt das Volk, sie seien Seelen von Verdammten. Am Tage vorher hatte ich sie bei Tenedos wieder gesehen, und hier am einsamen Sigri Kap schien ihr Lieblingsplatz zu sein. Es sind Seeschwalben, so groß wie unsere Staare, oben schwarzbraun, unten Bauch und Flügel weißlich. Ohne Zweifel flattern sie so dicht über dem Gewässer ihrer Nahrung nach, einer Art Fliegen, die sich vor besonnten Gestaden aufhält.

Wir strichen jetzt mit gutem Winde rasch an der Küste hin. Sie blieb immer felsicht und malerisch, nirgends erhaben oder bedeutend, und von ganz erschrecklicher Nacktheit. Wo sich ein tieferer Blick ins Land aufthat, starrte nur graue öde Trockenheit entgegen. Wo sind die grünen lesbischen Paradiese

geblieben! Das ist ja gerade, als wäre der glühende Wüstenhauch darüber hingefahren und hätte bis in die Tiefen die Lebenskeime verdorrt, daß alles Gefilde nun bleich und todt daliegt unter der stechenden Sonne. Und doch, blickt man davon weg, wie sind Meer und Himmel so blau und spiegelnd, so wonnig diese frischen Lüfte!

Die ganze Römerzeit hindurch hatte Lesbos sein blühendes und reiches Leben behalten. Die Beherrscher der Erde bauten nirgends lieber ihre Prachtvillen, als an seinen schimmernden duftigen Küsten. Noch unter den byzantinischen Kaisern wurde Lesbos als ein fürstliches Exil betrachtet. Konstantinopel schickte hierher seine erlauchten Verbannten, mit und ohne Augen. Die schöne Athenerin Irene hatte sich aus dunkelm Stand auf den Kaiserthron geschwungen und geschwelgt in allen Lüsten der Herrschaft und Ueppigkeit. Ihr Gemahl war der gewaltthätige Kopronymos, der Bilderstürmer: sie aber befahl, als er plötzlich starb, dem Konzil zu Nicäa, den Bilderdienst wieder herzustellen, und das Konzil gehorchte der Kaiserin, wie es kurz vorher dem Kaiser gehorcht hatte. Ihren eigenen Sohn ließ die Lasterhafte blenden, als er nach des Vaters Szepter griff, und dachte schon daran, Karl dem Großen, dem Kaiser Westroms, ihre Hand zu reichen. Durch

eine Verschwörung gestürzt, mußte sie hier auf Lesbos als arme Näherin wieder ihr Brod verdienen. Da wurde sie so demüthig, so überfließend von Reue und Frömmigkeit, daß die Mönche, denen sie wieder zu der einträglichen Bilderfabrik verholfen hatte, sie unter die Kirchenheiligen aufnahmen. Buhlerin — Kaiserin — schließlich nach zwei Bußjahren schon eine vornehme Heilige: das hat ihr doch noch Keine nachgemacht!

Verwickelt, wie ich vorher bemerkte, in all' die Unglücksepochen von Byzanz wurde Lesbos heimgesucht und verheert von Szythen, Slaven, Sarazenen, Russen und Türken. Abenteuernde Flottenführer suchten auf der schönen Insel, die für sich allein schon 12 Quadratmeilen umfaßte, sich ein Fürstenthum zu gründen. Wie dies zuletzt den genuesischen Gateluzzen gelang, und wie die Türken mit den Letzten dieses Fürstengeschlechts umgingen, ist oben bei Samothrake erzählt. Während aber die Barbaren nichts verstanden, als Sengen und Brennen und Todtschlagen, betrieben Perser, Athener, Römer und Türken die Geschäfte der Eroberung nach durchdachtem Plan.

Die Perser machten eine große Treibjagd daraus. Sie nahmen Chios, Lesbos, Tenedos, eine Insel nach der andern vor und ließen keinen Griechen

durchschlüpfen. In langer Reihe, und so nahe daß sie einander die Hände reichten, stellten sie sich auf von einem Ufer bis zum andern. Im Norden der Insel fingen sie an, dann marschirten sie immer weiter gegen den Süden, trieben alles Volk, das sich flüchten und verstecken wollte, auf wie das Wild, und schossen nieder oder fingen was ihnen gefiel.

Als die Perser aus Griechenland vertrieben waren, mußten auch die Lesbier in die Kriegsgenossenschaft der Athener eintreten. Sie leisteten Gehorsam, doch mit unverhehltem Widerwillen, und standen stets auf dem Sprunge, den Zwang abzuwerfen. Die Jonier von Athen aber sahen mit Unwillen auf die äolische Nebenbuhlerin: von den attischen Demokraten wurde außerdem die hochentwickelte stolze lesbische Aristokratie gründlich gehaßt. Mytilene, welches die Stadtgebiete von Pyrrha Eressos und Antissa dem seinigen einverleibt hatte, welches Assos Gargaros und eine Menge anderer Pflanzstädte an der asiatischen Küste beherrschte, war eine Art Venedig. Eine festgeschlossene Erbzahl von schlauen, stolzen und herrschsüchtigen Nobili hielt die Zügel der Regierung. Im vierten Jahre des peloponnesischen Kriegs wandte sich alle Kraft und Wuth des Streites nach Lesbos. Die Mytilenäer waren aufgestanden gegen die Athener, und diese

mußten ihren letzten Obolus hergeben, um Heere und Flotten auszurüsten, die gefährliche Stadt zu bestürmen. Schon ein halbes Jahr lang dauerte die Belagerung. Da planten die Edlen von Mytilene einen Ausfall in Masse und bewaffneten das Volk. Kaum aber hatte dieses die Schwerter in der Hand, als es sie auch schon gegen die Adeligen richtete und ungestüm die Oeffnung ihrer Kornhäuser verlangte. Der Adel fürchtete einen allgemeinen Aufstand und übergab die Stadt unter der Bedingung, daß eine Gesandtschaft zu den Athenern gehe und sich mit ihnen verständige.

Nun gerieth in Athen alles in Bewegung, endlich sah man die verhaßten Aristokraten zu Füßen. Die Bürger eilen zur Versammlung, der wilde Kleon, der Gerbersohn, steht auf der Rednerbühne und reißt sie fort zu dem Urtheil: „Alles soll sterben in Mytelene, was Waffen tragen kann, Frauen und Kinder aber werden in die Sklaverei verkauft." Mit dieser Todesbotschaft wird sogleich ein Schiff abgefertigt. Aber kaum hat es den Piräeus verlassen, so fangen die Athener an sich zu schämen, zu besinnen: sie fürchten die Rache der Götter, das Urtheil der Geschichte. Die Prytanen wagen es, eine neue Volksversammlung zu berufen und, obwohl es ungesetzlich war, über den Beschluß vom vorigen

Tage nochmals eine Berathung zu eröffnen. Kleon donnert und wüthet: „Haben die Mytilenäer unserer Stadt Verderben geschworen, so treffe nun sie die Vernichtung: der Schrecken allein stützt unsere Herrschaft.“ Die Gemäßigten behalten die Oberhand, mit geringer Mehrheit wird die todgeweihte Stadt begnadigt. Nun läuft eine zweite Galeere aus, die erste einzuholen. Die Matrosen arbeiten, als gelte es ihr eigen Leben, sie rudern während sie essen, sie essen Brod das mit Wein und Oel geknetet ist. Gerade als der atheniſche General in Mytilene den Blutbefehl liest, fährt das zweite Schiff in den Hafen ein und bringt den Widerruf. Hart genug war noch immer die Strafe. Mehr als tausend Aristokraten müssen über die Klinge springen. Alle Lesbier, bloß die demokratischen Bürger von Methymne ausgenommen, verlieren ihr Vermögen. Die Insel wird in 3000 Antheile vertheilt, 300 davon werden Tempelgut, der Rest unter atheniſche Ansiedler vertheilt. Die alten Eigenthümer müssen froh sein, ihre Güter von den neuen Herren in Pacht zu nehmen.

Mit dem Falle Mazedoniens gerieth auch Lesbos unter römische Herren, und knirschend gehorchten und zinsten ihnen die Griechen. Sie wußten sich edler an Geist und Bildung, sie verachteten innerlich die

Römer, aber sie blieben unterworfen und allmählich nahmen von ihnen Besitz die niedrigen Neigungen, wie sie bei hoffnungslos Unterdrückten sich einstellen. Als Mithridates, der große Sultan des Ostens, den furchtbaren Rachekrieg anhub, hatte er die Lesbier gleich auf seiner Seite. Der Prokonsul Aquilius flüchtete nach Mytilene, wurde ausgeliefert, trotz seiner grauen Haare auf einem Esel gebunden durchs Land geführt, dann ihm glühendes Gold in den Hals gegossen. Von Ephesus aus gebot Mithridates, an einem Tag alles zu erschlagen, was von Italien gekommen. Achtzigtausend Leichen wurden den Vögeln zum Fraß hingeworfen, und die Lesbier thaten es in Gräueln allen Griechen zuvor. Doch wie bald und wie gründlich suchte die Römerrache sie heim mit Blutbad und Städtezertrümmern und Verkauf in die Sklaverei, mit unerschwinglichen Kriegskosten, mit Nachforderung aller seit fünf Jahren rückständigen Zehnten und Zölle! Da geriethen die Geängstigten in die Hände der römischen Wucherer, der Halm auf dem Acker war schon verkauft ehe er noch grün war, und ein ränkevolles Aussaugungssystem im großen Style hörte nicht auf, solange ein Römer auf griechischem Boden stand. Was aber konnte, was mußte aus den Griechen werden unter dem vierhundertjährigen Druck solcher Zustände!

Die Türken erleichterten sich die Aufgabe des Beherrschens von vornherein. Als sie 1462 Mytilene eroberten, wurden zuerst achthundert edle Jünglinge und Mädchen ausgesucht für ihren Sultan. Dann theilte man die Bevölkerung in drei Klassen. Alles was reich und vornehm, mußte nach Konstantinopel auswandern, — die ganze Mittelklasse wurde in Zinsbauern der Janitscharen verwandelt, die sich auf der Insel ansiedelten, — die Hefe des Volkes mochte sehen, wie sie ihr Leben durchbrachte. Gerade so, das war feststehend, wurde in andern Hauptstädten verfahren, wenn sie unter Türkengewalt fielen. Wuchs die christliche Bevölkerung wieder an, so half man der ersten Abschwächung nach durch ein kleines Blutbad, bei irgend einer Gelegenheit, durch gewaltsames Rekrutiren, durch Fortschleppen nach andern Plätzen, die noch mehr verödet waren.

Dieses System, aufs Engste verknüpft mit niemals abreißenden Erpressungskünsten roher und grausamer Paschas, dauerte wieder vierhundert Jahre. Zwischen den römischen vierhundert und den türkischen vierhundert liegen aber die tausend Jahre der Slaven- und Walachen- und Bulgarenstürme, des byzantinischen Regierungselends, der zahllosen Seeräuberschaaren. Konnten die Griechen etwas Anderes werden, als was sie heute sind?

Wir Deutschen haben nur einmal Aehnliches erduldet, im dreißigjährigen Kriege, als alle Völker Europas bei uns zu zehren und zu plündern kamen, unsere Saaten zerstampften, unsere Städte und Dörfer mit Blut und Asche bedeckten. Noch jetzt tragen deutsche Ortschaften an den wirthschaftlichen Nachwehen jener Zeit, und wie lange hat es gedauert, bis wir die sittlichen Folgen verwanden, bis wir uns wieder als ein großes Volk zusammenschlossen und uns jenes schüchternen, verlegenen, unbeholfenen Wesens entledigten, das uns zum Gespötte der Nachbarn machte! Langer historischer Druck hat immer seine sittlichen Folgen. Die Nachwehen des dreißigjährigen Kriegs zeigten sich bei uns in nationaler Zwietracht und Mangel an Selbstgefühl. Das war eine Entzweiung und eine Richtung auf das Kleinliche, wie sie bei der weichen und gemüthvollen deutschen Natur eintreten mußte: bei den Griechen zeigten sich die sittlichen Schäden in dem ewigen Schmachgefühl, das kriechende Unterwürfigkeit heuchelt, in der heißen Habgier und kalten Tücke, die immer stumm bleibt und nur leise lächelt, wenn der Streich gelungen, in jenem entsetzlichen Geize, der sich das Nothwendigste am Leib abhungert und mit dem Sprichwort tröstet: „Der Magen hat keine Fenster.“

XIX.

Auf Sapphos Spuren.

Als wir eine Zeit lang den nackten Klippen- und Kieselstrand im Westen von Lesbos entlang gesegelt, öffnete sich, eingefaßt von einem Halbrund kahler Bergzüge, eine Ebene, in deren Hintergrund, — denn längs der See war alles gelb und weißlich, — etwas Grün erschien. Es war die Ebene von Eresso, im Alterthum so sehr gepriesen ob der Blume ihres Weines und ob ihres schmackhaften Brodes. Wenn die seligen Götter einmal Appetit nach Brod bekamen, so schickten sie Merkur nach Eresso, um Gerstenmehl einzukaufen, denn es war weißer als der Schnee.

Hier wollte ich landen: der Strand aber zeigte sich sehr flach, und das Schiff mußte weit draußen

bleiben. Als unser kleines Boot auf den Ufersand stieß, erschien die Ebene noch viel größer, als ich eine in diesen bergigen Inseln vermuthet hatte, jedoch von der alten berühmten Stadt war keine Spur zu entdecken. Weit und breit streckte sich gelber Sand, kochend unter der Sonnengluth. An den hohen Wellungen, in denen er aufgeschüttet lag, merkte man, wie arg der Sturm hier sein Spiel treibt und Sandwirbel ins Meer schleudert, so daß der Strand immer weiter und flacher hinein geht. Als der athenische Admiral Thrasybul hier mit vierzig Segeln ankerte, verlor er mehr als die Hälfte. Leicht begreiflich: vom Sturm gegen die Strandfläche getrieben, fuhren die Schiffe auf, brachen oder kenterten und schöpften Wasser, daß sie sanken und von den nächsten Wogen in See gerissen wurden.

Am Ufer weiter wandernd, bemerkte ich, daß der Fluß, Kallagra hieß er einst, nicht durch konnte durch die Sandwellen, sondern elend versickerte. Dann trat eine felsigte Rundhöhe aus dem Meer, besetzt mit einigen Mauerstücken und Thurmresten. Hier muß die Burgstadt, die Akropolis des alten Eresso, gewesen sein. Ihr zu Füßen sieht man noch, wie von einer Felsklippe im Meer ein Steindamm zum Ufer ging, und zwar im rechten Winkel,

so daß ein Hafen entstand, wenn auch ein ganz kleiner im Schutze der Burg, ähnlich wie auf Samothrake. In dem Flachgelände, das rund abläuft, liegt noch spärliches Baugestein. Vor wenigen Jahren ist es, wie ich später erfuhr, viel mehr gewesen; bei dem vermehrten Ausbauen von Landhütten will man sich die behauenen Steine nicht entgehen lassen, und wenn Schrift und Bild daran ist, vermauert man es lieber, als daß die hergelaufenen Fremden daran erkennen sollen, wo Schätze vergraben sind. Ob aber die Baureste auf der Anhöhe aus dem Mittelalter oder aus dem griechischen Alterthum herrühren, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr bestimmen. Niemand weiß, wer die blühende Tochter Griechenlands, das alte Eresso, erschlagen hat, niemand wann es geschehen ist. Ungewißheit, Schweigen und Trauer senkten sich für immer auf diese Stätte.

Und wie geweiht war doch einst diese Stätte! Besonders die Philosophie schien die reiche Wein- und Kornstadt zu lieben. In Eresso wurde einem Walkmüller Melantas ein Sohn geboren, dessen Name Theophrast später in alle Welt ging. Sein Mitbürger Alkippos war in der Jugend zu Athen gewesen, hatte dort Plato gehört, und begeistert für die erhabene Wissenschaft erzog er seinen jungen

Landsmann zum Philosophen: Aristoteles vollendete die Schule: seinem geliebten Theophrast hinterließ er sein Wissen und seine Bibliothek, seinen Sohn und seinen Lehrstuhl zu Athen. An zweitausend Schüler versammelte nun der Lehrgewandte um sich, unter ihnen den Demetrios Phalereus und den Lustspieldichter Menander. Vergebens wetteiferten die Könige von Aegypten und Mazedonien, den berühmten Philosophen unter die Glanzlichter ihres Hofes zu versetzen. Theophrast blieb Professor in Athen, und als er achtzig Jahre alt starb, hielt ihm die ganze Stadt ein Leichenbegängniß gleichwie einem Fürsten. Sein Freund und Schüler aber, Phanias, schrieb auch über die alte Prytanen-Einrichtung ihrer Vaterstadt Eresso.

Die Münzen dieser Stadt zeigten noch ein lieblicheres Bild, das der Sappho. Entweder war sie hier geboren oder ihr Gemahl Kerkylas einer der großen Grundbesitzer in Eresso. Ihr Bruder Charaxos ging mit einem Schiff voll Wein, der wohl der berühmte Eresier war, nach Naukratis in Aegypten, aber all das Geld, welches er dafür einnahm, ließ er dort, um sich eine schöne Sklavin, die Doricha, mitzubringen: seiner Schwester wahrlich nicht zum Dank, denn sie geißelte ihn und sein Mädchen mit bitteren Hohngedichten. Ein

anderer Bruder, Larichos, machte der Familie mehr Ehre. Er bekleidete das hohe Amt eines Prytanenschenks, und darauf that sich Sappho in ihren Versen etwas zu gut. Gewiß hat sie auf den Fluren von Eresso ihr Töchterchen, das nach der Großmutter Kleis hieß, öfter spazieren geführt. „Mir ist," sang sie, „ein schönes Kind, von Ansehen und Wuchs wie eine der goldenen Blumen, die geliebte Kleis, die ich nicht hergäbe für Lydien, nicht für das liebliche Lesbos." Da die Mytilenäer ebenfalls Sappho's Bild auf ihren Münzen führten, so wird sie auch bei ihnen ein „musendienendes Haus" gehabt haben, denn die Dichterin war reich und lebte auf adeligem Fuße, und sagt selbst: „Ich liebe das Feine und die Fülle, und die Liebe zum Licht hat mir Glanz und alles Edle gebracht." In den Kreis der reizenden Frauen und Mädchen, die sie umgaben und in ihren Gedichten erscheinen, ist auch Alkäos getreten. Einmal redete er sie an: „Veilchengekrönte, o Sappho, deren Lächeln so keusch und süß, wohl möcht' ich dir etwas sagen, doch mich fesselt die Scham." Sie aber erwiederte dem Wilden: „Ginge deine Leidenschaft auf das Gute und Schöne, und wäre deine Zunge nicht mit Argem gesättigt, so läge nicht Scham auf deinen Augen, und du redetest frei was recht ist." Ihr

Gemahl, in die Adelsverschwörung gegen Pittakos verwickelt, flüchtete mit ihr nach Sizilien, und als sie wiederkehren durften, hat die hohe Dichterin wohl noch zwanzig Jahre in Mytilene und Eresso gewaltet.

In Sappho's Versen, so gar wenig wir noch davon besitzen, öffnet sich ein reizender Einblick in das altgriechische Leben, wie es damals auf Lesbos war. Ob dagegen das glühende Sehnen und all der holde Liebeswahn, die stürmisch über ihre Saiten fliegen, wirklich Selbsterlebtes sind, das wäre wohl eine andere Frage. Ich glaube es einmal nicht. Wie sollte eine edle Frau, hochstehend in der ersten Gesellschaft ihres Landes, dazu kommen, öffentlich zu jammern: „Mein Gemüth erschüttert Eros, wie der Sturm von den Bergen in die Eichen fährt." Ihrer Andromeda, die vielleicht ein niedlich Füßchen gern sehen ließ, ruft Sappho zu: „Welch ein bäuerischer Sinn befängt dich, daß du nicht weißt dein Gewand zu tragen, daß es über die Knöchel herabfällt?" Und sie selbst sollte mit einer alle Sinne bethörenden Gluth für den schönen Phaon auf dem Markte stehn? Nun gar die Sage, aus Liebesraserei habe die Unselige vom leukadischen Felsen sich todsuchend ins Meer gestürzt! Für eine mehr als Sechzigjährige doch gar zu viel Feuer.

Noch ein anderer Grund läßt mich besser von der Sappho denken. In einem Gedichte heißt es hintereinander: „Mir stockt das Herz im Busen, sehe ich dich: meine Stimme versagt mir, lahm ist die Zunge: ein feines Feuer rieselt mir über die Haut: dunkel werden mir die Augen, die Ohren brausen: Schweiß bricht aus, Zittern faßt mir die Glieder: ich bin bleicher als junges Gras, fast einer Todten sehe ich ähnlich." Ist das nicht pathologisch? Wo hat denn wahre Leidenschaft Zeit und Lust zu so langer und genauer Beschreibung körperlichen Empfindens?

Beinahe möchte ich annehmen: es ging unserer Sappho ähnlich wie Petrarca. Seine Laura-Begeisterung überkam ihn, als er schon längst ein lieber dicker Kanonikus war: er dichtete, um den süßen Schmelz der Marienlieder zu überbieten, und sich selbst und guten Freunden ein feines geistiges Vergnügen zu machen. Seine Laura, die schöne Frau von Sade, war damals, wer weiß wie oft schon, Großmutter; denn als er sie in blühender Jugend zu Vaucluse kennen lernte, hatte sie ein Haus voll Kinder: es fehlten, wenn ich nicht irre, nur drei zum Dutzend. Gleichwie aber Sappho die volksthümlichen Gesänge, mit denen man am Hochzeitabend das junge Paar ins neue Haus begleitete,

zu kunstschöner Dichtung erhöhte, so tönte ihre Lyra die Stimmungen und Leidenschaften wieder, die ihre Umgebung belebten. Deßhalb braucht das „Ich" in ihren Liedern nicht immer gerade Sappho selbst zu sein. Der Phaon zum Beispiel war ein so göttlich schöner Jüngling, daß alle Damen zum Erbarmen nach ihm schmachteten: lag da für die saitenkundige Dichterin nicht der Reiz nahe, den Aufruhr, welchen er in der Mytilenäer Frauenwelt erregte, mit leisem Spotte dichterisch zu verherrlichen?

Doch in Einem waltet ein deutlicher Unterschied zwischen der Griechin und dem Italiener. In Petrarca's Laura-Sonetten ist so viel lauterer Aether, daß nicht ein einzig warmes Tröpfchen Lebensblut mehr Platz findet: es ist und bleibt eben Gedankenpoesie. Sappho aber hatte geliebt und gelebt: ihr Herz hatte wirklich einst gezuckt und geschrieen unter den süßen Qualen, die sie besang. Deßhalb gilt noch heute das Horazische: „Noch athmet die Liebe, noch lebt das Feuer, welche das lesbische Mädchen den äolischen Saiten vertraute," selbst von den dürftigen Bruchstücken, die uns erhalten sind.

Ein reichblühender Hain, in dessen Tiefen sehnsuchts- und zaubervoll die Nachtigall klagte, ist in ihren Liedern uns untergangen. Schöner ist nie-

mals gedichtet worden, als damals auf Lesbos. Kann es denn etwas geben, das weicher und edler lautet, als die kurze Grabinschrift: „Hier bestattete mit ihren Thränen die Insel Lesbos, die ihn geboren, des Hyrrhadios Sohn, Pittakos"?

Sappho's Haupt erscheint auf Münzen und Gemmen stets bedeutend und edelschön. Wir wissen aber, wie die griechischen Meister an einer historischen Büste so lange modelten und sannen, bis sie Gestalt und Mienen so gebildet hatten, daß alles mit dem historischen Ideal sich deckte. Dann wurde diese Gestalt typisch und ging von einem Jahrhundert ins andere. Wenn dagegen Maximus der Tyrier erzählt: Sappho sei klein und schwärzlich gewesen, so bin ich, — ihr Geist möge es mir aus seinen seligen Höhen verzeihen, — versucht, dem Tyrier aufs Wort zu glauben. Denn wo die Musen kommen und einer Sterblichen ihre himmlischen Gaben in die Wiege legen, was pflegt da die hohe Göttin der Schönheit zu thun? Sie dreht sich auf dem Absatz um und geht von dannen. Es ist traurig, aber gewißlich wahr: ein Jeder rechne nur nach in seiner Erfahrung und Bekanntschaft. In unserm lieben Deutschland haben wir jetzt beinahe so viele treffliche Damen von der Feder, wie in Altengland, wo die Männer zu früh auf See und nach Ost-

indien gehen, und wenn sie wieder kommen, nur noch zum reichen Onkel taugen. Da kenne ich eine herrliche deutsche Stadt an einem stolzen Flusse, in welcher zweimal sieben Dichterinnen Novellistinnen und Touristinnen wohnen: schöne Augen haben sie alle, meist auch eine edle reine Stirn, doch ach, der Rest ist Schweigen. Wo wirklich einmal sich leuchtende Schönheit mit der heiligen Flamme der Dichtkunst vermählt, da brennt das poetische Feuer gewiß nicht in Versen. Es ist ja tausendmal gescheidter, Poesie leben als sie schreiben.

Unter solchen Erinnerungen und Gesprächen wanderten wir selbander durch Kornfelder und Gärten nach Eresso, — so heißt jetzt die Ortschaft, — gefolgt von Mustapha und Hassan. Die liegt ganz im Hintergrund der Ebene auf einer Höhe. Als noch rauschende Waldung, — Sappho sprach sogar von Eichenwäldern, — diese goldene Au umfaßte, wie herrlich mußte sich da hier leben lassen! Noch immer ist es ein kostbares Stück Erde von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Die Leute waren so eifrig bei der Arbeit, daß es mir nicht gelingen wollte, Maulthiere und Agogiaten aufzutreiben. Meine Frau, — denn der Weg zog sich über eine Stunde lang, und die Sonne hatte etwas Stechendes, — wurde müde, und verzichtete, mich auf die

Berge zu begleiten. Mir aber war die Lust gewachsen, einmal wieder tüchtig auszuschreiten, ich hatte auch keinen Tag mehr zu verlieren. Ich rief also Mustapha und vertraute ihm, daß er meine Gefährtin zu einem türkischen Aga führe, der ein Landhaus mit besonders schönem Garten dicht bei Cresso haben sollte: dort wollte ich sie bei meiner Rückkehr abholen. Der Alte hielt sich durch diesen Auftrag höchlich geehrt und fand ihn ganz in der Ordnung. In diesen Ländern, wo es nirgends Wirthshäuser gibt, darf der Fremde, auch wenn er keine Empfehlungen von Konstantinopel hätte, stets auf artige, mindestens höfliche Gastfreundschaft rechnen. Sie kostet ja auch in der Regel mehr, als eine regelrechte Wirthsrechnung. Denn der Franke würde beim Abschied sonderbare Blicke bekommen, welcher nicht ein anständiges Gastgeschenk zurückließe. Man kauft sich deßhalb kleine türkische Goldstücke, halbe und Viertelslieren (1 Lira gilt 23 Franken), die schon durchlöchert sind, zieht eine Schnur oder ein Kettchen durch, und hängt sie bei dem Lebewohl den Kindern oder jungen Mädchen um.

Ich arbeitete mich nun über Felder und kleine Mauern durch, bis ich wieder zum Flußbette kam. Jedes Stück Feld ist durch eine kleine Mauer eingehegt und die Jagd dadurch wohl gelähmt. Alle

Augenblicke schwirrten Wachteln und Rebhühner auf. Die Aecker standen voll Frucht, denn besseres Erdreich kann es gar nicht geben: auch schien der Anbau nicht ganz so verwahrlost, wie es auf den andern Inseln der Fall ist.

Der Fluß bestand nur noch aus einer Folgereihe von grünen Lachen, zwischen denen ein dünner Faden Wassers sickerte. Auf Gerathewohl ging ich ihm entlang und kam an die Stelle, wo das Flußthal unter den Anhöhen sich zweigt. Hier lagen wie ausgesäet kleine weiße Marmorstücke: offenbar blühete da im Alterthum ein griechisches Städtchen. Nach Bildwerktrümmern brauchte ich nicht mehr zu suchen, da sich alsbald zwei verfallene Kalköfen darstellten, die jedes größere Marmorstück längst geschluckt hatten, um es in elenden Kalk zu verwandeln.

Ueber ein kleines Riff von Vorbergen stieg ich in ein stilles grünes Thälchen hinab, wo ich im Schatten junger Steineichen lagerte, und meine Feldflasche zum Imbiß etwas im Wasser kühlte. O wie that so wonnig diese volle tiefe Einsamkeit! Die ziehenden Lüfte fächelten Wohlgerüche von wilden Kräutern und Blumen. In der köstlichen reinen Bläue, die um jedes gründunkle Baumblättchen floß, schwebten silberne Gestalten aus altgriechischer Zeit, und hoch darüber durchschiffte die Sonne das uner-

meßliche Aethermeer, ewig blitzend in Goldesglanz, und ehe ich mich's versah, lag ich wieder halb in der Sonne. Denn diese rückte weiter, und der Schatten zog sich zurück: mir aber war eine Stunde hingeflogen, als gäb' es nicht so etwas wie was wir Zeit nennen. Erschreckt sprang ich auf, und dachte: hier könnte man ja rein zum Einsiedler werden.

Mönchthum ist in diesen Gegenden natürlich: zu verführerisch sind die milden Lüfte, zu fest in klarer Ruhe, nicht bewegt von Wind und Wolken, steht Baum und Feld. Ruhen will man selbst und beschaulich genießen, und ist mit dem Geringsten zufrieden, wenn's nur eben Leib und Seele zusammenhält. Κάλλια ὕπνον παρὰ δεῖπνον, sagt das neugriechische Sprüchwort: Schlaf besser als Essen. Faßte ein gesunder nordischer Wolfshunger die Leute an, so wär' es vorbei mit der Einsiedelei.

Nun ging es in die Berge und immer höher. Aber das schien alles nur wie gewaltige Furchen tief hinein in trockene Erde; auch wo felsigter Grund, zerbröckelte er in Millionen Stückchen. Alles war kläglich kahl, Hänge und Höhen und Schluchten, jegliches ausgetrocknet bis zum Grunde. Die Erdkrume blieb, so weit ich auch emporstieg, immer noch so gut und tief, daß Wald und Gärten herrlich gedeihen würden. Man müßte von den obersten

Höhen die Wasserrinnen zusammenleiten, um das belebende Element unten zweckmäßig zu vertheilen. So ließe sich mit Anpflanzen in den Schluchten und Bettungen anfangen und allmählich an den Rändern aufsteigen. Doch wer in aller Welt soll Hand anlegen? Nirgends, nicht in den fernsten Weiten war eine Spur von Leben zu entdecken. Nur in den blauen Aetherhöhen wiegten sich Geier, deren Gefieder, wenn sie sich umher warfen in den Lüften, blinkten in den stillen Sonnenstrahlen.

Leuchtendes Roth von Oleanderbüschen verrieth mir ein noch rinnendes Bächlein. Das Wasser, obgleich ganz unter Gestein und Stauden, war etwas lau, aber willkommen. Und wie schön das ist, daß in diesen trockenen Gebirgswüsten die hochrothe Oleanderblüthe schon von weitem ein Signal gibt, wo Labsal zu finden. Auch sonst bemühte sich die Natur, wo nur ein ganz wenig Schatten und Feuchtigkeit sich halten konnte, die nackten Berghalden wenigstens mit ein wenig falbem Grün zu schmücken. Ich fand allerlei unbekannte Gewächse, darunter auch solche, die mich an die gute Retama auf den Lavafeldern des Teneriffa-Piks erinnerten. Die Natur ist überall eine gütige Mutter, nur das alte Raubthier, der Mensch, verwüstet ohne Rast und Ruhe.

Ich hatte mir den höchsten Berg erkoren, den

wir von der Landestelle aus erblickten, etwas rechts von der Ortschaft. Aber es war bis zum Gipfel viel weiter und steiler, als es von unten aussah, und kostete mich fast drei Stunden bis ich oben war. Die Aussicht war sehr ausgedehnt, auch einzig in ihrer Art, jedoch nicht entfernt zu vergleichen mit den Herrlichkeiten der Tage vorher. Ringsum bleiches nacktes Bergland, Steinklippen, Kuppen, Spitzen, dann wieder geneigte Flächen, hier mit Steinen besäet und dort zerrissen von schwarzen Furchen, in der Ferne ein Streifen Gebüsch und Nadelgehölz, noch seltener in Niederungen ein gelbbläulicher Schimmer von Kornfeld und Oelbäumen — das Ganze so unsäglich öde und traurig, daß sich Einem das Herz zusammenzog. Auch der Blick aufs Meer erfreute diesmal weniger. Die Insel Chios nahm darin den Hauptplatz ein, eine weit ausgestreckte blaue Bergmasse, wie ein scharfes Dach den Meereshorizont durchbrechend. Zur Seite zog sich eine ganze Reihe von Inseln, aber verschwimmend im bläulichen Duft.

Wendete ich mich vom Meer ab, das wie Flucht und Rettung winkte, so ergriff mich wieder die eigenthümliche Schwermuth der Gegend. Die nackten Berge standen da in todter Schwere, gleichsam lastend auf der Erde. Die ganze Natur schien wie von

bleierner Ruhe gefesselt, Wohlthat wäre das leiseste Fächeln in der heißen Luft, Wohlthat schon ein flüchtiges Wölkchen am Himmel gewesen. Wie weitab lagen die duftigen rauschenden Bergwälder von Thasos, sein grüner Blumenteppich, sein krystallenes Quellen- und Bachgeplätscher! Wer Thasos und Samothrake und Kreta nicht gesehen, hat gar keine Vorstellung mehr, welche Lebensfrische, welche Freudigkeit der Seele einst die herrliche Natur den Griechen einhauchte. Dieser ganze Westen von Lesbos, — und ähnlich soll es auf den meisten Inseln und im Innern Griechenlands aussehen, — ist jetzt so abgescheuert wie die schöne Tafel eines alten Meisters, auf welcher durch die Unbill der Zeiten und Menschen das Gemälde überall verwischt und zerrissen und verrieben ist, nur hier und da hängen noch winzige Stückchen Leben und Farbe.

Ueber diese traurigen Hochflächen trieb sich einst, es waren seitdem gerade funfzig Jahre, hin und her eine blutige unersättliche Menschenjagd. Als der griechische Freiheitskrieg ausbrach, sahen sich die Türken in ihrer Weise vor. Sie ergriffen plötzlich die vornehmsten Griechen auf Lesbos und köpften sie, dann legten sie starke Besatzung nach Sigri und Metelino, und machten die Insel zum Hauptstützpunkt ihres Kriegs. Ein türkisches Linienschiff mit

fast tausend Mann, von vier kleinen Hydrioten angegriffen, flüchtete in die Bucht von Sigri, fuhr auf und flog in die Luft. Dafür mußte wieder mancher Lesbier mit seinem Leben büßen. Zwei Jahre später, im Januar 1823, lief eine griechische Flotte Sigri an, konnte sich aber des Platzes nicht bemeistern. Kaum hatten die Türken den Angriff abgeschlagen, so wendeten sie sich grimmig ins Innere des Landes, um sich auf die Christen zu stürzen und so rasch es nur geschehen konnte, ein allgemeines Blutbad anzurichten. Sterben mußte, wer nicht zu den Hochschluchten und Klippen der Berge flüchtete. Im Oktober landete eine griechische Macht, 2000 Mann stiegen in Sigri, 2000 Mann im Meerbusen von Kalloni ans Land, und marschirten weiter. Da knallte es wieder auf allen Bergen: was feindlich schien, Mann, Weib und Kind, mußte über die Klinge, der entsetzlichen Gräuel war kein Ende. Verzweifelt, wuthschäumend rafften die Türken von der ganzen Insel zusammen, was ihres Glaubens und einer Flinte mächtig war. Ein Heer von 12,000 Mann und mehr wälzte sich über die Insel mit rasender Vergeltung, wieder hallten die Berge vom Knallen und Geschrei und Stöhnen der Sterbenden. Die Türken wollten aufräumen mit dem Griechenvolk, es ausrotten ein- für allemal.

Nur in ein paar Städten und verborgenen Dörfern, zitternd unter der Barbarenfaust, die sie an ihrer Kehlen fühlten, hielten sich einige Häuflein Griechen. Andere bargen sich auf den höchsten Bergspitzen und im Verhau der Schluchten, und führten tapfer einen Guerrillakrieg.

Das sind Jammergeschichten unserer Zeit, von denen man sich bleichen Angesichts abwendet voll Scham und Trauer. Als die Großmächte endlich der europäischen Schande ein Ende machten, verblieb Lesbos mit Chios Samos und der ganzen Perlenkette der Inseln an Kleinasiens Küsten den Türken. Wie viel belebter wäre Hellas jetzt, hätte man dieses see- und handelsgewandte Inselvolk damals mit ihm verbunden! Hier, wenn irgendwo, pulst noch ein Tröpflein vom alten hellenischen Blut, ein so edelkräftiger Saft, daß dieß Wenige hinreicht, ganze Völker zu verjüngen. Gleichwie in altersgrauen Zeiten das rührige und gebildete Hellenenvolk von den Inseln und Küsten her die pelasgischen Bauern zurückdrängte und ihnen seine Sprache und Sitte und seine lichte Götterwelt aufnöthigte, gerade so floß und fließt von den östlichen Inseln westwärts die neugriechische Bildung, Sprache und Intelligenz, welche das slavische Hirtenvolk und die kriegsharten Albanesen veredelt.

Als ich in möglichst gerader Linie den Rückweg suchte, traf ich auf ein paar Männer, die auf ihren Maulthieren Korn aus Eresso über die Berge holten. Sie steckten trotz der Hitze in haarigen Ziegenfellen, und starrten mit offenem Mund auf den einsamen Fremdling, der flüchtigen Grußes vorübereilte. Eresso aber machte nach den Bergöden um so freundlicheren Eindruck. Es ist ein hübsches Landstädtchen, beinahe mit einem südfranzösischen zu vergleichen. Unter prachtvollen Nuß- und Obstbäumen, unter dem dunkelgrünen Schirm hochstämmiger Feigenbäume bargen sich die Dächer, jedes kleine Anwesen mit hoher Mauer umzogen. Das griechische Kaffeehaus hatte eine Veranda mit Rohrstühlen, das türkische seinen schattigen Platanenplatz mit Bänken. Zur Seite verkaufte man in einer Budenreihe Obst und Käse und allerlei kleinen Kram. Lange Gurken schienen Alt und Jung besonders köstlich, man aß sie aus der Hand ohne Salz und Pfeffer. Die grünfarbige türkische Moschee stand in ihrem Baumschatten nicht weit von der kleinen griechischen Kirche. Es sind aber kaum noch hundert türkische, dagegen sechsmal so viele griechische Häuser da. Einen Turbanträger sah ich auf der offenen Dreschtenne vier armselige Maulthiere im Kreise umhertreiben und mit Pfeife und Bart unabläßig

hinter ihnen her trappen. Ein paar Türkinnen schritten einher in weißen langwallenden Tüchern, und verhüllten sich so ängstlich vor dem Fremden, daß sie nun erst recht aussahen wie wandelnde Gespenster am hellen Tage. Auch die griechischen Frauen trugen sich hier weißer und gefälliger, als auf Imbros, wo das Blau in der Kleidung vorherrschte; der Schnitt war derselbe. Alles bezeugte eine gewisse Nettigkeit: eine Menge Wohnungen erschienen einladend, kein einziges Haus so jämmerlich, wie man sie durchgängig in den sizilischen Landstädten antrifft. Was ist der Grund? Hat die länger dauernde Raubwirthschaft der römischen Präfekten den Sizilier so weit heruntergebracht? Oder war maurische Herrschaft noch schlimmer für die Christen als türkische? Wenn ich aber nach Spanien, nach den canarischen Inseln und Nordafrika blicke, möchte ich den Grund doch mehr in der Volksnatur suchen, die namentlich in Sizilien eine starke maurische Beimischung hat.

Die Reisegefährtin fand ich in Eresso nicht mehr. Der Aga hatte sie auf das Schönste bewirthet, und Mustapha noch ein Tuch voll Speisen für das Schiff aufgenöthigt. Im Garten hatte man Teppiche gebreitet, das Gastmahl darauf gestellt, und die Hausgenossen, auch zwei Frauen, hatten sich zu der

Fremden gesetzt. Eine Menge armes Volk schaute am Eingang des Gartens zu. Eine Frage aber, ob meine Frau auch einmal das Innere des Hauses sehen wolle, wurde vergebens erwartet. Da ich mich so weit in den Bergen verstiegen hatte und immer noch nicht wieder kam, wurde endlich sie voll Sorge, wo ich bliebe: sie hoffte, daß ich vielleicht auf einem Umwege zu unserm Schiffe käme, und war dorthin aufgebrochen. Ich ließ mich daher in Cresso nicht mehr aufhalten, obwohl die bohrende Neugier den Bewohnern im Gesichte stand. Ein Franke, der ganz allein auf ihren Bergen umherlief und nicht einmal nach dem Schulmeister und seinen Alterthümern fragte, das war den Leuten noch nicht vorgekommen. Vor dem griechischen Kaffeehaus standen zwei Maulthiere mit prunkendem Sattelzeug, auf rothem Tuch waren Reihen von kleinen weißen Muscheln aufgenäht. Ihre Besitzer, zwei junge wohlgekleidete Griechen, faßten endlich, um die allgemeine Neugier zu befriedigen, kurzen Entschluß, kamen mir auf halbem Wege nachgesprengt, und als ich einen Augenblick ruhte, saßen sie flugs mir zur Seite. Nun aber verstand keiner des andern Sprache. Sie wußten, trotz ihres schmucken Anzugs, weder Idalienisch noch Französisch, und ich konnte mich noch immer nicht finden in die Aussprache des

Neugriechischen. Zuletzt verständigten wir uns, indem sie Neu- und ich Altgriechisch aufschrieb. Wir wurden rasch die besten Freunde, und sie hätten mich gar zu gern in ihr Landhaus entführt, das nicht weitab liegen sollte. Ich mußte leider für die Gastfreundlichkeit danken, und sah bald darauf unsere Leute kommen, die mich zu suchen nach Eresso zurück wollten.

Erwähnen muß ich noch, daß der Ruf der Schönheit der Frauen von Eresso nicht zu viel sagt. Mein altes Reiseglück ließ mich einige Wahrnehmungen machen. Im Städtchen begegneten mir Zwei, denen der weiße Schleier lang vom Haupte niederwallte: große feurige Augen mit dunklen Brauen, regelmäßige, etwas starke Züge, herrliche Büsten und elastischer Gang. Sie wußten recht gut wie schön sie waren, und lächelten. Aber die rechte Augenweide bot sich vor dem Orte dar. Da hielten wohl zwanzig Frauen und Mädchen ihr Waschfest, hochaufgeschürzt, mit bloßen Armen und Nacken, unter ihnen waren Prachtgestalten, hier Dianen dort Junonen. Wie sie die Glieder und Leiber schwangen, wie sie sich auf den Boden setzten oder Kinder trugen oder ein Waschgefäß — ich meinte, antike Statuen lebendig vor mir zu haben. Am schönsten war das Schauspiel freilich aus geringer

Entfernung: in der Nähe kam viel Herbes und Kräftiges zum Vorschein, es hätte Einen beinahe ängstlich machen können: alles war so ungemein ausdrücklich.

Von den Lesbierinnen wußte man schon im Alterthum gar viel zu sagen und zu singen. Achilleus bietet dem Agamemnon an: „Er gäbe ihm sieben Weiber, die treffliche Werke verständen, und zwar Lesbierinnen, die er selbst auserwählt, als er das wohlangebaute Lesbos erobert, ihre Schönheit besiege alle Weiber auf der Erde." Die Lesbier standen damals unter trojanischer Schutzhoheit, Achilleus hatte Methymne lange umsonst bestürmt, die tapfern Bürger blieben unbezwinglich für seine göttlichen Waffen. Da mußte zum Unglück ihres Königs Tochter, als sie eines Tages die Mauer bestieg, den Helden erblicken. Rasende Leidenschaft ergriff sie, und benahm ihr die Sinne. Heimlich schickte sie ihre Amme, sie wolle ihm die Vaterstadt ausliefern, wenn er schwöre sich ihr zu vermählen. Der Verrath gelang, vor ihren Augen sah sie ihre Brüder fallen, ihre Freundinnen zu den Griechenschiffen fortschleppen. Achilleus aber, als er die Stadt hatte und die Prinzessin sah, entsetzte sich vor ihrer heißen Liebe, eine solche Unholdin sollte ihm nicht am Halse hängen: er ließ sie steinigen auf öffentlichem

Platze. Schöne Sitten! Ueberhaupt wurden den Lesbierinnen schändliche Dinge nachgeredet. Unter lemnischen Thaten verstand man blutige Ausbrüche von Grimm und Jähzorn: auf dem üppigen Lesbos sollte dagegen wilde Sinnlichkeit regieren. Es ist aber leicht einzusehen, daß die Quelle jener üblen Nachrede die reine Bosheit der Athenerinnen war, die nicht ausstehen konnten, wenn Keiner von Lesbos kam, der nicht die Schönheit und den Geist und Adel seiner Bewohnerinnen rühmte. Die Frauen zu Athen waren es, die ihre Komödiendichter aufhetzten, die Lesbierinnen vor aller Welt anzuschwärzen, selbst die hehre Sappho.

Es wird aber Jeder, der nur etwas von Länder- und Völkerkunde weiß, es natürlich finden, wenn ich häufig von den Frauen rede. Sie bieten ja der ethnographischen Forschung wie die angenehmste, so auch die lehrreichste Seite. In ihnen lebt unverfälscht das ächt Nationale und Natürliche eines Volkes, in ihnen spiegelt sich am reinsten seine Tüchtigkeit und seine Hoffnungen und seine Zukunft. Wer aber einmal mit griechischen Familien, wie sie auf dem Lande sich geben, näher bekannt wurde, fand auch einen schönen Verein von häuslichen Tugenden, feste Familienbande, Ehrfurcht vor den Eltern, Religiösität, Sauberkeit im Hause, und

Reinheit der Sitten. Daß dem so ist, muß man den griechischen Frauen verdanken. Wie fast überall, sind besonders in Griechenland die Frauen zehnmal besser als ihre Männer.



XX.

Zum lesbischen Olymp.

Als vom Strande, wo wir auf Sappho's Spuren gewandelt, gestoßen wurde, war es noch heller Tag, und wir kamen mit mäßigem Winde bis an den Meerbusen von Kalloni. Das Gestade blieb nackt und traurig, und die Berge nahmen ab bis zu geringen Anhöhen, so daß die Insel ein recht nüchternes Ansehen erhielt. Da machte der Meerbusen eine angenehme Unterbrechung. Sein Ufergelände ist ganz niedrig, und sieht man in den engen Mündungshals hinein, so dehnen sich im Hintergrunde Rohr- und Sumpfbreiten. Wie aber der mächtige Wasserspiegel das schönste Eirund bildete, in sanfter Milchbläue sich bis ins Innere der Insel ausdehnte gleich einer glatten und unbewegten Glastafel voll

weichen Glanzes, wie auf der stillen Fläche nur ein kleines Weißsegel schwebte, und sanfte Abendgluthen sie rothschimmernd übergossen — das war überaus schön. Die gelbrothen Lichter spielten gleichsam Versteckens rings um das weite Seerund. Bald war hier, bald dort eine Berghöhe angeglüht, und hier und dort blitzte der stille Widerschein vom Seespiegel, während wir langsam an der Mündung des Busens vorüberschifften und der Himmel sich mit leisen Schatten überzog. Noch schien eine kleine Seitenbucht angestrahlt wie von verborgenem Strandfeuer, und plötzlich war alles in Nacht und Dunkel versenkt, ähnlich wie in der Oper, wenn am Schluße des letzten Aktes die ganze Bühne im bengalischen Feuer steht und auf einmal der Vorhang niederrollt. Ich sah noch eben das Kap des h. Phokas sich wie eine graue Nase ins Meer strecken, dann war nichts mehr zu sehen und zu vernehmen, als der seufzende Nachtwind, der kältend aus den Bergen kam und die Wellen anklatschend gegen das Schiff drängte. Nach einer Weile hielt Mehmed es für gerathen, vor der grauen Nase beizulegen.

Am Morgen war alles verändert. Grüner Schimmer ergoß sich über die Höhen, erquickender Waldgeruch über das Meer, und stolze Berge erhoben sich in mächtigen Schwingungen. Dunkelgrün standen

sie mit bleichen Häuptern vor dem blauen Aether, dessen festlicher Lichtglanz Meer und Land zauberisch umwallte. Das war endlich das edle Lesbos, wie es uns in den Schilderungen der Alten anmuthet.

Nicht lange fuhren wir an der Küste hin, so öffnete sich ein prachtvolles Thal, das vom bläulichen Grün der Oelbäume ganz überdeckt war. Hier ließ Mehmed den Anker fallen, und bedeutete mir, wir seien vor Potamos, von wo der Weg über Plumari und Agiasso nach dem Olymp geht, oder, wie jetzt der Berg heißt, zum h. Elias.

Der Eintritt in das schöne Thal war höchst einladend. Es war grün bis an den äußersten Saum des Strandes, und Schilf und hochblühende Kräuter, in deren Dickicht sich ein Flüßchen frischen Wassers verlor, ließen sich küssen von kosenden Meereswellen. Die Olivenwaldung aber war so prachtvoll, wie ich sie kaum jemals in den fruchtbarsten Auen von Spanien oder Sizilien erblickt hatte. Wir gingen unter den rauschenden Bäumen hin wie in heiligen Hallen, die uralten Stämme hoben sich in den abenteuerlichsten Gestalten und Verkrümmungen hoch in die Lüfte, und die silbergrauen Laubmassen flutheten nur so herab. Dieses gesegnete Thal war zweifellos seit Jahrhunderten von der Kriegsfackel nicht berührt worden.

Aber es blieb auch seltsam still und einsam. Kein Mensch ließ sich blicken, und das Städtchen Potamos wollte immer noch nicht erscheinen. Nach meiner Karte, die mir bisher jedes Flüßchen und jede Bergspitze richtig gezeigt hatte, sollte es am Meere liegen. Wir entdeckten aber nichts, als ein einziges Haus an der Berglehne, das offenbar nur für den Sommer diente, und an ferner Höhe schien noch eine und die andere Hütte zu hängen. Mustapha schüttelte den Kopf, und Hussein und Hassan legten sich ins Gras. Ich kehrte zum Schiffe zurück und fragte Mehmed: er blieb aber dabei, daß er sich nicht täusche, und daß die Ortschaft weiter oben im Thal liege. Wir gingen also eine Strecke weiter im Thal hinauf. Die Landschaft wurde immer herrlicher, doch auch die Wildniß nahm zu, und nirgends ein Schein von Dorf oder Stadt. Nun war guter Rath theuer. Schon um vier Uhr früh hatten wir das Ufer betreten, und mittlerweile war es sechs geworden. Die Sonne fing schon an über die Berge empor zu steigen. Zum Olymp aber mußte ich gut fünf Stunden Weges rechnen, und ebenso viel zurück. Da kam von den Bergen ein Mann mit Maulthieren, welche Holzstücke schleppten. Bald erschien ein zweiter und ein dritter. Die armen Thiere waren belastet, daß ihnen fast der

Rücken brach. Ich nannte fragend: Potamos? Stets wurde mit Kopfnicken geantwortet, der eine wies das Thal hinauf, der andere auf die Berge zur Rechten. Ich ging mit den Männern zurück zum Strande. Dort hatte ein Schiff beigelegt, das Holz einnahm. Drei Stangen waren am Ufer zusammengestellt, daran hing eine Art Naturwage, welche das Gewicht der Baumstücke bestimmte; denn der Preis des Holzes ging nach seinem Gewicht. Mustapha mußte herbei, und auch er hörte nichts anderes von den Griechen heraus, als daß Potamos irgendwo in dieser Gegend liege, und daß wir von hier aus einen geraden Weg zum Kirchlein des hl. Elias hätten.

Ich wußte, daß dieses Heiligthum, welches auf der Spitze des Olympos steht, von weit und breit besucht wird, und schloß daher, der Weg dorthin sei von jedermann zu finden. Nach vielen Verhandlungen gelang es, die beiden besten Maulthiere für den Tag zu miethen, freilich für ein wahres Sündengeld. Der Führer wollte es durchaus schon vorher bezahlt haben: endlich ließ er sich bewegen vorläufig nur die Hälfte anzunehmen, während die andere Hälfte Mustapha in Verwahr nahm. Weil diese Griechen sich stets unter einander betrügen, kostet es öfter unglaubliche Mühe, in den kleinsten Geldsachen mit ihnen auseinander zu kommen.

Nun ging es wieder unter den herrlichen Oelbäumen hin, deren wunderliche Auswüchse und Wurzelstämme uns einen Ausruf der Verwunderung nach dem andern entlockten. Bald schienen sie Hütten auf drei oder vier Stützen, bald ausgebaucht wie Schiffe, bald wie kleine Walfische. Aus dem leisen Schimmern und Rauschen dieser uralten heiligen Oelbäume klangen uns die wundervollen Chöre zu aus dem Oedipus auf Kolonos von der roßeprangenden Flur, die kein Heerfürst verheerte. Durch die schöne Komposition Mendelssohn-Bartholdy's ist dieses köstliche Stück aus dem Saphokles jetzt wohl Gemeingut der gebildeten Welt Deutschlands geworden. Nur zu früh bog der Agogiat nach rechts ab und eine steile Bergwand hinauf, so steil daß wir uns an den Mähnen festhielten, um nicht vom Sattel abzurutschen. Indessen kamen wir glücklich hinauf, und blickten nun in eine wilde grünende Bergwelt hinein. Wie lebendige riesige Wogen kamen die Bergzüge schlank dahergezogen, hohen Kammes, tief abfallend. Bald senkte sich der Pfad in weite Bergkessel und grüne dunkle Schluchten hinab, bald klommen wir wieder an lichtgrünen und steinigen Abhängen empor. Eigentlicher Wald war nirgends zu bemerken: die Natur schien das braune Gebirge mit Föhren und Pinien und Stein-

eichen und allerlei Gebüsch nur gerade so viel zu schmücken, daß die schöne Gliederung der hochwelligen Berge vollkommen klar blieb. Mannshoch stand an den würzigen Halden der gelbe Ginster, und die hochrothen Oleanderblüthen gaben ihnen ein lachendes festliches Ansehen. Auch Disteln waren hoch aufgeschossen und reichten bis zum Pferdehals, prangend mit rothen, auch mit blauen und gelben Köpfen.

Immerfort behielt die Landschaft ihren hohen und edlen Styl. Zogen wir über einen Kamm hin, so trug der Blick unsere Vorstellung bis weit ins Innere auf die bleichen Berge und zur anderen Seite aufs Meer, das von hier wie eine leuchtende Luftmasse erschien, nur fester und dunkler als die reinen Aetherwellen darüber. Wenn der heillose Weg über Stock und Stein und auf und nieder uns nur einen Augenblick erlaubte, von ihm ab und umher zu schauen, welche Fülle wildschöner Natur umgab uns! Zur Seite graues Felsengewirr, glitzernd im Sonnenlicht, in der Tiefe dunkle buschüberhangene Schluchten, und vor uns wieder neue Gebirgsketten gleichsam stählern ausgegossen in den reinsten Formen und an den Flanken umgrünt von weichen lieblichen Matten und krausem Nadelgehölz. In den Thalverschlingungen erquickten thaufrische

Laubfülle, auf den blanken Höhen ziehende Sommerlüfte und wonniges Blühen und Duften von tausend wilden Kräutern und Gesträuchen, und selten fehlte der geliebte heimathliche Harzgeruch der Pinien und Fichten. Dabei war die Luft so wundervoll klar und durchsichtig, daß sich ein Gefühl regte, als schwebte die Seele auf neuen Schwingen und durchzöge im Nu unermeßliche Räume. Noch in den fernsten Weiten zeigte sich jedes Berghaupt in klaren Umrissen mit Felswänden und blauschattigen Linien, alles nur kleiner als in der Nähe. Ein unvergeßlicher Morgen, die volle Reiselust im schönen Griechenland.

Bei einer Wendung des absteigenden Weges zeigte sich in der Schluchttiefe eine Ortschaft verborgen. Ich fragte „Patamos?“ Nein, das Dorf hieß — ich kann nur nach der Aussprache den Namen wiedergeben — Abeliko, geschrieben vielleicht Ampelikon. Jetzt erklärte sich das Räthsel. Wir waren gar nicht bei Patamos gelandet, sondern schon anderthalb oder zwei Stunden westlich davon, und so waren wir durch die wildeste Gegend übers Gebirge gekommen, statt im Thale nach Agiasso langsam empor zu steigen. Jetzt waren wir es gern zufrieden, zumal Abeliko schon halbwegs zum Reiseziele lag. Als wir an die ersten Häuser kamen,

nahmen die Kinder, welche da spielten, schreiend Reißaus. Im Dorfe rauschte es von Wasserströmen, von plätschernden Quellen und Brünnchen, die zwischen Gestein und Büschen silberhell hervor brachen. Wie köstlich ist doch nach langer Entbehrung lebendiges Wasser, wie erfrischend sein kühlender Aushauch, seine blinkende perlende Klarheit!

Unser Agogiat Theodoros hatte hier seine Heimath, und alsbald erschienen mit lautem Gruß sein Vater und seine Mutter, der Pope und seine Popin und eine Menge Frauen und Mädchen. Wir mußten absitzen, denn Hr. Panagiotes Paradizi kredenzte uns einen Becher Wein, und die Mädchen brachten Kirschen. Wir aber konnten uns nicht sättigen an dem frischen kühlen Wasser. Der dicke Pope, — wenn er neben seiner dicken Papadia stand, gab es gut drei Ellen Breite, — wünschte, daß ich seinen Namen notirte: Parthenio Dimitri Wlachopulos. Wenn einem neugriechischen Dorfe der Geistliche fehlt, sucht es den klügsten Bauer aus und läßt ihn weihen. Ueber die Häuser schaute eine Burgruine aus der italienischen Zeit des Mittelalters. Vater Panagiotes schien hoch erfreut, als sein Sohn ihm zuflüsterte, wie viel blankes Geld er für die Maulthiere schon in der Tasche habe. Nichtsdestoweniger ließ er, als wir unsere Weinflasche füllten,

auch dafür uns anständig zahlen. Von Lebensmitteln gab es nur Brod und ein wenig Käse. Wer in diesen griechischen Inseln reist, lasse jede Hoffnung fahren auf Schinken und Rauchfleisch, Sardellen und Gebratenes, es sei denn daß er dergleichen sich selbst zu bereiten Lust hat. Den Mädchen funkelte die Neugier in den Augen. Schüchtern näherte sich meiner Frau eine um die andere, und als man sie gewähren ließ, faßten sie unter lauter Verwunderung ein Stück Kleidung nach dem andern an. Meine Gefährtin band sich den Kragen und andere kleine Sachen ab und schenkte sie ihnen: da huben sie jedes Stück unter Jubel und Gelächter empor, und als sie belehrt waren, wie sie sich damit schmücken müßten, sprangen sie vor Freude in die Höhe. Ich wunderte mich nur, daß sie nicht gleich zum Bache liefen, um sich in dem neuen Putze zu spiegeln.

Doch wir hatten keine Zeit länger zu verweilen und mußten aus der engen Ampelikon-Schlucht wieder empor. Der Weg wand sich immer höher, bis wir uns der Schneide eines Bergrückens näherten und auf einmal der Olymp herüber schaute wie ein versteinerter Geist, ganz bleich und weiß, während ihn ringsum die grünende Wildniß umgab. In meinem Leben habe ich keinen so seltsamen Berg

gesehen. Wie wir uns das Gebirg im Monde denken, todt, bleich und ausgezackt, in nackter Steile aufragend in den todten Luftraum — so sieht er aus. Auch das Samothrake-Gebirg schaut von seinen Höhen kraus und düster herab, wie etwa wenn Jupiters Majestät hoch im blauen Lichtglanze finster die Brauen runzelt: dieser höchste Berg auf Lesbos aber scheint auf seinen Gipfeln einen wahren Gespensterthron abzugeben.

Je höher wir kamen, desto weiter und weiter entwickelten sich die kahlen Bergzüge im Innern, während sie der Küste entlang hell begrünt schienen. In der Ferne schaueten über die blaue See herüber die Inseln Ypsara und Chios und die zahllosen Vorgebirge, welche die weite Bucht von Smyrna umgeben. Es war und blieb eine Landschaft im größten historischen Styl, düstere Partien sind eingemischt, doch alles gibt sich fein und edel und stets in erhabenen Linien. Hallende Wälder fehlen, das schöne Grünhaar haben die Menschen der Natur ausgerauft. Bloß im Schutz einiger steilen Bergrücken ließen sie die Föhren etwas dichter stehen.

Aus der üppigen Wildniß, die uns voll unsäglichen Naturzaubers umwogte, kamen wir nicht heraus, bis wir, allmählich höher steigend, an dem Fußrande des scharf und nackt emporragenden Felsen-

riffs anlangten. Ueber dreitausend Fuß hebt sich der Olymp in die Lüfte, blendend in Marmorweiße: der Anstieg aber zu seinem Gipfel war tausendmal besser, als wir erwarteten. Eine gottesfürchtige alte Dame hat den Weg zur weitberühmten Wallfahrt des heiligen Elias mit festem Gestein auslegen lassen, damit das blanke Pflaster breit genug sei für zwei Maulthiere neben einander, bis oben auf die Spitze, welche gen Süden schauet. Auf scharf-felsigem Rücken öffnet sich hier, wenn die Schelle läutet, ein dreieckiges Mauerhöfchen, dessen rechte Seite mit einem niedrigen Dache besetzt ist. Unter seinen Ziegeln birgt sich vorn eine kleine Pförtner-wohnung, dann folgen zwei Gemächer, und an das letzte stößt ein winziges Kapellchen. Sein halbdunkles Innere flimmert von Lämpchen und Goldbildchen und andern kleinen Weihgeschenken. Niemand lebt da, als eine liebe gute Greisin in einer Art von Non-nentracht und ein alter zitternder Pförtner. Die dreieckspitze vor dem Kapellchen nahm ein Krautgärt-lein ein, in welchem ein Rosenstrauch, über und über mit weißen Blüthen behängt, köstlichen Duft verbreitete.

Dies Gärtchen, Kapellchen und Ziegeldach hängt gleichsam hoch in der Luft; denn ringsum gehen nieder die blauen blinkenden Aetherräume, und tief

unten breiten sich unabsehlich Meer und Land, zackige Küsten, langhinwallende Bergzüge und zahllose Inseln, die gleichsam hinausschwimmen in die ferne Meeresbläue! Weltberühmt ist die Aussicht von Dschamilschah, eine Stunde Wegs oberhalb Skutari: dort überschaut man mit einem Blick das märchenhafte Konstantinopel und die Herlichkeiten des Bosphorus und das Marmorameer, das sich wie eine hellblaue Glastafel ausspannt. Doch was sind alle Wunder jener Rundsicht gegen den lesbischen Olymp, wo sich endlose Größe und feierliche Majestät mit soviel entzückend Lieblichem verbindet! Gleich als wären über den weiten glatten Seespiegel ausgegossen die schlanken Berge in jugendlichen Gliedern, die bleichen Felshäupter, und all die Inseln und Küsten und Buchten mit lockenden Thälern.



XXI.

Vom hohen Olymp.

Lange standen wir stumm, verloren in diese unabsehlichen Lichtweiten, in diese enthüllten Geheimnisse von Erd- und Meeresgestaltung. In den ersten Augenblicken einer neuen erhabenen Aussicht durchblitzt uns ja etwas wie Ahnung einer glückseligen überirdischen Welt, der man still in entzückter Seele nachsinnt.

Auch hier schien das Meer, — es umgab uns rings auf allen Seiten, — von den tiefen Rändern der Insel überall leise anwogend emporzusteigen, und ich erklärte eben meiner Gefährtin, welch überwältigenden Eindruck das Anschwellen des Ozeans von der Pikhöhe auf Teneriffa macht, da bot uns die greise Einsiedlerin Kaffee, Wasser, und duftende

Rosen dar. Das war alles, was sie hier oben hatte, nebst etwas hartem Schafkäse und einem Korb voll Zwiebeln. Davon lebten die beiden alten Leute: sie brauchten so wenig irdische Nahrung, als hätten sie schon eine Art unscheinbarer Engelshülle angezogen. Was aber auf dieser schroffen Felsenhöhe am wenigsten zu vermuthen, das war das köstliche kühle Wasser. Seit Samothrake hatte uns kein kühler Trunk so gemundet, wie hier oben und unten in Ampelikon. Die Cisterne war tief in den Felsen eingehauen, ein Werk vielleicht noch aus altgriechischer Zeit.

Ohne Zweifel krönte diesen Olymp da, wo jetzt das Eliaskapellchen in den Lüften hing, vor Zeiten ein kleiner Zeustempel. Denn gleichwie in ihren tiefsten religiösen Ideen Griechen, Indier und Germanen sich verwandt sind, so errichteten sie ihre Stätten der Gottesverehrung gemeinsam dort, wo die Natur ihnen den Athem der Gottheit entgegentrug: im heiligen Schatten der Urwaldriesen, an sprudelnden Quellen in blühender Wildniß, oder auf Hochplätzen, wo im weiten Umblick die Seele gerührt wurde von der Unermeßlichkeit des Weltalls.

Wir traten nun aus dem Klösterchen heraus und kletterten auf den scharffelsigen kahlen Bergrücken, und als wir oben waren, fand sich etwas

wie ein Steig das ganze Riff entlang und gar keine Gefahr. Nun erst wurden wir recht dieses einzigen Standpunktes in der Welt inne, gleich als wäre die ganze Insel von lichten Luftmassen über dem Meer emporgehoben, und darin am höchsten dieser abenteuerliche Berg von weißem Marmor.

Das Gestein ist hellweiß und hat roth durchlaufende Adern, einige Stellen sind von Wind und Wetter blank polirt. Tiefer unten nimmt die grauweiße Farbe überhand. Zu Füßen liegt ausgestreckt die seltsame Inselgestalt. Sie ist rings um diesen Eliasberg und nach dem Meere hin halbbegrünt, sonst braun und bleich auf allen andern Punkten. Zwischen die Thalwindungen und ansteigenden Hochflächen, über denen einzelne Gipfel und Langrücken sich ausrecken, dringen tief hinein die beiden Meerbusen von Kalloni und Jera, beide ein großes Eirund, dessen sanfterer Spiegel milchbläulich neben dem dunkleren Stahlblau des Meeres absticht. Zwischen beiden Busen bemerkte ich eine tiefe übergrünte Rundfläche, als hätte da ein See gestanden. Bei ihrem heiligen Eliasberg wohnen nur Griechen: ihre Ortschaft Agiasso, die zweitgrößte auf der Insel, liegt mit zahllosen Rothziegeldächern eingebettet zwischen grünen Weinbergen und Schluchten. Darüber hinaus ziehen sich kahlfelsige oder erdbleiche

Höhen, und dahinter die schimmernde Meeresstraße zwischen Lesbos und Kleinasien, und hoch über den zahllosen Buchten und Vorgebirgen steht die gewaltige Bergmasse des Ida.

Noch öfter schauten wir auf dem Rückwege zum Olymp zurück, dem Träger göttlicher Aussicht. Noch so nahe, und schon regte sich Sehnsucht danach, wie nach allem wahrhaft Schönen, das man eben verlassen hat. Stets hellweiß ragte er in die blauen Lüfte, als wäre er von Silber umpanzert. Als der Weg sich zu den Schluchttiefen von Ampelikon zu senken begann, und der geliebte Berg nun für immer, für das ganze Leben uns entschwinden sollte, stiegen wir ab, hielten ein kleines Mahl und brachten unsern letzten Becher Weins dem hohen und edlen Olymp der schönsten Insel Altgriechenlands.

Viele Olympe gab es ja ehemals! Das Wort muß von derselben Wurzel sein, wie unsere „Alpen." Was aber war nun schöner, die Aussicht von der Geisterburg auf Imbros oder diese lesbische? Diese Frage fing schon an uns zu beschäftigen. Schiller oder Goethe? Berchtesgaden oder Hohenschwangau? Chambertin oder Hochheimer Dombechant? Und so weiter und so weiter. Daß man doch stets so thöricht fragen muß. Oder geschieht es eigentlich nur deßhalb, um durch Vergleichen sich der eigenthümlichen

Reize eines jeden recht inne zu werden? Und auch wir schlossen wieder den Vergleich mit freudigem Dankgefühl, daß wir gewürdigt waren, die beiden schönsten und herrlichsten Aussichten im griechischen Meer, die selten eines Reisenden Auge streift, in Sinn und Seele aufzunehmen.

Und nun ging's, was nur Agogiat und Thiere laufen wollten, über Stock und Stein und bergauf bergab, ohne nur abzusitzen, bis uns wieder die sanft bläuliche Fluth des Olivenlaubes anlächelte, und wir wieder unter die alten wunderlichen Bäume kamen, in deren Schatten und leisem Rauschen wir rasch zum Strande hinabritten.



XXII.

Smyrna.

Es war noch hell am Abend, und unsere Türken saßen am Strande wieder um ihren ewigen Pillaw. Dießmal hatten wir ihnen nichts dazu mitgebracht: kaum daß Theodoros wieder die Weinflasche in seinem Dorf hatte anfüllen können. Aber morgen, morgen schon ging es nach Smyrna, nach Ismir, der Perle des Orients! Ismir! Der Name fließt dem Türken über die Zunge wie eitel Süßigkeit. In Konstantinopel waltet ihm die heilige Majestät und Herrlichkeit des Nachfolgers der Propheten. Ismir aber vereinigt für ihn alle Wonnen der Welt, die Fülle edelster Feigen Trauben und Saftgurken, reiche Bazare und üppige Frauen in Menge.

Mehmed bat, wir möchten gleich abfahren, der Wind sei gut. Uns war es recht, und so segelten wir die Küste entlang, die im letzten Abendgold verklärt uns anlächelte. Das Gestade war übergrünt, die Felsmassen stiegen aus den Fluthen auf, sie stiegen hoch und höher, und wurden immer gewaltiger, bis sie von ihren hellrothen Zinnen niederstürzten, fast so großartig wie auf der Wildseite von Samothrake. Und immer ernster und wilder voll abenteuerlicher Felsgestalten starrte uns das einsame Gestade entgegen, dunkler wurde die Meeresfluth, und plötzlich stieg aus ihrem Schoße die Nacht, im raschen Emporschwellen hatte sie Insel und Gestade verhüllt.

Nun aber wurde unser Meerwandern etwas ungemüthlich. Der Wind verstärkte sich, und die See ging hoch. Das Schiff lag bald auf dieser, bald auf jener Seite, und zwischendurch fuhr zischend eine Spritzwelle an Bord und klopfte verdächtig an unsere Vorhänge. Wir waren todmüde von dem langen Ritt und den olympischen Herrlichkeiten: trotzdem floh der Schlaf unsere Augen. Sturm herrschte nicht, aber die Wogen brausten unabläßig, und jedes Tau und Segel pfiff und rasselte. An Landen oder Ankern durfte man nicht denken; denn es war tiefe Nacht und unbekannt das felsige Gestade.

Unser Wein ging zu Ende und heißen Kaffee zu machen wollte nicht gelingen. Kurz, es war höchst ungemüthlich. Endlich gings vorüber, wie alles vorüber geht, solange das Leben noch athmet, und als wir nach einigen Stunden kräftigen Schlafes am Morgen aufs Verdeck kamen, da lagen glänzend im Morgengolde wie der reinste Friede neue Seelandschaften vor uns.

Weit that sich auf der prachtvolle Busen von Smyrna, die Küsten belebt von weißlichen Ortschaften, und als wir weiter hinein fuhren, öffneten sich links und rechts fernschimmernd andere tiefe blaue Buchten, umzogen von Bergen in edlen und sanften Formen. Unser Schifflein aber flog leicht und schlank vor dem Winde dahin. Nichts Schöneres, als ein frisches Segeln am frühen Morgen! Wie das Meerrößlein über die schlummernden Wellenköpfe setzt und so anmuthig sich biegt und streckt! Keine Schwalbe kann zierlicher daher streichen als ein schlankes Seegelschiff vor gutem Winde. Das Dampfschiff geht sein Tempo sicherer, aber bei dem ewigen Stampfen und Schüttern der Maschine hat man nie eine Ahnung vom Fliegen und Schweben in freier Natur.

Je näher wir Smyrna kamen, desto mehr muthete mich die milde und edle Schönheit seines

weiten Meerbusens an. Alles Süße und Melodische, all die leichte und schwebende Klarheit jonischer Dichtung scheint von diesen lieblichen Höhen zu athmen, auf diesen weichen Wellen zu fließen. Die Sonne stieg höher, und allmählich ging die sanfte Meeresbläue über in leis aufglitzerndes Grün, das zuletzt in Millionen Smaragden die Sonnenblitze zurückspiegelte. Das Gebirge zur rechten Seite überzog sich mit Buschwald, und im Hintergrunde näherten sich die Gestade wieder, um den Meerbusen abzuschließen. Nun schien er ein großer gewaltiger Landsee, jedoch mit mächtig daherrollenden Meereswogen, von Hochgestade umgürtet, aber immer voll so weicher Lieblichkeit, daß das reine Himmelsauge niemals müde wird, aus der tief durchsichtigen Klarheit dieser Fluthen den Sterblichen anzulächeln.

Hier, wenn irgendwo, hat Homer gelebt und gedichtet, einerlei ob seine Wiege stand in Smyrna oder Phokäa oder an einem andern Punkte des reichen Städtekranzes, der einst diese herrlichen Buchten umgab, wo die Größe so anmuthig und das Schöne so erhaben. Hier, wo die Straßen nach dem nahen Magnesia Sardes und Ephesus führten, landeten und holten die Schiffer Waaren aus aller Welt Enden, und die Nachrichten und Fabeln, die sie von fernen Küsten und Abenteuern zuführten,

spiegelten sich wieder in dem unaufhörlichen Gerede des lebhaften und wohligen Menschengedränges. Die alte, reiche, weithin herrschende Troja lag nahe genug, um ihr Andenken niemals hier erlöschen zu lassen, namentlich nicht in den Städten dieses Meerbusens, die seine Handelserben wurden. Ilion war auch weit genug nach Norden entrückt, um seine letzten Schicksale einigermaßen aus der Ferne mit künstlerischem Auge zu betrachten. Und in welch köstlicher Duftbläue, in welch edlen und reinen Linien zeigt sich hier jede Ferne!

Scheint es doch, als wenn das Gebirge des Sipylos, des Olympos, des Messogis, deren lange Ketten hier am Meere sich abdachen, hoch in den ewig heitern Lüften die weiten Schwingungen des Meerbusens wiederholten.

Auf seinen Gewässern aber fuhr unser Schiff gerade vor dem Wind einher wie ein schnaubender Renner, unter vollen Segeln, und warf das schäumende Gewoge sich gleichsam aus dem Wege. Nur zu früh erblickten wir das Ende der Bucht, deren Rand zur Linken mit langen Reihen weißer Zelte besetzt schien. Sie erwiesen sich als runde Hügel von Seesalz. Aecht orientalisch, jedoch mit dem Prachtanblick von Konstantinopel nicht zu vergleichen, streckte sich Smyrna weißröthlich in die grüne See-

fluth hinein, und stieg dann grau und schwärzlich die nackte Höhe hinauf, auf deren Spitze weder der düstere Cypressenwald noch die genuesische Kastell-ruine fehlten. All dahinter zogen und wölbten sich dunkle Bergrücken, an die sich zur Linken noch andere Kuppen und Ketten ansetzten.

Der Anker unserer Alamana fiel; zum Letztenmal hörte ich sein Rasseln, dessen Klang sich so oft mit der Vorstellung von neuen Landhöhen und unbekannten Menschen verknüpft hatte. Der Gedanke flog mir durch den Kopf, Schiff und Türken noch bis nach Athen zu behalten: doch meine Reisefrist war abgelaufen, ich durfte mich nicht mehr der Segelfahrt überlassen, bei welcher nichts unsicherer ist, als die Zeit. Am Häuserufer, das sich auf zahllosen Pfählen mit Buden und Vordächern ins Meer hinein fortsetzte, war es farbenbunt von Leuten in allen Trachten, der Hafen voll europäischer Dampfschiffe und Dreimaster, ein lang entwöhnter Anblick. Es war Mittag, und der Seewind trieb gerade so, aber noch viel stärker, als der Mittagswind am Garda-See, rauschende Wellenberge ans Ufer, weißgrün blitzend und hochansprühend. Unser kleines Landeboot stand bald hoch über dem Schiffsbord, bald schien die See es tief unten einzuschlucken. Endlich waren wir darin und mit wenigen Ruder-

schlägen am Lande, und nun ging der erste Weg zum deutschen Konsulat, um unsern Türken das beste Zeugniß auszustellen. Sie begleiteten uns bis zum Gasthof, und nicht ohne Bewegung nahmen wir von den braven Leuten Abschied. Der würdige Mustapha aber mußte uns versprechen, sich photographiren zu lassen.

Wie viel Köstliches, wie ganz Unvergeßliches hatten wir auf dieser nur vierzehntägigen Seefahrt erlebt! Manchen verehrten Freund kenne ich, der noch unvergleichlich mehr Genuß und Finderfreude davon hätte, weil er hundertmal mehr vom klassischen Alterthum versteht, auf dessen Gebiet ich nur ein Laie bin. Man sollte, um mit Muße eine Fahrt zu diesen noch so wenig durchforschten Küsten und antiken Stadtgebieten zu machen, sich durch die Kosten des eigenen Schiffes nicht abschrecken lassen. Ihre Summe schwindet zusammen, wenn man abrechnet, was in ebensoviel Tagen, als man auf seinem Schiffe sich selbst beköstigt und beherbergt, in den theuren Gasthöfen ausgegeben wäre. Freilich muß man manche kleine Behaglichkeit frischen Muths entbehren können, und darf auch nicht bloß mit griechischer Mannschaft reisen, und nicht zu einer Zeit, wo häufig rauhes Wetter zu befürchten.

Wir konnten es hier gar nicht besser treffen. In einem Konsul fanden wir einen Jugend- und Spielgenossen aus unserer Heimath, der stillen Paderstadt im fernen Westfalen. Ein anderer verehrter Freund, der neue deutsche Konsul, war eben eingetroffen. In der Diakonissenanstalt aber durfte ich in eine Zelle eintreten, in welcher die holdesten Erinnerungen aus dem vielgeliebten Hohenschwangau mir entgegenwinkten. Diese Herzlichkeit, dies deutsche gehaltvolle Gespräch thaten uns unbeschreiblich wohl, und dazu half mit, was ich gerne gestehe, die weich behagliche Wohnung und die blinkende Tafel nach langer Seefahrt in Kajütenenge, in welcher wir am Morgen unser letztes Ei gegessen. Wir ließen es uns prächtig behagen und kamen am ersten Tage nicht mehr dazu, in der Stadt uns umzuschauen.

Andern Morgens fuhren wir in Begleitung des allkundigen Freundes erst zu den neuen Eisenbahnanlagen, und dann zum altberühmten Flusse Meles, von welchem aber nicht viel zu sehen war, als eine Reihe kleiner Becken voll trüben Wassers. Daneben lag der Karavanenplatz, wo jährlich viele Tausende von Kameelen sich schaaren, ehe sie ihre Reisen in's Innere antreten oder wenn sie von der persischen oder kaukasischen Gränze zurückkehren. In Europa würde die ärmste Regierung solch einen Platz mit

Anstalten umsäumen: hier blieb alles so nackt und wüst und schmutzig, wie ich es nicht elender auf ähnlichen Karavanenplätzen in Marokko gesehen. Von da gingen wir durch den Cypressenhain eines Friedhofs auf den Hügel Tependschik, dessen Höhe — wir waren ja noch in der Türkei — eine unbewohnte Hausruine krönte. Von hier bietet sich eine herrliche Aussicht über die Stadt zum blauen Meerbusen. Wendet man sich aber rückwärts, so erhebt sich zur einen Seite der kahle Berg von Smyrna mit zerfallenden Festungsmauern, zur andern läuft eine lange braune Bergkette hin, dazwischen eingesenkt liegt grünsonnig eine Thalmulde, aus welcher zu beiden Seiten Gartendörfer sich an den Höhen hinaufziehen. Der belobte Aziziehgarten in der Nähe ist ein kleiner Flecken, der mit grünen Bäumen und einem Springbrunnen besetzt ist und am Flusse vor der Karavanenbrücke liegt. Wird dieser Platz nur mäßig gefüllt, so muß es ein unangenehmes Geschiebe geben. Besser gefiel uns das bunte geschäftige Leben im Bazar, obwohl er mit den sich durchkreuzenden Budengängen und Gewölben in Konstantinopel gar keinen Vergleich aushält. In Stambul legt der Orient das Köstlichste aus, was er selber schaffen kann, Smyrna jedoch ist der Stapelplatz für die billigen europäischen Waaren, deren

kaum eine Haushaltung mehr im Oriente entrathen kann.

Als wir aus dem Bazar heraustraten, entdeckte uns einer unserer türkischen Matrosen. Gleich rief er die andern herbei, die in den Kaffeehäusern am Nichtsthun und Erzählen sich eine Güte thaten. Jubelnd stürzten sie auf uns zu und umringten unsern Wagen, auch der alte Kapitän mit seinem weißen Schönbart und der langen Pfeife kam eilends daher, und nochmal gab es einen rührenden Abschied in Mitten herbei strömender Zuschauer. Als wir den Matrosen eine kleine Gabe anboten, wollten sie nichts annehmen: das hätte ja den Anschein gehabt, als hätten sie uns bloß deshalb nochmal begrüßt. Im Gegentheil, einer holte rasch aus dem Kaffeehaus Wein und Süßigkeiten und nun mußten wir uns von ihnen bewirthen lassen. So war auch das Letzte dieser schönen Meerfahrt eine angenehme Erinnerung.

Eine freundliche Stunde verlebten wir auch bei den Kaiserswerther Diakonissen. Da jetzt mehr deutsche Anstalten ähnlicher Art im Orient zu gedeihen beginnen, darf wohl ein kurzer Rückblick auf die Geschichte dieser Smyrnaer hier Platz finden. Als vor einigen Jahren der Vorstand des Kaiserswerther Mutterhauses durch Smyrna kam, hörte er von

Schweizern und Holländern, wie sehr sie nach protestantischem Unterricht für ihre Kinder verlangten. Im Herbst 1853 kam die jetzige Vorsteherin mit noch einer Schwester, mit 9 Schulmädchen fingen sie an, noch im Winter meldeten sich griechische dazu, und am Schlusse des Schuljahres war die Kinderzahl schon auf 52 gestiegen. Jetzt erhält sich die Anstalt bereits selbst: sie hat eine Schule von weit über zweihundert Kindern, wovon ein ungefähres Drittel im Hause wohnt, ein Waisenhaus von 30, eine griechische Armenschule von 80 Kindern. Der Diakonissinnen sind 16, der Lehrer und Lehrerinnen 12, unter letztern 3 Franzosen, 2 Griechen, 1 Armenier, 1 Engländer. Die Unterrichts- und Umgangssprache ist die französische, jedoch hört jedes Kind in seiner Muttersprache die Geschichte und Geographie seines Heimathlandes. Als nun vor ein paar Jahren die Kunde von den deutschen Kriegs- und Siegesthaten über's Meer scholl, begeisterten sich die Griechen in Smyrna für die Deutschen, die Armenier dachten zum großen Theile ähnlich, die Türken erschraken, und es fehlte nicht an argen Reibungen zwischen den Deutsch- und Französischgesinnten. Nach dem Kriege kamen junge Griechen und verlangten nach deutschen Büchern. Jetzt entschlossen sich die Diakonissinnen, deutschen Unterricht für alle ihre

Schülerinnen zu geben und siehe da, es war allgemeine Freude darüber. Mit wachsendem Vergnügen durchschritten wir die von Sauberkeit glänzenden Zimmer, den Musiksaal, und den Garten voll hochblühender Oleander: überall erfreuete der Anblick der lieblichen und gesunden Kinder aus den verschiedensten Nationalitäten, — für einen Ethnographen die anmuthigste Mustertafel. Mit Dank im Herzen schieden wir von der schönen deutschen Stätte des Friedens und der Bildung in orientalischer Wüstenei.

Wir durchfuhren nun langsam die engen und holprigen Gassen der Türkenstadt, der Judenstadt, und dann die besseren Straßen, die ebenfalls an Breite viel Mangel haben, und suchten aus Blick Haltung und Kleidung der Vorübergehenden deren Volksart zu errathen. Für ein nur etwas geübtes Auge ist das nicht schwierig, soll es aber werden mit jedem Jahre mehr: so rasch und gebieterisch glättet der wachsende Verkehr die nationalen Trachten und Züge aus.

Von den 200,000 Einwohnern Smyrnas sind die Hälfte Griechen, in die andere Hälfte theilen sich fast zu gleichen Theilen Türken Armenier Juden und Levantiner. Türken wohnen in der Stadt selbst keine 30,000, in der nächsten Umgebung aber wohl drei- oder viermal soviel; denn an Smyrna

hängen sie wie an einer vielgeliebten Stätte. Sobald man tiefer in's Land kommt, beginnt die Verödung des Landes und das rasche Aussterben dieses Volkes. In Ephesus, Magnesia und anderen Städten des kleinasiatischen Küstenstrichs war das Türkische noch vor zwanzig Jahren die herrschende Sprache: jetzt ist es die griechische. In Synope und Trapezunt soll es nicht anders sein. Wo ein paar Griechen sich Handels oder Handwerks wegen niederlassen, gründen sie alsbald Familien, und wo ein paar griechische Familien sind, stellt sich alsbald der Schulmeister von Athen ein. Es gibt unter den Griechen Hetärien oder Geheimbünde, die dafür sorgen, daß all die Küstenstädte der europäischen und asiatischen Türkei, sobald Griechen dort sich ansiedeln, auch Schulen ihrer Nationalität erhalten. Diese Geheimbünde sollen fort und fort eine geräuschlose und erfolgreiche Thätigkeit entwickeln.

Die Europäer sind in Smyrna am meisten durch Franzosen und Italiener vertreten, die Deutschen vorzugsweise durch Schweizer. Die Zahl der letztern beiden mag jedoch nicht viel über hundert Köpfe betragen. Die Franzosen behaupten in Gesellschaft Literatur und Sprache noch immer eine hervorragende Stellung, gegen sie treten die Engländer weit zurück. Die Griechen haben den größten Theil des

Handels wie der vornehmeren Stadt in Händen, während die Armenier ihr angeborenes Talent für Geldgeschäfte im Großen entwickeln und den Juden meistens nur die kleinen Abfälle übrig lassen. Auch in Konstantinopel wurde mir von Kennern der Verhältnisse versichtert, das meiste Geld, welches die Türken von der Rajah erpressen oder von den Europäern anleihen, wandere in die schweren verschlossenen Koffer der Armenier, die noch lebhaft an ihr altes armenisches Königreich denken.

Die besseren Stadttheile von Smyrna haben viel Aehnliches mit spanischen, mehrmal glaubte ich in Sevilla zu sein; jedoch fehlen, altes Festungsgemäuer ausgenommen, die Kathedralen und großen historischen Gebäude. Es wissen sich die paar Kuppeln und Thürmchen über der weißgrauen Einförmigkeit der platten Dächer kaum zu behaupten. Allerdings nimmt Smyrna in den letzten Jahren bedeutend zu, verglichen aber mit dem raschen Aufschwung europäischer Großstädte ist hier ein ewiges Anfangen und ewiges Zögern. Die bestgegründeten, die hoffnungsreichsten Unternehmen erleiden gar häufig von irgend einer Seite her, die kein Mensch in Rechnung zog, plötzliche Störung.

Die engen Gassen des türkischen Quartiers auf und ab zu fahren, gibt immer neue Augenweide. Wie

doch das Mohamedanerleben auf dem ganzen weiten Ländergebiet, welches von ihm besetzt wurde, so gleichartig und einförmig ist. Man könnte aus dem Thor von Mogador am atlantischen Ozean in die Thore Smyrnas treten und würde in Sitten und Wohnen, im Thun und Lassen der Bevölkerung keinen andern Unterschied bemerken, als daß in der Hauptstadt des Levantehandels das Leben etwas farbiger bunter und kräftiger erscheint. Die Türkinnen gingen hier tiefer verschleiert als in Konstantinopel. Man weiß aber schon von Weitem, ob sie unter oder über dreißig sind. Die Letzteren gehören zu den Matronen und ihr schwarzer oder rother Schleiermantel verhüllt wirklich Figur und Gesicht: die jüngeren blicken offener in's lachende Leben und lassen den Reiz der Züge vom durchsichtigen Schleier nur halb verdecken. Interessanter noch war die Judenstadt. In jedem Hause lagen die Jüdinnen, die lockendsten Gestalten darunter, zu vier oder fünf am weitgeöffneten Fenster oder vor der Hausthür, die helle Kleidung eng um den Körper gezogen, den Busen aber offen und auf dem Kopfe eine Art niedlichen Turbans. Gewiß haben die Juden schon ganz so gewohnt, als sie noch von Palästina aus ihre blühenden Ansiedlungen in den Handelsstätten des griechischen Meeres verbreiteten.

Als wir nach dem ersten großen Umblick nach unsers Freundes Hause fuhren, konnte ich nicht verhehlen, daß sein geliebtes Smyrna das seltsamste und merkwürdigste Stadtungeheuer sei, das man nur sehen könne, — eine Großstadt ohne Vaterland und öffentliche Meinung, voll Nationalitäten ohne Nation, eine mächtige Handelsstadt ohne Börse, ohne Industrie und Gewerbe, die älteste Stadt im Orient und dennoch in Häusern und Straßen wie zufällig eben erst zusammengestellt.

Ich muß diese Räthsel erklären.

Smyrna ist die einzige Stadt, die ihr uraltes Dasein, wie es schon vor Cyrus dem Perser und Cimon dem Athener war, nicht bloß bewahrt, sondern auch vergrößert hat. Smyrna spielte bereits eine Hauptrolle im jonischen Bunde, wurde von Alexander dem Großen neugebaut, wurde des Antigonus Hauptstadt und des heiligen Polykarpus Bischofssitz. Noch unter den Römern war es eine geweihte Stätte der Wissenschaft Künste und Poesie, man nannte es den Philosophenwald und das Asyl der Musen und Grazien. Im Mittelalter mischten sich hier mit den Byzantinern die Ritter von Rhodus und die Handelsherren von Genua und Venedig. Dreihundert Jahre lang wurde die Stadt heftig umstritten: öfter hing über die Mauern

der alten Akropolis der Roßschweif des Islam, während auf dem Kastell St. Peter die Kreuzesfahne wehete. Seit den letzten fünftehalbhundert Jahren aber war die Stadt beständig in den Händen der Türken und hatte die Raubgriffe der Paschas, erschütternde Erdbeben und schwere Pest und Seuchen zu bestehen. Smyrna hat das alles überdauert, während Ephesus und Milet, Sardes und Magnesia, Pergamus und Halikarnaß vergangen sind. Aber Smyrna ist auch seit fünftehalbhundert Jahren geblieben was es war, ein großes Karavanserai, eine weltbekannte Stätte, wo Kameelladungen und Handelsschiffe zusammen treffen und ihre Eigenthümer ein nothdürftig Unterkommen nehmen, um rasch ihre Waaren auszutauschen und wieder von dannen zu ziehen.

Um diesen Waarenumtausch zu vermitteln, haben sich Bruchtheile aus den verschiedensten Völkern hier angesiedelt, und wurde Smyrna die vornehmste Handelsstadt des türkischen Reichs. Kleinasien bringt hier seine Aernten an Feigen und Rosinen, Krapp und Baumwolle, Opium und Schwämmen, und was es an Seidenzeugen und Teppichen fertig bringt, zu Markte, und holt dafür europäische Industriewaaren. Von der einen Seite erschienen hier neben den Türken asiatische Griechen, Juden, Armenier

und Perser, von der anderen Seite kamen europäische Griechen, Italiener, Franzosen, Holländer und Engländer. Jede Völkerschaft siedelte hier ihre Sprache und Sitte an, jede trachtete sich eng beisammen zu halten, niemals entstand eine Gemeinsamkeit des Handelslebens, niemals eine große Anstalt oder Einrichtung dafür. In der allgemeinen Unsicherheit der Dinge wagte sich kein genossenschaftlicher Geist hervor, es sei denn aus den untersten Stufen der Lastträger und Kameeltreiber.

Ueber die Westeuropäer aber schien das orientalische Leben einige Gewalt zu gewinnen. Es bildete sich hier eine Abart und Mischgattung in Nationalität und Sprache. Italienisch wurde die Grundlage der Verständigung, jedoch das Italienische erhielt bald spanische, bald französische, bald griechische und türkische Accente und Einmengsel: es ergab sich eine Lingua franca, die Jedermann verstehen konnte. Die jungen europäischen Kaufleute aber, denen bei dem Gewinn die Schönheit der Gegend gefiel, nahmen sich Frauen aus griechischen, armenischen, jüdischen Familien, und ihre Kinder gehörten weder dem einen noch dem anderen Volke an: sie bildeten eine besondere Volksart, die Levantiner.

So geschah es und blieb es bis vor etwa einem Menschenalter. Und siehe da, die nationale Frische

und Triebkraft, die in den europäischen Völkern wieder erwacht ist, zeigte sich auch auf diesem Punkte: sie zog ihre zerstreueten, ihre fast verlorenen Glieder wieder an sich. Die Lingua franca hört auf, und man lernt dafür Italienisch und Französisch und Spanisch rein sprechen. Die Levantiner Familien aber verlieren ihre Besonderheit und verschwinden; denn ihre Sprößlinge werden wieder Griechen oder Italiener oder Franzosen oder Engländer.

Der Orient hat keine Macht mehr über die Europäer: er muß wieder hergeben, was er von ihnen an sich gezogen hatte. Vor dreißig Jahren sah man in Smyrna noch viele Neger und Mulatten, Araber und Ziegeuner: jetzt begegnet man ihnen nur noch selten. Jetzt lösen sich sogar die besondern Volksarten auf, die hier für alle Zeit festgesiedelt schienen, die spanischen Juden und asiatischen Griechen, und jeder Gebildete nimmt europäische Tracht an, einerlei ob Jude oder Grieche, Armenier oder Perser. Liegt nicht auch darin ein Fingerzeig dessen, was sich in diesen Gegenden vorbereitet?



XXIII.

Nach Syra.

Das Lloyddampfschiff verläßt Smyrna am Spätnachmittag, und indem es den ein paar Stunden langen Busen durchschneidet, hat man zu beobachten Gelegenheit, wie die sanften Abendlichter über die spiegelnden Gewässer ziehn. Jedesmal wenn man diese lieblichen Gestade, welche das blaue Seegewoge in weichen Wallungen umziehn, ihre rundfelsigen Bergformen, und in der Tiefe das dunkelgewaltige Gebirge wiedersieht, alles so groß und machtvoll und doch weich und anmuthig und edelfein, da findet man nichts natürlicher, als daß hier alle neuen Musen sich ansiedelten. Was den griechischen Küsten und Inseln so ganz eigen gehört, das innige Verschwistertsein von Meer und Land und Gebirge, das

stellt sich nirgends glücklicher dar, als im Busen von Smyrna. See und Gestade stehen im schönsten Verhältniß zu einander, keines überhebt sich, jedes ist nur Ergänzung des andern. Und diese felsigen Vorsprünge, diese Bergketten, welche den Smyrnabusen umkränzen, wie sie so schön geründet, so lieb und lockend sind! Alles ladete hier den Griechen ein zu fröhlichem Lebensgenuß in der Weinlaubfrische und Schattenkühle der Platanen. Und blickte er wieder zum weithin sich dehnenden Meerbusen, auf dessen zartschimmerndem Milchblau sich Felsgestalten und ziehendes Gewölke in leichten Linien abzeichneten, so mußte sich ihm die Seele sehnen auf's wilde wogende Meer und zu all den Inseln und Ländern dahinter, von denen täglich neue Schiffe Kunde brachten.

Als wir auf die offene See traten, nahm die bunte Schiffsgesellschaft uns vollauf in Anspruch: jedes Plätzchen war besetzt, der ganze Orient wollte uns noch einmal das Geleite geben. Unter den Reisenden auf dem ersten Deck fielen dreierlei Personen in's Auge: die Geistlichen, sowohl Mönche als amerikanische englische und deutsche Protestanten, sie alle arbeiteten jeder an der Aernte für seine Kirche auf dem orientalischen Missionsgebiete, in dessen unabsehlicher Weite nur erst wenige Garben stehn,

— ein paar vornehme Griechen, die ihre Nationaltracht noch auf ihren Dienern paradiren ließen, — endlich eine türkische Paschafamilie, welche mit ihrem Nomadenzelt fast die Hälfte des Oberdecks einnahm. Nicht gerade appetitlich war der Blick hinter die Zeltwände, wo die gelben und schwarzen Frauen mit ihren blaßkränklichen Herrinnen hockten in malerischer Unordnung zwischen Säcken und Päcken und Körben. Der zweite Platz gehörte Griechen Maltesern Italienern und slavischen Oesterreichern, sämmtlich Vertreter des Kleinhandels. Das ganze Unterdeck aber wimmelte von halbnackten Arabern und Syriern, die eine Hälfte in Lumpen die andern in schmutzigen Haiks oder Wollmänteln, unter ihnen viele lebhafte und scharfgeschnittene Köpfe.

Es waren anderthalbhundert Mann, eben erst von Beyrut hergebracht unter der Obhut von nur einem Offizier und zwei Kavassen, — arme Maschinen von Menschenarmen und Beinen für Flinte und Säbel, die Wenigsten sollten ihre Heimath wiedersehn. Sie aber kümmerte das wenig: als es Abend wurde und sie gegessen hatten, begannen sie sogleich ihre Spiele. Mehrere tanzten, indem sie Tücher schwenkten, Grimassen schnitten, und auf das Unglaublichste die Glieder verrenkten. Rings um die Tänzer hockten ihre Kameraden und sangen und

klatschten ihnen den Takt. In andern Kreisen schlug man sich taktmäßig in die offenen Hände, dabei ließen die Einen den Unter-, die Andern den Oberkörper reißend schnell hin und her zittern und zuckeln, während der übrige Theil des Leibes starr und steif blieb. Beklatscht und belacht wurden am meisten, welche etwas schamlose Vorstellungen zum Besten gaben. War dieses Volk etwas anderes werth, als sich todtschießen zu lassen, damit die Paschas Herrschaft und volle Taschen behielten? Wie viel Menschenalter haben die christlichen Geistlichen noch zu thun, um solches Volk zu bilden, wenn nicht andere Mächte von Westen kommen, die ihm ein menschenwürdigeres Dasein bringen!

Andern Morgens hatten wir blitzende bewegte See und leuchtenden Himmel, das Schiff aber war ein Leichenfeld. Die armen Leute da unten lagen alle von Seekrankheit niedergestreckt wie nach der Schlacht, und aus dem Paschazelt ertönten jämmerliche Klagetöne. Unserer Fünf oder Sechs, meine Gefährtin dabei, waren die Einzigen, die bei der Tafel erschienen.

Wir fuhren zwischen den Inseln Tine und Mykono durch, und jetzt tauchten links und rechts Stücken der Inselwelt auf, alle bleich und braun über den bläulichen Fluthen und den schimmernd

weißen Wogendämmen. Länger hing das Auge an dem nackten Felsen von Delos: einst der geheiligte Tempelort Apollos ist jetzt diese Insel noch öder und ungesunder als die andern. So reizend die Bergformen dieser Inseln, man erschrickt doch vor ihrer entsetzlichen Nacktheit: sie blicken über die See daher, als wenn ein verheerendes Wetter ihnen jeden Schmuck abgerissen hätte.

Delos, das nach der Göttersage der alten Griechen auf dem Meere schwamm, bis Poseidon die Insel auf des Meeres Grunde befestigte, damit Latona, des Zeus Geliebte, hier eine Zuflucht fand, wo sie in blühender Wildniß am krystallenen Born Apollo und Diana gebar, — Delos, wohin alle Staaten Griechenlands Gesandte schickten, um den heiligen Spielen beizuwohnen, — wie gern hätten wir diese Insel besucht! Aber unsere Alamana ankerte fern im Hafen von Smyrna, und das Dampfschiff reißt den Reisenden nur so vorbei an den heimlichen Felsbuchten und lockenden Gestaden, an denen seine Sehnsucht nur wie Gefieder umherflattert, dessen Fuß keinen Platz zum Ausruhen finden kann.

Als wir in den schönen Hafen von Syra einfuhren und die Stadt erblickten, wie sie auf leichten Hügelwellen ganz weiß zur braunen Höhe ansteigt, da hielten in langer gerader Linie, einen Schuß

weit von uns, gewiß an funfzig Boote. Sobald die Flagge niedersank, flogen sie im Wettrennen auf's Schiff zu, im Nu war es von einem Haufen Menschen erklettert und bedeckt, die auf das Gepäck der Reisenden einstürmten um sie mit ihm in ihre Boote zu bekommen. Wer keine Eile hat, lasse, wenn er in einen Hafen kommt, den ersten Schwarm erst ruhig abschieben, um später gemächlicher und auch billiger an's Land zu fahren. Im Boote sitzend beobachteten wir ein eigenthümliches Spiel des Lichts und der Wellen. Das Gewässer innerhalb der Bucht, soweit es durch den Hafendamm abgesperrt wird, hatte einen grünlichen Schein: von der Spitze des Molos aber zog sich eine Linie in's Meer weiter hinein, jenseits deren alles glänzte im prachtvollsten Blau. Durch den Höhenzug der Insel Syra, der sich fast zum Vollkreis ründet, durch den langen Hafendamm, durch eine nahe anstoßende Insel mit Leuchtthurm, dann durch die vier Inselberge, die vor der Ausfahrt draußen in der See liegen, bildet sich eine der prächtigsten Hafenstellen auf der Erde, in deren Umkreis es den Seeleuten recht wohnlich vorkommen muß.

Es wohnte in Syra ein Bekannter, ein junger Bildhauer, der eine frische Münchnerin von dannen geführt, meinem Hause aber eine hübsche kleine

Zierde zurückgelassen hatte. In der aufblühenden Handelsstadt gab es ziemlich Arbeit, aber die großen Bestellungen auf edele Kunstwerke wollten noch nicht kommen. Im Griechen steckt tief die Begierde zu glänzen, und wenn ihn die Gluth des Ehrgeizes oder der Vaterlandsliebe erfaßt, kann er ein Vermögen opfern: für gewöhnlich aber hält er seine Mittel eng zusammen, und hat für die reine Kunst noch wenig übrig.

Im Hause des Bildhauers gab es ein köstliches kühles Wasser: nicht sättigen konnte ich mich an dieser Erquickung. Ich begriff den Ausspruch des alten Philosophen „das beste aber ist das Wasser." In heißen Ländern hängt Leben und Gedeihen vom Wasser ab und ist es zu jeder Stunde in der That die größte Wohlthat. Im Orient gibt es keine hübschere Sitte, als dem Eintretenden frisches Wasser zu bieten, und weil das wenig ist, so gibt man einen Theelöffel Süßigkeiten dazu, von denen jedes gute Haus sich mit den köstlichsten und verschiedensten Arten versorgt.

Steigt man in Syra die engen Gassen und Treppen hinauf, welche in die Höhe führen, so öffnen sich wie überall in den Städten am mittelländischen Seegestade, die schönsten Blicke durch und über die Häuserreihen auf's Meer. Oben aber, auf

den nackten felsigen Gipfeln — da liegt wieder ausgebreitet die Seligkeit griechischer Berg- und Insel- und Seelandschaft. Unten die tiefeingezackte Bucht von Syra, vor ihrem Eingange wie Wächter drei Felsinseln, eine vierte kleine wie ein noch weiter vorgeschobener Wachposten, und ringsum die blaue schimmernde Meeresfluth, — eingefaßt drüben von langestreckten Inseln, die ihre Berghäupter herrlich emporheben und von denen jetzt helle Ortschaften herüberglänzten, — und ganz in der Ferne wieder andere Inseln, die wie aus tiefem Naturzauber auftauchten und wieder verschwammen in dunkler Bläue, — eine wahre Götterherrlichkeit.

Noch eine andere Aussicht erhellte sich vor meinen Blicken, die Zukunft Griechenlands. Diese griechische Großstadt zu meinen Füßen was war sie vor dreißig Jahren? Ein armseliges Piratennest. Gewiß es waren die Dampf- und Segelschiffe der Franken, die hierher Leben und Leute brachten. Syra lag ja gar zu prächtig zwischen Griechenland der Türkei und Aegypten: in dieser Gegend mußte, wie einst auf Delos, eine große Handelsstadt wieder erstehen. Aber die große Masse des Seevolks, der Händler und Rheder, der Kauf- und Kram- und Handwerksleute waren doch Griechen! Griechen sind es, die jahraus jahrein ein paar hundert Schiffe bauen

und sie nach allen Häfen schicken. Hier hat sich doch gezeigt, wie rasch sich Griechen guter Gelegenheiten bemächtigen können, hier haben sie ihre Zukunft begriffen. Denn sie sind ein See- und Küstenvolk, und ihre Zukunft liegt auf dem Meere und haftet an all den Küsten und Inseln, soweit sie einst den alten Griechen gehörten.

Noch sind weit und breit diese schönen Küstenstriche leer und öde. Das wird aber anders werden, sobald erst ein paar Bäche vom europäischen Ueberfluß an Geld und Menschen in diese fruchtbaren Wildnisse hinein rieselt. Können die Griechen sich nicht selbst an Kraft und Volk vervielfachen, so müssen sie andern Leuten Raum geben, die rüstiger schaffen. Schon das nächste Jahrhundert wird, was die kleinen Völkerschaften betrifft, die Unbarmherzigkeit selbst sein. Die Schwingungen, die von den großen Massenvölkern ausgehen, werden mit erschütternder Gewalt auf die kleinen Völkerschaften treffen. Wie lange ist's denn her, daß Handel und Verkehr, Reisen und Eisenbahnen, Presse und Telegraphen den jetzigen raschen Betrieb bekamen? Nur ein halbes Jahrhundert. Und wurde diese Bewegung nicht mit jedem Jahrzehnt unaufhaltsam rascher, wuchtiger, unwiderstehlicher? Was aber könnte sie noch lähmen, als etwa ein neuer Mogolensturm

aus Hochasien, oder der vollständigste Sieg der schwarzen oder ein allgemeiner Aufstand der rothen Internationale? Davor fürchtet sich aber wohl Keiner, der die realen Machtmittel historisch würdigen lernte.

Bricht also das türkische Reich nicht früher zusammen, so werden die Griechen vielleicht noch ein Menschenalter Zeit haben, um Staat und Volk zu entwickeln, daß sie Stand halten. Talent haben sie genug, und ihr sittlich festes Familienleben haben sie sich durch all die trüben Zeiten hindurch bewahrt. Wohl aber müssen sie bald anfangen, mehr zu leisten, als worauf sie jetzt gern hinweisen, und zwar mit Recht hinweisen. Denn das Geleistete gibt immerhin eine gute Grundlage. Da uns die schweren Mängel und Schwächen im neugriechischen Staats- und Volkswesen groß und dunkel anstarren, so werden die wirklichen Fortschritte nicht genug gewürdigt. Drei Lichtpunkte lassen sich doch nicht ganz übersehen: Vermögen sammeln, — Schulen gründen, — Veredlung und Verbreitung der neugriechischen Sprache. Nur einen Augenblick will ich dabei verweilen.

Als im Frühling des Jahres 1832 der edle Otto, dessen Unglück sein gutes und vertrauensvolles Herz war, sich die kleine griechische Stachelkrone aufsetzen ließ, welchen Anblick hatte man da? Soweit Neugriechen wohnten, ein Volk in Lumpen, bleich

vor Hunger und Armuth, seine Oelbäume niedergehauen, seine Städte und Ortschaften in Ruinen, die von Raub und Blut geschwärzt waren. Jetzt sind die Städte und Ortschaften wieder aufgebaut und ist wieder Geld in den Familien: wenigstens hat das Volk überall, sei es durch Handel oder durch Landbau, die Mittel zu einem menschenwürdigen Dasein wieder gewonnen.

Hierauf, auf Haus und Geld, verwandten die Griechen, sobald sie wieder freier athmen konnten, ihre erste und einzige Sorge. Sehr bald verknüpfte sich damit ein edleres Streben, das geräuschlos, aber ungemein praktisch ist, und von dessen weitgreifenden Erfolgen, scheint es, man weder in Konstantinopel noch in London und Paris eine Ahnung hat. An allen Hauptsitzen griechischen Lebens entstanden Schulen, und jede größere Ortschaft wollte ihren Schulmeister haben. Die Hochschule zu Athen kann nicht Schulmänner genug liefern, die ringsum in den griechischen Gemeinden der Küstenstädte Stellen finden. Die alte Hetärie hat längst die blutigen Waffen niedergelegt, aber sie arbeitet und kämpft fort mit den Waffen des Geistes. Der Grieche hat regen Lerneifer. Wie sehr zeichnet er sich dadurch aus vor andern kleinen Völkerschaften, die auch aufstreben, vor Rumänen und Magyaren, Czechen und Südslaven!

Mit dem Aufblühen der zahlreichen Schulen hängt aber die Verbreitung der griechischen Sprache zusammen. In vielen Städten, wo noch vor zwanzig Jahren das Türkische vorherrschte, hat ihm jetzt schon das Griechische den Rang abgelaufen. Diese Thatsache ist sicherlich der beste Wegweiser in die Zukunft.

Von den Wandlungen und Hoffnungen der neuhellenischen Sprache und den großen Wortbäckern zu Athen ließe sich freilich ein wunderlich Kapitel schreiben. Doch ich beschränke mich hier nur darauf hinzudeuten, daß in allen Hütten und Häusern rings um das ägäische Meer, sobald die griechische Sprache darin auflebt, auch die Hoffnung und der Wille erwacht, dem griechischen Volke bessere Zeiten zu verschaffen. Man ist zu den größten Opfern entschlossen, und berechnet fortwährend, wie die Griechen an den Küsten und auf den Inseln an Menge und Wohlstand sich verstärken. Seit in Europa noch eine andere Macht, als Franzosen Engländer und Russen, angefangen ein Wort mitzureden, seit zu gleicher Zeit Rußlands Politik, auf welche der eine Theil der Griechen mit Sehnsucht, der andere mit Entsetzen hinblickte, sich nach Mittelasien gewendet, geht es wie ein erfrischender Hauch durch die ganze neugriechische Welt. Die patriotischen Ideen und

Schwingungen haben sich neubelebt, und eitel und phantastisch wie die Griechen sind, sehen viele ihren Weizen schon in Blüthe stehen.

All diese Hoffnungen hängen zur Zeit noch an seidenen Faden: doch wie gern belebt man sich mit Träumen die Zukunft eines Landes, das einst hoch und herrlich blühete vor allen Ländern der Erde, dessen einsame Thäler und Breiten noch immer durch guten Fruchtboden gesegnet sind! Das grüne Waldkleid hängt zwar nur in zerrissenen Fetzen noch an den Bergen, in den meisten Gegenden ist es sogar für immer abgerissen: die thauige Frische des alten Griechenlands, welche auf Geist und Gemüth so wohlthuend einwirkte, läßt sich nicht wieder erlangen. Wohl aber kann Griechenland wieder so wohnlich und fruchtbar werden, als der Süden Italiens und Spaniens, zumal es um so viel schöner ist.



XXIV.

Athen.

Seestädte, die von Tiefbuchten an Bergen aufsteigen, entfalten sich besonders herrlich, wenn im Abenddunkel tausende von Lichtern in den Häusern, auf den Schiffen und am Ufer glänzen und in der See sich wiederspiegeln. Da Syra sich auf so vielen Hügeln übereinander hoch in der Runde empor hebt, so bietet es Abends das Schönste solchen Lichterglanzes. Ich nahm ihn, als wir abfuhren, als gute Vorbedeutung für diese Insel- und Küstenwelt, deren Zukunft noch so dunkel ist.

Morgens früh stand der Dampfer dem Vorgebirge Sunion gegenüber. Aus der Höhe grüßte die weiße Tempelruine herunter. Die Sonne hob gerade dahinter ihr Herrscherantlitz empor, und die Säulen

schienen umwoben von einem blendenden Strahlenkranz. Wohl keiner, in dessen Seele nur ein wenig historisches Licht gefallen, könnte zum erstenmal ohne tiefe freudige Erregung diese vielgezackten Küsten und Buchten, diese berühmten Berge und Thäler, erblicken. Sie sind die geweihete Stätte der Pallas Athene, der Göttin des energischen Helllichts im Geiste, durch welches der Mensch große Dinge nach Gesetz und Ordnung plant und mit stählerner Willenskraft vollbringt. Durch solche Tugenden rang sich hier ein Völkchen zum ersten und edelsten in der Welt empor, und mit vollem Recht glänzten von diesem Gestade der weiße Suniontempel und auf der Akropolishöhe Athenes goldblitzender Helm den Staatsmännern und strebenden Jünglingen entgegen, denen es heimlich in der Seele jauchzte, wenn sie zu hohen Festzeiten unter purpurnen Segeln hier einherzogen, Zahllose aus allen Ländern des Mittelmeeres alle diesem Lichtheerde zu.

Rasch näherte sich unser Schiff dem attischen Gestade. Wie es so lockend da lag, lächelnd im Sonnenglanz, die Burghöhe mitten in der Ebene, diese links sich breitend wie ein glattes Seebette, rechts sich empor hebend mit einigen krausen Erhöhungen bis zu den Bergen, — diese Bergzüge selbst wie Hochwächter stehend hinter der Ebene, hier

links der Parnes, hinter der Burg der Pentelikon, da rechts am nächsten dem Meere der Hymettos. Dieses Land war erhaben und anmuthig zugleich. O sei tausendmal gegrüßt, du geweihete Stätte des Völkerlichts und Völkersegens!

Auch der Pyräus, auf welchen jetzt meine Blicke fielen, gefiel mir sehr. Es ist ein schöner Hafen, so nett gerundet und geschlossen, nicht übergroß, sondern für des jungen Staats Verhältnisse passend. Die Bergzüge, die ihn von fern umgeben, und seine schöne Rundung machen ihn zum angenehmsten Seebecken. Erstaunt war ich, ihn von Schiffen so belebt zu sehen, von Kriegs- und Handelsschiffen, und dahinter lange Reihen von schmucken Häusern und Häuschen, eine rasch wachsende Seestadt mit bereits zehntausend Einwohnern.

Scheuend das Bordgedränge und den Lärm der Eisenbahn übergaben wir uns einem Sendling des Gasthofs, der in Athen gerade dem Schlosse gegenüber liegt. Dieser Mann richtete still und artig seine Empfehlungen aus, brachte uns mit wenigen Ruderschlägen an's Land und dann im fliegenden Wagen nach Athen, das nur etwa anderthalb Stunden entfernt liegt. Wir kamen dort gleich nach dem Bahnzug an, hatten aber unterwegs unsere Freude gehabt, uns umzuschauen in dem herrlichen Gefilde

und in den unabsehlichen Gärten voll Wein und Oelbäumen durch welche der Weg führte.

Athen war hübscher, als ich es mir vorgestellt hatte. Es sieht einer kleinen deutschen Residenz ungemein ähnlich, Gotha wäre ihm noch zu groß, aber etwa wie Detmold oder Köthen. Die Leute waren durchgehends wohlgekleidet, und mehrere grüßten freundlich. In ihrem Benehmen drückte sich ein bürgerlich bescheiden Wesen aus. Die Menge der Gast- und Wirthshäuser fiel mir auf. Ein größeres Kaffeehaus war ganz besetzt: dort wurde, soviel ich im Vorbeifahren bemerken konnte, Politik gemacht, des zarten Staatswesens ewiges Unglück. Der lächerliche weiße Fältel-Unterrock, die Fustanella, ließ sich nirgends blicken, ich habe auch später keine Zehn in dieser Nationaltracht gesehen, deren Untertheil Balletmädchen gehört, während der Obertheil die Brust- und Armschienen unserer abgelegten Ritterrüstung vorstellt. Leider ist auch der hübsche Rothfeß mit der langen Goldtroddel verschwunden, der über dem schwarzen Lockendickicht so reizend die Frauen kleidete.

Als wir am Ende der Hermesstraße ausstiegen, vor uns den prächtigen Platz mit Baumanlagen und stattlichen Gebäuden, uns gegenüber das weißmarmorne Residenzschloß sahen in seinen schlichten, aber

edlen und großen Verhältnissen, war ich doch freudig erstaunt, was Alles in nur vierzig Jahren hier entstanden. Denn was gab es in Athen, als König Otto auf schöngewähltem Platze das Schloß bauen ließ? Eine kleine Viertelstunde weiter unten lagen unter der Burghöhe wie ein grauer Lehm- und Steinhaufen etwa dreihundert armselige Häuschen mit niedrigen brandgeschwärzten Mauern und Fensterlöchern, dazwischen ein paar ganz kleine dunkle uralte Kirchlein, deren Thür so eng und niedrig war, daß kein Türke hinein reiten konnte. Das war Athen damals, und jetzt ist es eine schöne und vornehm behagliche Stadt von funfzigtausend Einwohnern.

Da meine Frau sich von den Dampfschifffahrten ausruhen wollte, so stieg ich alsbald zur Akropolis allein hinauf, in einer, was wohl natürlich, etwas festlichen Stimmung. Mich beschäftigte innerlich das berühmte Bild unsers großen Cornelius, die Blüthe Griechenlands, vor welchem ich so oft sehnsüchtig gestanden, und als ich nun durch die Propyläen schritt, da plötzlich, wie man wohl bei nächtlichem Gewitterdunkel im jähen Blitz Gebäude und Fenster und Baumgrün ganz helle vor sich sieht, so klar und heiter stand auf einmal alles vor mir, die Altäre und Weihgeschenke, das gewaltige grünbräunliche Erzbild der Göttin, zur Seite hier ihre

festliche Tempelhalle, dort der zierliche Bau des Erechtheion mit den frohsinnigen Jungweibern, die das Gebälke tragen, und der Hintergrund gefüllt von Thürmen, Zeughäusern und Festungszinnen, und ringsum das waldgrün prangende Gebirge. Heiligkeit in der Seele, Fleiß und Willenskraft und Verstandesschärfe — das war den Athenern ihre Pallas, und dieser ganze erhabene Berg ihr ein einziges großes Heiligthum voll hehrer Schönheit und lieblichster Grazie. Hier wo alles von Gold und Farbenpracht und schneeweißem Marmor leuchtete, wo alles voll Größe und Geschichte war und Seelenadel, hier waltete auch innigste, tief demüthige, und dennoch erhobenen Hauptes frohherzige Verehrung des göttlichen Weltgeistes.

Und dann versanken die Bilder wieder und ich sah die trübe Gegenwart, die weite nackte Bergplatte, auf deren glatten Felsen die Sonne widerschien, die verfallenen Gebäude rechts und links, die zahllosen Trümmer edlen Bildwerks hier und da aufgeschichtet, — und es wollte mir unsäglich traurig zu Muthe werden. Aber innen blieb mir doch wie von zarten Mondesstrahlen gewoben jenes erste Glanzbild von den strahlenden Tempeln und Bildsäulen stets gewärtig, und als ich die Stufen zum Parthenon hinauf gestiegen, — da lag da unten

ausgebreitet die entzückende Herrlichkeit der Landschaft, jeder Zug darin so fein und edel und lichtvoll, dort aus dem Meer aufragend Euboea Salamis Aegina und die Pyräusküste, hier unten das goldbraune Gefilde in leichten Hügelwellen wie eine liebliche Au, — umfaßt von den ernstgewaltig daher wogenden Bergzügen des Parnes und Hymettos, dem spitzen Lykabettos und dahinter dem Pentelikon, und dort drüben der feste stahlblaue Meeresglanz und die hochgipfelnden Berge des Peloponnes, über Alles aber die unermeßliche lichtstrahlende Aetherbläue.

Ach, es waren ein paar selige Stunden, noch n der Erinnerung leise quellend von Glück und wonnigen Gedanken, das erstemal da oben auf der Akropolis. Immer wieder war ich in halbes Traumleben versunken: das ganze prächtige Athen sah ich vor mir mit den vielen sonnbeglänzten Tempeln und Denkmälern, ich sah dazwischen die hochgemuthen Männer und Frauen gehen, ich sah sie sitzen in der Abendkühle dort in der offenen Halle bei Perikles, hochgemuth im Besitz ihrer Siege über das asiatische Weltreich, im Besitz ihrer hohen Ideale, ihrer edlen Kunstfülle, ihres ganzen frohbewegten und tieferfüllten Daseins. Wie sich da die Dichter und Redner und Philosophen, die feinsten Köpfe Griechenlands, anblickten und gegenseitig maßen und wett-

eiferten, die machtvollsten Ideen in knappe wahrste Sätze zu bringen, aber auch in schöne anmuthige Form; denn es waren auch hell- und großäugige Frauen dabei, thauend von Witz und Schönheit. Wie da holde Anmuth die Gedanken und die flüssige Sprache durchdrang und das attische Salz sich körnte! Und wenn die Herren nachher irgendwo an den Abhängen unter dicht schattigen Platanen saßen und angeregt von jenen Abenden in die kleinen Täfelchen schrieben, die sie auf den Knien hielten, wie schärfte und glättete und verdichtete sich da ihre Rede, daß der Stil klassisch wurde! Freilich hatten sie auch kein wohlfeiles Papier, sie mußten ihre Ideen wohl schmieden und stählen, und sie hatten auch nicht soviel zu lernen und zu wissen und zu sagen von allen Dingen im Himmel und auf Erden und im tiefsten Meeresgrunde, wie ein gebildeter oder gar ein gelehrter Mann heutzutage.

Als ich nach Hause kam, erklärte ich meiner Frau: wir wollten all unsere Athener Briefe und Empfehlungen wieder in den Koffer thun, Niemand besuchen, und immer wieder auf die Akropolis gehen. Und als ich sie andern Morgens hinführte, da stimmte sie jubelnd mir bei. So sind wir vier Tage in Athen gewesen, und was wir in der Zeit gethan, ich weiß es nicht. Die seligen Tage schwammen nur

so dahin. Wir haben keinen Menschen gesprochen, haben die meiste Zeit oben am Parthenon gelegen oder unten unter den schön bronzirten Säulen des wundervollen Theseustempels, und dann sind wir in den Gasthof zurückgekehrt, haben gut getafelt und geruht, und haben dann wieder irgend ein geliebtes Plätzchen aufgesucht.

Natürlich wurden auch öfter die Hauptsachen in Athen betrachtet, die herrliche Säulenreihe vom Tempel des olympischen Zeus, der Areopag, der Pnyx und Philopappus. Wir gingen das stille Flußthal entlang und genossen wiederholt die entzückende Aussicht vom Schloß und von der Universität über die Stadt hin zur Akropolis, die mit ihrer fast tausend Fuß Höhe und den Tempeln oben alles überragt. Die öffentlichen Gebäude sind schlicht und bescheiden gehalten, aber sie haben etwas Vornehmes in ihrem edlen Stil und ihrer Marmorweiße. Die neue Akademie neben der Universität ist schon prunkvoller gerathen, sie entspricht dem glänzenden Millionenreichthum ihres Schenkers. Möge allmählich der Inhalt dem kolossalen Gehäuse entsprechen!

Altathen mit seinem Schmutz- und Winkelgemäuer, seinen Wirths- und Handwerkerbuden war der erste Ansatz, von dem aus die Stadt sich fortwährend erweiterte. Je mehr sie sich davon entfernt,

desto europäischer und vornehmer werden die Straßen und Gebäude. Die beiden Hauptstraßen, die Hermes- und Aeolische Straße, welche sich und die Stadt wie ein griechisches Kreuz durchschneiden, gaben ihr bisher den Grundriß, all die andern Straßen mündeten hier ein. Die neuen Stadttheile werden sich bald ihre eigenen und größeren Namen geben. Wieviel noch immer gebauet wird, erfuhr man Abends, wenn in den Bergen dumpf die Steinbrecherschüsse abknallten, welche die Felsen zu dem trefflichen Baugestein sprengten.

Sehr löblich ist, daß man die Straßen mit Bäumen bepflanzt, die dichten Laubschatten geben. Im Sommer muß Athen schwer von Hitze leiden. Schon jetzt im Juni wurde sie öfter unerträglich. Die Gluth wurde Brand, die höchsten und kühlsten Plätze gewährten keinen Schutz mehr. Die Nächte waren wie ausgefüttert mit Gluthhauch, alles weich und warm: die lieben Sterne aber um so näher, so traulich und glanzvoll. Im Schloßgarten freueten wir uns der höchst glücklichen Mischung von südlichen und nordischen Baumgruppen, es überkam uns etwas wie Waldgefühl und man meinte das heilige Rauschen im Föhrenwald zu vernehmen. Wie muß es im alten Athen sich lustig gelebt haben, als noch die Berghänge ringsum ihre stolzen

Wälder trugen! In stillen Nächten mußte man von dorther Waldesrauschen, wie vom Pyräus her das Wellenrauschen hören. Tagsüber aber wehete über die glückliche Stadt hin und her erfrischende Wald- und Seeluft.

Noch immer übt die Landschaft Athens unsäglichen Reiz. Meer und Ebne und Hügel und Berghöhen. alles ist so menschlich nahe, stellt sich so leicht und lockend dar, aller Orten ein abgeschlossenes Bild und doch überall weit und erhaben. Selten erblickte ich eine Landschaft, die so innerlich anmuthet und herzlich befriedigt. Man sieht gar nichts Großes und Gewaltiges, und doch giebt alles der Seele einen leisen Zug in's Lichte und Ideale. Und dieser „himmlische Himmel“ darüber! Woher diese ganz eigene Klarheit der Luft? Seit Teneriffa hatte ich sie nicht so gesehen. Die Höhen am Bosphorus umwittert auch etwas von dieser lieblichen Klarheit.

Unbewußt übt der Adel der landschaftlichen Umgebung auch auf die jetzigen Bewohner der Stadt seine wohlthätige Wirkung aus. Die Straßen Athens sind keineswegs ohne Leben, aber es herrscht kein Gedränge, es läßt sich nichts von Rohheit oder Gesindel blicken, die Leute bewegen sich glatt und gefällig, oder still vornehm neben einander her. Selbst

wenn des Abends sich die Kaffeehäuser mit Politikern anfüllen, die mit dem lebhaftesten Mienen- und Geberdenspiel ihre Erörterungen halten, sieht man wohl, daß sie in der Erregung sich die geballten Hände vor's Gesicht halten: aber an's Zuschlagen denkt Niemand. Gehen sie aus einander, so setzt sich der hitzige Streit eine Weile auf der Straße fort, dann aber geht Jeder mit artigem Gruße still seines Weges.

Zu dieser schönen Mäßigung trägt freilich noch ein anderer Umstand bei. Wenn man einen halben Tag in Athen verweilt, merkt man bald daß die Stadt eigentlich und in der Hauptsache ein einziges großes Schul- und Erziehungshaus ist. Diese Stadt von nur 50,000 Bewohnern hat 80 Professoren mit 1500 Studenten, 40 Professorinnen mit 800 Institutsmädchen, die als ihren künftigen Beruf das Wort im Auge haben: Gehet in alle Welt und lehret! Zu diesen kommen eine Reihe anderer höherer Bildungsanstalten, zwei Gymnasien, — auch die Pyräusstadt hat bereits ihr eigenes, — und Asyle für Waisen, für Kranke, für Arme. All die Professoren und Lehrerinnen sind vorzüglich besoldet, und, worin diese Athener selbst uns Deutschen voraus sind, jeglicher Unterricht ist frei, diese Freiheit erstreckt sich sogar auf kostbare Lehrmittel. Die

Gelder dafür fließen meist aus Stiftungen von Privatleuten: schon der nationale Anstand bringt es mit sich, daß ein wohlhabender Grieche, mag er in London oder Wien oder Smyrna wohnen, im Testamente etwas für die Lehranstalten seines Volkes aussetzt.

Zweifellos haben die Griechen das beste und sicherste Mittel ergriffen, wie ein weit zerstreuetes und waffenschwaches Volk seine Nationalität beleben, veredeln und stärken kann. Keine andere Nationalität im Oriente leistet hierin nur entfernt Aehnliches, und haben also die Griechen so unrecht nicht, wenn sie in der Stille denken: ihrem Volke gehöre die Zukunft in diesen Ländern. Wenn ich diese großen Leistungen überblicke, die mit jedem Jahr noch größer werden, so erneuert sich mir, so spaßhaft es klingen mag, die Vorstellung von Pelasgern und Hellenen. Ich habe früher bei Samothrake mir erlaubt, die Ansicht zu betonen, Pelasger und Hellenen seien nicht zwei verschiedene, sondern ein und dasselbe Volk, und der Unterschied liege bloß in der niedern oder höheren Kultur. Wie nun in grauen Zeiten des Alterthums die Hellenen sich mit den Waffen und Mitteln ihrer Kultur über die Küsten verbreiteten und von den Küstenstädten aus die rohen pelasgischen Bauern unter ihre Herrschaft und diese

Hintersassen in ihre Zucht und Schule nahmen, sie zu Hellenen umbildeten, oder weiter in's Innere des Landes zurück drängten: so schreitet griechische Bildung und in ihrem Gefolge neubelebte und verjüngte griechische Nationalität von den Küstenstädten nach den umliegenden Ortschaften und von diesen immer weiter in's Land hinein. Zur Zeit sind bloß die Griechen selbst aufs Korn genommen; jedoch ist bereits ersichtlich, wie rasch und wie viele Albanesen und Slaven und Leute gemischten Blutes in Hellas, und wie rasch und wie viele asiatische Griechen, die kein hellenisches Wort mehr verstanden, griechische Sprache und Nationalität annahmen.

Ich habe bereits bemerkt, wie die großen Fackeln der deutschen Siege auch nach dem Orient hinein leuchteten. Da wir Deutschen aber vorläufig dort wenig zu suchen haben, so können wir uns nur freuen, wenn deutsche Wissenschaft im hellenischen Gewande dort einzieht. In den Bildungsanstalten zu Athen, wo uns ohnehin so vieles deutsch anmuthet, wollte man 1871 ohne Weiteres die deutsche Sprache an die Stelle der französischen setzen, und in der That wird, außer den skandinavischen und nordamerikanischen Städten, nirgends so eifrig Deutsch getrieben, als in Athen. Es ist aber zu bedenken, daß im Orient das Französische seine großen natür-

lichen Vorrechte hat und nutzbringende Vortheile gewährt.

Eines Abends stiegen wir zum Lykabettos hinauf, dem hohen Spitzkegel der gleich hinter Athen aufragt, und sahen von der kleinen Platte, die auf dem Gipfel neben dem Kapellchen nur ein paar Fuß Raum hat, die Sonne untergehen. Hatten Tags über Licht und Schatten rastlos in den Bergen gewechselt, als spielte auf ihren Halden ein geheimes Naturleben, so verklärte sie ihre Sonnenkönigin, ehe sie verschwinden wollte, noch einmal in allen Farben des Purpurs. Erst übergoß ein glühendes Roth den Lykabettos, an dem wir wie aus Wolkenhöhe niedersahen, dann die breite Bergseite des Hymettos, und dann standen auf einmal die Umberge in allen Abstufungen von sanftem Roth und Blau, bis tiefes Schwarzblau alle umfing und wir genöthigt waren, im nächtlichen Dunkel die halsbrecherische Steige hinunter zu suchen.

Sonst gingen wir des Abends gern in die enge winklichte Altstadt, wo die Lichter glänzten in zahllosen Buden und die Volkslust sich gehen ließ. Hier trieb sich das Leben immer noch bunt und malerisch genug vorüber. Hin und wieder glitt durch den Schwarm ein lachender Mädchenkopf auf wahrhaft klassischer Büste. In den zahllosen Wirthsbuden

aber saßen Themistokles und Aristides, Odysseus und Achilleus, und wie diese Schuster und Krämer weiter hießen man sah ihnen an, welche Wonne das Plaudern ihnen machte. Sie saßen auch öfter bei Tage da, die strenge Arbeit wollte ihnen durchaus noch nicht munden. Auch wohl ein breiter Bartpope erschien, dessen Denkerstirne keineswegs von geistiger Arbeit zeugte. Es soll übrigens unter der griechischen Geistlichkeit gerade in Athen hochherzige Männer geben, deren Vaterlandsliebe so groß ist, daß sie all das junge Volk nach dem aufgeklärten Deutschland zum Studiren schicken möchten.

Das Schönste blieb in Athen immer die Akropolis. Es war so selig, stundenlang zwischen den Säulen des Parthenon durch in die himmlische Aetherbläue zu schauen, wo die kleinen Thurmfalken, diese gelehrigen und anhänglichen Vögel, ihre stillen Kreise zogen, oder über die Trümmerhaufen hin auf's strahlende Meer, das so lockend und lieblich dazwischen schauet, oder hinein in die Berge, deren Glieder, wie die Sonne darüber hinzieht, sich gleichsam werfen und drehen und bald diese bald jene Seite und Schlucht zeigen.

Und kann es dann von Bildwerken etwas köstlicheres geben, als was man hier in Säulen und Karyatiden und den mannigfachsten Trümmerstücken

sieht? Wie ist das alles so liebevoll, edelfein und zart und fließend gearbeitet! Betrachtet man eine dieser Säulen, man kann es nicht begreifen, wie so einfache Form von solch weichem und reizendem Leben erfüllt sein kann.

Gerade wie bei den Oberammergauer Spielen jede Gestalt, so schlicht sie dasteht, voll ächt religiöser und historischer Weihe ist, wie der talentvollste Schauspieler sie nicht darstellt, blos weil das alte gerechte Ueberlieferte zusammen trifft mit tiefer Begeisterung, — gerade so wahrhaft, so seelenvoll war alles auf der Akropolis gearbeitet, und nur der höchste Adel des Geistes und das feinste Formgefühl, vereinigt mit guter Tradition, konnten diesen Zauber schaffen.

Ja es ist ein ewig jugendlicher Zauber darin, das kleinste Stück noch von unverwüstlicher Schönheit durchdrungen. Wer dieses ewig Schöne auf der Akropolis einmal geschauet, einmal in seine Seele aufgenommen, in dem lebt es fort, und wenn man wieder daran denkt, quillt und hebt es sich aus dem dunkeln Innern wieder hervor in lichter entzückender Schönheit.

An einem Abend, als die Sonne hinter Salamis ins Meer tauchte, hatten wir das wundervollste Rottmannische Bild, und sagten Beide, Rottmann

hat in Nichts übertrieben. Der weiße Fußboden, so weit davon noch glatte Marmortafeln da lagen, glänzte wie rothes Glas. Dann, während die höchsten Berglinien noch in Verklärung blinkten, wurde tiefer unten alles bleich und bläulich und dunkel, die Bergzüge, das Meer und die Fruchtebene, und darin auf hohem Burgfelsen die edlen bleichen Marmortrümmer. Ach nur Trümmer und wieder Trümmer! Unheimlich hoben sich hervor die rohen cyklopischen Steinblöcke an den Rändern der Felsenplatte. Es zog mir das Herz zusammen vor Schmerz und Trauer, als sollte nun die finstere Nacht und Kälte all die hellen Kulturblüthen überdecken, da dies Schönste, was die Welt hatte, so jammervoll zu Grunde ging. Und doch, und doch in tiefster Seele begann es zu lachen und spottete über meine Trauer und jubelte; denn einmal hatte doch der göttliche Geist, der Welt und Menschen durchweht, hier das Schönste geschaffen, einmal stand es doch wirklich und leibhaft da, und was von dieser Hochstätte an Ideen und Gedanken ausgegangen, das war unsterblich, unsterblich fruchtbar an neuen Schöpfungen und Gesetzen, so lange Menschengeschlechter über die Erde wallen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



